

DAS FU-PUSH-WEBLOG

DAS FU-PUSH-WEBLOG

FUTURE PUBLICATIONS IN DEN HUMANITIES

BEN KADEN & MICHAEL KLEINEBERG

THIS BOOK WAS PRODUCED USING
PRESSBOOKS.COM

Das Fu-PusH-Weblog Copyright © 2016

Dieses Buch wurde auf Pressbooks.com erstellt. Das PDF wurde mit PrinceXML erzeugt.

THIS BOOK WAS PRODUCED USING
PRESSBOOKS.COM

Inhalt

Das Fu-PusH-Weblog <i>2014-10-13</i>	xi
---	----

Teil I. 2014

1. Podiumsdiskussion „Ist das Buch von gestern und das E-Book von morgen?“ <i>2014-10-20</i>	3
2. Die Rolle einer Zeitschrift für eine Community. Das Beispiel des Journal of Feminist Studies in Religion <i>2014-10-21</i>	5
3. Das Vermaschen der Worte: Über Lexpionage und die Frage der passenden Benennung <i>2014-10-23</i>	9
4. Generation Open (Access). Eine Unkonferenz zur OA-Week 2014 <i>2014-10-23</i>	11
5. Die Zukunft der wissenschaftlichen Kommunikation wie sie David De Roure sieht. Eine Lektüre <i>2014-11-06</i>	13
6. Digital Humanities und buchhistorische Forschung. Zu einem Tagungsbericht <i>2014-11-17</i>	19
7. Warum der allgemeine E-Book-Markt für Fu-PusH relevant ist <i>2014-11-18</i>	21
8. Ist das Buch ein Statusmedium? Und was bedeutet das für E-Publikationen? <i>2014-11-23</i>	23
9. Von Tastaturen, Pfaden, Pferden und Innovationskulturen <i>2014-11-25</i>	25
10. Wort, Material und Distant Reading <i>2014-11-26</i>	29
11. Der Petroglyphomat als analog-digitale Kommunikationsidee <i>2014-12-02</i>	31
12. Hypothes.is und das Potential von Social Annotation <i>2014-12-03</i>	33
13. Über Data Sharing und Open Humanities <i>2014-12-17</i>	35
14. Breaking Book. Wie Amazon das Lesen „enhanced“ <i>2014-12-18</i>	39
15. Zum Jahresausklang: Die Tastaturinnovation des Jahres 1943 <i>2014-12-30</i>	43

Teil II. 2015

16. Wohin strebt die Disziplin der „Digital Humanities“? Zu einem Artikel in der FAZ
2015-01-05 47
17. Digital_Humanities, rezensiert in Design & Culture
2015-01-06 49
18. Materialität, Digitalität und die Frage nach dem Status des Dokuments
2015-01-06 51
19. Digitale Schrift und digitales Schreiben
2015-01-07 53
20. Das neue DFG-Merkblatt zum LIS-Förderprogramm („Infrastruktur für elektronische Publikationen und digitale Wissenschaftskommunikation“)
2015-01-12 55
21. Die Stanford University Press entwickelt interaktive Publikationsformen. Mit Unterstützung der Andrew W. Mellon Foundation
2015-01-14 59
22. Sind Tweets verschriftliche Mündlichkeit?
2015-01-15 61
23. Macmillan und Springer gehen zusammen, Collabra will für das Peer Review zahlen. Zwei kurze Meldungen
2015-01-16 63
24. Desiderate beim Umgang mit geisteswissenschaftlichen Forschungsdaten. Erkenntnisse einer Interviewreihe an der HU Berlin
2015-01-19 65
25. Aktuelle Trends für den Forschungsworkflow. Eine Übersicht von Bianca Kramer und Jeroan Bosman
2015-01-19 67
26. Was das NYTimes-Chronicle-Tool über „Digital Humanities“ in der New York Times verrät
2015-01-26 69
27. Eric Steinhauer über einen Aufsatz zur Zukunft des geisteswissenschaftlichen Buches
2015-01-26 71
28. Posterpräsentation auf der DHD-Tagung 2015 in Graz
2015-02-02 73
29. Social Media, Wissenschaftsforschung und das Kreditierungsproblem nicht-konventioneller Formen der Fachkommunikation
2015-02-03 75
30. Ein Blick in die Zukunft der wissenschaftlichen Kommunikation. Im Harvard Magazine
2015-02-04 77
31. Warum die Wissenschaft so sehr am PDF-Format hängt
2015-02-06 79
32. University Presses, 1955 und 2015
2015-02-09 83
33. Demnächst: Ein Open-Access-Journal in den Altertumswissenschaften. Eine Notiz zu Digital Classics Online
2015-02-13 85
34. Die Empfehlungen der BBAW zur Zukunft des wissenschaftlichen Publizierens
2015-06-01 89

35. Projektseminar: Szenarien des elektronischen Publizierens in den Geisteswissenschaften <i>2015-02-16</i>	95
36. Mit Twitter über neue Publikationsformate sprechen. Ein Beispiel aus dem Fu-PusH-Stream <i>2015-02-18</i>	97
37. In Kürze: Das Journal of Brief Ideas publiziert 200-Wörter-Paper. <i>2015-02-18</i>	101
38. Christian Heise über digitales Publizieren in den Geisteswissenschaften. Ein exemplarisches Experteninterview <i>2015-02-21</i>	103
39. Wissenschaftsblogs aktuell. Zu einem Artikel im Tagesspiegel <i>2015-03-02</i>	105
40. Produziert die Wissenschaft zu viel Wissenschaft? Und wie neu ist das Phänomen des ,Attention Decay' in der Wissenschaft? <i>2015-03-13</i>	107
41. Apps als Brücke zwischen Print und Digital. Das Beispiel Mosaik Magic. <i>2015-03-31</i>	109
42. Die DFG-Fachinformationsdienste und die Anforderungen der Geisteswissenschaften. Zu einem FAZ-Artikel. <i>2015-04-08</i>	111
43. Die Hand und das Digitale. Aktuelle Werkzeuge zur Übertragung von Handlichkeit in die Cloud. <i>2015-04-20</i>	113
44. Choose Privacy Week 2015: Was passiert mit unseren Daten in der Bibliothek 2.0? <i>2015-05-28</i>	115
45. Clipper – ein Werkzeug zur Annotation von „time-based-media“. <i>2015-06-08</i>	117
46. In Deutschland werden kaum digitale Lehrbücher verkauft. Meldet die FAZ. <i>2015-06-10</i>	119
47. Das Oligopol der Wissenschaftsverlage und die Geisteswissenschaften <i>2015-06-15</i>	121
48. Gibt es Schnittmengen zwischen digitalem Journalismus und digitaler Wissenschaftskommunikation? <i>2015-07-01</i>	123
49. De Gruyter denkt Publikationen von der Technologie her. Und weitere Eckpunkte des BBKs vom 07.07.2015. <i>2015-07-08</i>	125
50. Social Annotation und Genius.com <i>2015-07-10</i>	129
51. Eine Zwischenstandsmeldung im August <i>2015-08-05</i>	131
52. Wie digital archivieren? Wolfgang Ernst befasst sich in der ZfBB mit der Memorisierung des Web. <i>2015-08-18</i>	133
53. Open Access, Wissenschaftskultur und Forschungsdaten. Zu einem Beitrag bei derStandard.at. <i>2015-08-24</i>	137

54. Die FAZ über Universitätsverlage und die Rolle der Bibliothek für die Wissenschaft. <i>2015-09-02</i>	139
55. Als Gruß nach Zürich (#oat15): Ein Blick in die FAZ-Berichterstattung zum Thema Open Access im Jahr 2003. <i>2015-09-07</i>	143
56. Als Nachlese zu den Open-Access-Tagen 2015: Die Top40 des #oat15-Twitteraufkommens. <i>2015-09-11</i>	145
57. Eine Notiz zum Start des geisteswissenschaftlichen Megajournals Open Library of Humanities. <i>2015-10-06</i>	147
58. Die Zukunft der E-Books liegt in den Wurzeln des Digitalen. <i>2015-10-15</i>	149
59. Big Data und die Geisteswissenschaften. Eine Anmerkung einem Tagungsbericht in der NZZ. <i>2015-10-20</i>	151
60. Digitale Fachkommunikation in der Anthropologie. Die Zeitschrift American Anthropologist stellt 2016 (fast) auf e-only um. <i>2015-11-02</i>	153
61. Was Digital Humanities und digitalen Journalismus verbindet. <i>2015-11-02</i>	155
62. Wie langzeitarchiviert man Enhanced Publications? <i>2015-11-10</i>	159
63. »Alles Relevante auf Papier, alles andere ins Netz«? Zur Doppelläufigkeit gegenwärtiger Medienkulturen. <i>2015-11-11</i>	163
64. Über (digitale) Hilfswissenschaften, Bibliothekswissenschaft und Digital Humanities. <i>2015-11-18</i>	165
65. Herausforderungen des Publizierens von Forschungsdaten. Zu einem aktuellen Beitrag in Science. <i>2015-12-14</i>	169
66. Toolbox aktuell: Das remind-to-read-Widget des New Yorker. <i>2015-12-14</i>	171
67. Jetzt online: Der Fu-PusH Statement Finder <i>2015-12-14</i>	173
68. Fu-PusH-Workshop zu Finanzierung und Rechtsgrundlagen des digitalen Publizierens. Am 08.01.2016 in Berlin. <i>2015-12-15</i>	175
69. Analog Humanities als quellenkritische Hilfswissenschaft? Zu einem Text Gregory Cranes. <i>2015-12-16</i>	177
70. Fu-PusH auf der Jahreskonferenz DHd 2016 <i>2015-12-21</i>	181
Teil III. 2016	
71. Fu-PusH Dossier: Bibliotheken und Desiderata <i>2016-01-07</i>	189
72. Fu-PusH Dossier: Forschungsdaten und Bibliotheken <i>2016-01-12</i>	193

73. Fu-PusH Dossier: Infrastruktureinrichtungen und Empfehlungen <i>2016-01-26</i>	199
74. Fu-PusH Dossier: Begriff „Bibliothek“ <i>2016-01-27</i>	203
75. Fu-PusH Dossier: Enhanced Publications <i>2016-02-01</i>	205
76. Fu-PusH Dossier: Geschäftsmodelle <i>2016-02-03</i>	213
77. Fu-PusH Dossier: Autoren und Empfehlungen <i>2016-02-04</i>	219
78. Fu-PusH Dossier: Verlage und Empfehlungen <i>2016-02-08</i>	221
79. Fu-PusH Dossier: Wissenschaftspolitik und Empfehlungen <i>2016-02-10</i>	223
80. Fu-PusH Dossier: Förderinstitutionen und Empfehlungen <i>2016-02-11</i>	225
81. Fu-PusH Dossier: Rechtsgrundlage <i>2016-02-18</i>	227
82. Publikationskulturen und Urheberrecht. Eine Überlegung zu einem Differenzierungsansatz <i>2016-03-02</i>	237
83. Das Fu-PusH-Poster für die DHd 2016 <i>2016-03-08</i>	239
84. Was wir uns von der DHd 2016 merken: Das 21. Jahrhundert könnte eines der Geisteswissenschaften sein. <i>2016-03-14</i>	241
85. Eine kurze Nachlese zum Fu-PusH-Workshop Enhanced Publications und Bibliotheken vom 16.03.2016 <i>2016-03-29</i>	243
86. Workshopbericht Enhanced Publications, in der CZ#141 <i>2016-03-29</i>	245
87. Edition TOPOI stellt das Citable und den eBook-Viewer vor <i>2016-04-20</i>	247
88. Open Access in Berlin: Heiße Luft oder Hot Topic? <i>2016-04-28</i>	251

Das Fu-PusH-Weblog

2014-10-13

Wenn ein Projekt in seiner Beschreibung vermerkt:

„Mit dem beantragten Vorhaben sollen die Anforderungen an ‚future publications‘ in den Geisteswissenschaften ermittelt werden, die sich nicht mehr am Vorbild und an der Wertschöpfung gedruckter Formate orientieren, sondern denen die originären Potenziale digitaler Medien zugrunde liegen.“ (Fu-PusH, 2014)

dann sollte es selbstverständlich selbst seine Aktivitäten im Sinne einer Kommunikation mit der Community nicht nur in traditionellen und erfahrungsgemäß für Projektrhythmen auch etwas behäbigen, formalisierten Publikationsformen wie zum Beispiel Zeitschriften- oder Konferenzbeiträgen sichtbar machen. Die Nutzung von begleitenden Publikations- und Kommunikationsmitteln aus dem Umfeld des vor etwa einem Jahrzehnt etablierten Web 2.0 ist heute in vielen solchen Zusammenhängen fast als Standard zu betrachten. Für Fu-PusH gibt es diesbezüglich konkret einerseits einen Twitter-Stream – @fupush – den wir twitter-typisch als Kurznachrichten- und Vernetzungsmedium benutzen werden. Und andererseits dieses Weblog.

Wir werden das Blog ab heute über die Laufzeit des Projektes regelmäßig mit Beiträgen füllen. In diesen soll es nicht nur um Inhalte gehen, die auf einer übergeordneten Ebene das Projekt selbst betreffen, sondern auch um Entwicklungen, Veröffentlichungen und Ideen aus dem Feld des digitalen Publizierens in den Geisteswissenschaften besonders mit dem Zuschnitt auf die so genannten „enhanced publications“.

Grob definiert versteht man unter „enhanced publications“ Publikationsformen, die über eine digitale Nachbildung von Druckmedien hinausgehen und zum Beispiel mit Zusatzdiensten und Multimedia-Materialien angereichert sowie hypertextuell und/oder semantisch vernetzt sind. Technisch, konzeptionell und zum Teil auch bereits in der Anwendung sind diese Publikationsformen selbstverständlich schon ziemlich gegenwärtig. Allerdings und besonders in den Geisteswissenschaften befinden sie sich bislang zumeist in einem sehr frühen, oft noch experimentellen, in jedem Fall offenem Stadium. Die Entwicklung derartiger Kommunikationsformen beginnt in großer Reichweite tatsächlich erst jetzt und steht an vielen Stellen in intensiver Wechselwirkung und Abhängigkeit zu übergeordneten Trends digitaler Publikations- und Kommunikationstechnologien.

Die im Fu-PusH-Projekt vorgesehene Modellierung von Publikationsszenarien für den Einsatz von „enhanced publications“ in der geisteswissenschaftlichen Fachkommunikation, die oft mehr Dokumentensystemen (oder Informationssystemen, vgl. auch Bardi, Manghi, 2014) als abgeschlossenen Dokumentationseinheiten ähneln, wird diese diversen Stränge bündeln, auf die Bedingungen der Wissenschaftskommunikation in den Geisteswissenschaften rückzuspiegeln und exemplarisch explizieren. Nicht zuletzt dafür ist es notwendig, sich auch mit den begrifflichen und diskursiven Elementen des Betrachtungsfelds auseinandersetzen und möglicherweise sogar ein angemessenes Beschreibungsvokabular erst zu entwickeln. Entsprechende Überlegungen werden ebenfalls ihren Platz in diesem Weblog finden, das in dieser Hinsicht auch die Rolle eines Forschungstagebuchs übernehmen kann.

Naturgemäß spielt in dem besonderen Zuschnitt auf die Geisteswissenschaften auch die Frage eine zentrale Rolle, wie sich die Forschungspraxis dieser Disziplinen unter anderem unter dem Einfluss der so genannten „Digital Humanities“ entwickeln wird, genauso wie wissenschaftspolitische Richtungsentscheidungen – wie Diskussionen im Bereich Open Access und Open Science zeigen – als Rahmenbedingung maßgeblich sind. Wir beobachten diese angrenzenden Bereiche selbstverständlich ebenfalls und werden versuchen, diesbezüglich fruchtbare Anschlusspunkte für die Erkenntnisse unseres Projektes herauszuarbeiten und je nach Relevanz für den engeren Projektgegenstand auch hier abbilden. Wie in der näheren und entfernteren Zukunft wirklich in den Geisteswissenschaften kommuniziert wird und nicht zuletzt, wie wissenschaftliche Bibliotheken damit am besten umgehen, ist von vielen Faktoren abhängig. Fu-PusH wird für diese komplexe Gemengelage sicher keine große Lösung, aber doch einen sehr sinnvollen Baustein liefern. Dieses Weblog wird dokumentieren, wo wir auf dem Weg dahin jeweils stehen.

Das Fu-PusH-Team freut sich sehr über Anregungen, Ergänzungen und Hinweise zum Blog, zum Projekt und zum Thema:

- Ben Kaden – ben.kaden@ub.hu-berlin.de

- Michael Kleineberg – michael.kleineberg@ub.hu-berlin.de
- @fupush

Offizielle Projekt-Website:

<https://www.ub.hu-berlin.de/de/ueber-uns/projekte/fu-push-1/>

Quellen

Alessia Bardi; Paolo Manghi (2014). Enhanced Publications: Data Models and Information Systems. In: *LIBER Quarterly*, Vol. 23, Nr. 4, S. 240-273, apr. 2014. (Ein ausführliches Referat dieses Aufsatzes gibt es auch im LIBREAS:Tumblr.)

Fu-PusH (2014). *Future Publications in den Humanities (Fu-PusH) – Beschreibung des DFG-Projekts*. Arbeitspapier. Berlin: Universitätsbibliothek der Humboldt-Universität. PDF-Download

THIS BOOK WAS PRODUCED USING
PRESSBOOKS.COM

Easily turn your manuscript into

EPUB *Nook, Kobo, and iBooks*

Mobi *Kindle*

PDF *Print-on-demand and digital
distribution*



PRESSBOOKS.COM

Simple Book Production

TEIL I

2014

THIS BOOK WAS PRODUCED USING
PRESSBOOKS.COM

THIS BOOK WAS PRODUCED USING
PRESSBOOKS.COM

Podiumsdiskussion „Ist das Buch von gestern und das E-Book von morgen?“

2014-10-20

Berlin, 20. November 2014

Computer und Internet haben die Arbeits- und Kooperationsformen in Forschung, Lehre und Studium signifikant verändert. Dieser Wandel wirkt sich auch auf das wissenschaftliche Publizieren aus und eröffnet neue Möglichkeiten der Kommunikation und Verbreitung von Wissen. Die Transformation vom Analogen zum Digitalen stellt zahlreiche Fragen an die Generierung, Publikation und Rezeption von Wissen, die mit den daran beteiligten Akteuren zu diskutieren sind.

Teilnehmer der Podiumsdiskussion:

- Prof. Dr. Horst Bredekamp, HU Berlin
- Prof. Dr. Andreas Degkwitz, HU Berlin
- Prof. Dr. Gerd Graßhoff, HU Berlin
- Prof. Dr. Michael Seadle, HU Berlin
- Prof. Dr. Günter M. Ziegler, FU Berlin.

Veranstaltungsort:

Jacob-und-Wilhelm-Grimm-Zentrum der Humboldt-Universität zu Berlin | Geschwister-Scholl-Straße 1-3 | Auditorium | 10117 Berlin

Veranstaltet vom Börsenverein des Deutschen Buchhandels Landesverband Berlin-Brandenburg e. V. in Kooperation mit dem Jacob-und-Wilhelm-Grimm-Zentrum der Humboldt-Universität zu Berlin

Beginn der Veranstaltung: 19 Uhr | Eintritt frei

Die Rolle einer Zeitschrift für eine Community. Das Beispiel des Journal of Feminist Studies in Religion

2014-10-21

Eine Notiz von Ben Kaden (@bkaden)

Das *Bradford Law of Scattering*, vor allem in seiner trivialisierten Form, ist vermutlich einer der wertvollsten und handlichsten Beiträge, die die Bibliometrie einer inter- und transdisziplinären Wissenschaftspraxis schenkte. Denn es lehrt, dass potentiell interessante Aspekte zur eigenen Forschung zwar bevorzugt in einer kleinen Gruppe so genannter Kernzeitschriften erscheinen, aber eben auch weit verstreut.

Was in vordigitalen Zeiten aufwendige, oft ernüchternde und selten wirklich umfänglich realisierbare Sichtungsrbeit darstellte, ist dank der fachübergreifenden Datenbankerschließung problemlos invertiert als neuer Vorteil zu definieren: gerade die Blicke auf einen Forschungsgegenstand, die nicht durch den Tunnel der *Core Journals* zu einem gelangen, erweitern bisweilen das Verständnis für die eigenen Gegenstand erheblich. Und häufig kontextualisieren sie die eigenen Überlegungen bestätigend und/oder kritisch.

In der Bibliothekswissenschaft steht man ohnehin vor der Situation, dass es für viele Themenstellungen keine perfekt passenden Kernzeitschriften gibt. Untersucht man nun zukünftige Publikationsstrukturen in den Geisteswissenschaften, kann man natürlich im *Journal of Digital Humanities* blättern und fündig werden. Aber es ist keineswegs davon auszugehen, dass alsbald die Entsprechung *Humanities = Digital Humanities* erschöpfend ist.

In gewisser Weise ist der Bestand der Kernzeitschriften für Fu-PuSH das Feld der gesamten geisteswissenschaftlichen Zeitschriften, die sich mittlerweile selbst zur Digitalität der Wissenschaftskommunikation wenigstens positionieren. De facto kann also in jedem Editorial und in jedem methodologischen Beitrag etwas aufblitzen, was für unser Untersuchungsziel bedeutsam ist. Der schönste Nebeneffekt, jedenfalls für prinzipiell neugierige Forschende, ist dabei die Begegnung mit Zeitschriftentiteln, die man sonst eher nie entdeckt hätte.

Nehmen wir zum Beispiel das *Journal of Feminist Studies in Religion*. Die Herbstausgabe 2014 dokumentiert ausführlich die Ergebnisse des Roundtable *Thirtieth-Anniversary Roundtable on the Significance and Future of JFSR*. Die Zeitschrift selbst wird als ein neuer Raum für feministisches Denken definiert, den die Zeitschrift erst schuf, als Ort der Entfaltung und zugleich als Identität stiftendes Medium für die Community (vgl. Wong Wai Ching Angela, 2014). Kelsi Morrison-Atkins betont die Bedeutung des Weblogs zur Zeitschrift als Kollaborationsplattform in Verbindung zur Idee eines Kommunikationsraumes:

„In the past few years, the Feminism in Religion Forum blog has been one such fruitful space in which feminist scholarship becomes both accessible, personal, and engaging and I applaud the interactive and innovative work bloggers manage to do in 750 words.” (Morrison-Atkins, 2014)

Partizipativität und Kollaborativität sind fest und grundsätzlich in der Art von Wissenschaft verankert, für die das JFSR steht. Betrachtet man nun übergreifende Trends, scheint durchaus plausibel, diese Basisprinzipien feministischer Diskursivität als Vorbild dessen zu betrachten, was nun auch in anderen Bereichen der Geisteswissenschaften immer deutlicher wird. Die Ursache mag in dem von Anfang an gegebenen progressiven Ansatz und Gestaltungswillen liegen:

„The Journal of Feminist Studies in Religion does this: it expands writing in order to change the academy.“ (Hofheinz, 2014)

Wir können und müssen folglich fragen, in welchem Umfang, mit welchem Ziel und mit welchen Folgen bestimmte Prinzipien des *Future Publishings* auch epistemologische und wissenschaftskulturelle Praxen verändern. Eine Zeitschrift

ist, auch wenn sie es nicht so offensiv expliziert wie es beim Roundtable des JFSR geschah, immer mehr als eine reine Plattform zur Abbildung von Forschungsergebnissen. Sie wirkt integrierend (und auch exkludierend) als Medium der Konstitution von Wissenschaftscommunities. Sie lenkt Forschungsprogramme und vernetzt Akteure. Reden wir über die Zukunft des Publizierens, dürfen wir diese genuin sozialen Wirkungen eines Publikationsmodells nicht vernachlässigen. Wir müssen viel mehr fragen, inwieweit neue Publikationsstrukturen gerade diese Aspekte berücksichtigen. Und in welcher Form. Die Akzeptanz neuer Publikationsmodelle in den Wissenschaftsgemeinschaften dürfte maßgeblich davon abhängen, wie diese Funktionen einer Zeitschrift aufgegriffen werden.

Die Frage, wie zukünftige Publikationsstrukturen und Kommunikationstechnologien gestaltet sind, ist demnach offensichtlich nicht allein eine der Technik und auch nicht allein auf Optimierung und *Ease-of-Use* gerichtet. Sie ist sozial und sie ist auch politisch in dem Sinne, dass mit jeder neuen Technologie die Teilhabemöglichkeiten an der Wissenschaftskultur selbst neu ausgehandelt werden, dass Methodologien, Vorstellungsräume, Topoi und Selbstverständlichkeiten der Geisteswissenschaften ebenfalls hinterfragt werden müssen. Die Zukunft des Publizierens umkreist also nicht allein Entscheidungen wie die, auf welches *Mark-up* man sich einigt.

Sie betrifft ganz grundsätzlich die Wechselwirkung zwischen dem, wie und mit welchen Zielen wir forschen, wie wir unsere Forschung mit wem kommunizieren und in welchem wissenschaftskulturellen Rahmen beides abläuft.

Letztlich verhandeln wir nicht zuletzt intensiv neu, was als wissenschaftsrelevante Leistung gilt (vgl. exemplarisch für den Diskurs: Graf, 2014). Sind das Blogposting und der Zwischenbericht, ist die Datenaufbereitung, sind Begutachtungen und die wissenschaftliche Kommunikation lenkende, idealerweise verbessernde Tätigkeiten Leistungen, die in der Reputationsverteilung der Wissenschaft analog zu einem Forschungsergebnis und seiner Publikation honoriert werden sollen? Vermutlich ist bald der Konsens: ja. Im Anschluss ist dann aber zu klären: wie?

Einer der Beiträge der Herbstausgabe von JFSR trägt den Titel *Accessing the Revolution* und erläutert konkret Elemente des Publikationskonzepts dieser Zeitschrift, deren Ziel es ist (1) ein „alternative and equally valued publishing outlet“ anzubieten, (2) „[to] expand[...] what counts as scholarship“ und schließlich „[to] create[...] a network to sustain and support feminist scholars and scholarship“ (Ott, 2014). Diese Elemente sind möglicherweise typisch für eine progressiveres Verständnis der wissenschaftlichen Zeitschrift. Daher sollten sie hier registriert werden.

Qualitätssicherung mit Peer Review

Das JFSR ist, wenn man so will, ein Nachwuchsmedium, das gerade über die Integration eines Peer Review über den Gebrauch dieser traditionellen Qualitätssicherung der Wissenschaft einer feministische Forschungsagenda überhaupt erst durchsetzt(e):

„[P]eer review, when done well, provides important feedback to writers and subverts the traditional academic standards that label feminist work as additional or not serious.“ (Ott, 2014)

Will man in der bestehenden Wissenschaftskultur ernstgenommen werden, muss man nach wie vor nachweisen können, dass man deren Qualitäts(sicherungs)standards anerkennt erfüllt. Auch wenn Peer Review angesichts offensichtlicher Nachteile bisweilen sehr kritisch und sogar als verfehlt angesehen wird (vgl. u.a. Kaden, 2014) scheint es, solange weder breite Akzeptanz für ein Open-Review-Konzept noch überzeugende Beurteilungsalternativen vorliegen, stabil das Mittel der Wahl zu sein, wenn es darum geht, Publikationen als „wissenschaftlich“ akzeptabel zu kennzeichnen.

Vielfalt der Darstellungsformen

Weiterhin führte die Öffnung des JFSR auch für andere Publikationsformen als den klassischen Zeitschriftenaufsatz zu einem stärker auf Diversität und damit auch gesellschaftliche Wirkung gerichteten Verständnis von Wissenschaft. In gewisser Weise kann man auf diesem Weg die Hürde (oder den Klotz) Peer Review unterlaufen, indem man im organisatorisch selben Rahmen alternative und möglicherweise nicht Peer-Review-taugliche Darstellungsweisen unterbringt. Die Ausstrahlung der nachgewiesenen Wissenschaftlichkeit der Zeitschrift strahlt als Qualitätsausweis auch auf die redaktionell ausgewählten anderen Inhalte und sorgt im Idealfall für deren Anerkennung als rezeptionsrelevant. Die Bandbreite des wissenschaftlich Akzeptablen könnte sich mit dieser Parallelstellung langsam verschieben. Ähnliches gilt für die mittlerweile nicht mehr ganz seltene Lösung, den Rhythmus der Ausgaben einer Zeitschrift durch ein Weblog als permanentes und dynamisches Publikationsmedium u.a. für laufende Diskussionen zu ergänzen.

Netzwerkeffekte

Die Zeitschrift als Vernetzungspunkt für die in der Redaktion und die als AutorInnen tätigen WissenschaftlerInnen stärkte das Netzwerk der Community und führte, so Kate Ott, zu einem erwünschten Ideenpluralismus. Für die Autorin verkörpert die Zeitschrift selbst das Grundkonzept des Feminismus und steht dadurch gestaltend und responsiv

mit dem Bezugsgegenstand selbst in Wechselwirkung. Hier wird zugleich erneut deutlich, dass eine Fachgemeinschaft stabile und zugleich offene Anlaufpunkte benötigt, die zum Beispiel von einer Zeitschrift oder einer Publikationsplattform repräsentiert werden können. Es ist bisher nicht absehbar, dass dritte und allgemeine Vernetzungsanbieter wie Virtuelle Forschungsinfrastrukturen oder Soziale Netzwerke speziell für WissenschaftlerInnen diese Funktion umfassend übernehmen. Ob dafür die Etabliertheit der medialen Struktur Zeitschrift oder beispielsweise die Streuung der sehr breit bzw. generisch ausgerichteten Netzwerkplattformen ursächlich sind oder ob andere Effekte greifen, wäre eine interessante medien- und wissenschaftssoziologische Fragestellung. Das Journal als Kumulationspunkt für Communities und zugleich natürlich auch als Ausgangspunkt für Forschungsevaluation erweist sich bislang jedenfalls als sehr robust. Andererseits gibt es gerade im Bereich der feministischen Studien, wie aus dem Beitrag hervorgeht, aber auch in anderen Geisteswissenschaften, wie unter anderem der Blog-Zusammenschluss Hypotheses zeigt, erfolgreiche Beispiele für in auch konzeptionell rein digitalen Strukturen wachsende Communities.

Weitere Trends

Darüber hinaus, so Kate Ott, sieht sich das Journal mit den aktuellen Trends der wissenschaftlichen Kommunikation konfrontiert:

- der Übergang vom *p-* zum *e-journal*,
- Open Access
- kollaboratives und strikt ergebnisorientiertes Publizieren

Welche Rolle spielen die in diesem Feld regen Online-Communities, die Kommunikationskanäle benutzen, welche traditionelle printbasierte Strukturen inklusive den wissenschaftlichen Bibliotheken unterlaufen bzw. vermeiden. Wie wird der Einfluss von Social-Media-Technologien die Rolle und die Form von Zeitschriften verändern? Und welche Auswirkungen und welche Perspektive wird die Idee der (intellectual) Commons haben?

Dafür, dass netzbasierte und digitale Wissenschaft grundlegend anders gedacht werden sollte, trat die Autorin schon im April 2012 ein – passenderweise in einem Blogbeitrag:

„We need to stop trying to fit the square peg (or cloud) of on-line knowledge production and dissemination into the round hole (or paper copy) of current academic standards. Only then, can we imagine the possibilities of how knowledge itself is and will be different in the future. Only then, can we imagine the possibilities of how knowledge itself is and will be different in the future. There are certainly positive benefits and negative outcomes to these changes. I do not hold technology up as a cure all for any issue. What I'm asking is: how will we engage critically rather than idling ignoring the inevitable?“ (Ott, 2012)

Selbst wenn eher nicht zu erwarten ist, dass eine kritische und umfassendere Auseinandersetzung mit den Transformationen geisteswissenschaftlicher Kommunikations- und Publikationsprozesse den Weg zu Handreichungen und Szenarien zum „Future Publishing“ einfacher macht: Will man die in der Fu-PusH-Projektbeschreibung vorgesehene „Hintergrundanalyse der Forschungsformen der einzelnen Fachgebiete unter kultur- und sozialanthropologischen Aspekten“ sachgerecht durchführen „um deren Auswirkungen auf bestehende Veröffentlichungsbedarfe und künftige Veröffentlichungsformen zu identifizieren und zu analysieren“ (Fu-PusH, 2014), wird man auch die wissenschaftssozialen und wissenschaftspolitischen Dimensionen der „future publications“ im Blick behalten müssen.

Quellen

Fu-PusH (2014). *Future Publications in den Humanities (Fu-PusH) – Beschreibung des DFG-Projekts*. Arbeitspapier. Berlin: Universitätsbibliothek der Humboldt-Universität. PDF-Download

Klaus Graf (2014). Qualität wird überschätzt. Vortrag auf dem Göttinger Historikertag am 24. September 2014. In: Digitale Geschichtswissenschaft. 30.09.2014. <http://digigw.hypotheses.org/1063>

Hannah Hofheinz (2014). „I Will Write. But I Will Not Lie. Nor Will I Write Alone.“ In: Journal of Feminist Studies in Religion. Vol. 30, Nr. 2, S. 145–148. <http://www.jstor.org/stable/10.2979/jfemistudrel.30.2.145>

Ben Kaden (2014). Felix Stalder über Diskursivität und Peer Review. In: LIBREAS. Weblog. 17.10.2014. http://libreas.wordpress.com/2014/10/17/diskursivitat_peer_review/

Kelsi Morrison-Arkins (2014). Celebration and Vision: JFSR as Collaborative Feminist Space. In: Journal of Feminist Studies in Religion. Vol. 30, Nr. 2, S. 163–165. <http://www.jstor.org/stable/10.2979/jfemistudrel.30.2.163>

Kate Ott (2012). What counts as Academic Writing? (Blog One: The Ethics of Technology Series). In: Feminist Studies in Religion Blog. 10.04.2014. <http://www.fsrinc.org/blog/what-counts-academic-writing-blog-one-ethics-technology-series>

Kate Ott (2014). Accessing the Revolution. In: Journal of Feminist Studies in Religion. Vol. 30, Nr. 2, S. 165-166, <http://www.jstor.org/stable/10.2979/jfemistudreli.30.2.165>

Wong Wai Ching Angela (2014). JFSR: A Journey for the Production of Feminist Space. In: Journal of Feminist Studies in Religion. Vol. 30, Nr. 2, S. 170-172, <http://www.jstor.org/stable/10.2979/jfemistudreli.30.2.170>

Das Vermaschen der Worte: Über Lexpionage und die Frage der passenden Benennung

2014-10-23

Eine Notiz von Ben Kaden (@bkaden)

Wer im Gegenwartsdiskurs aktiv unterwegs ist, stößt mehr als gelegentlich auf die Herausforderung, für ein neues Phänomen eine treffende Benennung zu finden. „Enhanced Publication“ ist ein Vorzeigebeispiel.

Der Kanadier Paul McFedries trägt seit 1996 auf der Seite *Wordspy.com* Neuworte zusammen. Diese Tätigkeit nennt er *Lexpionage*. Dank der Laufzeit von der mittleren Frühphase der Popularisierung des WWW bis zur heutigen digitalen Allseitsdurchdringung kann man anhand seiner Sammlung sehr schön die kulturelle Entwicklung unter dem Einfluss des Internets rekonstruieren. Das erste Wort bei *Wordspy.com* war allerdings wenig technisch dafür sehr passend: *Logophilia* (frühester Nachweis: Michel Foucault, 1970, *Wordspy.com*, 02.01.1996) Neun Tage später wies die Seite dann auf den Ausdruck *Netspeak* hin:

„The words, idioms, and peculiarities of spelling and grammar that are characteristic of online documents and communication.“ (ebd. 11.01.1996)

Während *Logophilia* zeitlos leuchtet, liegt auf *Netspeak* mittlerweile der Staub der frühen digitalen Jahre und der Ausdruck *Weblish* (ebd. 12.12.2001) muss heute ebenfalls als Sprachantiquität gelten.

Der Micro-Browser ist gleichfalls historisch, allerdings auch historisch äußerst relevant, wurde mit ihm doch die Idee der heute omnipräsenten Smartphones und Tablets vorgedacht:

„A small-footprint web browser that can be used with next-generation telephones and other small devices.“ (ebd. 22.04.2014)

Das *Web 2.0* erhielt seinen Eintrag kurz vor Weihnachten 2005 und ruft uns den Ursprung einiger Prämissen in Erinnerung, die wir heute auch für erweiterte Publikationsstrukturen heranziehen:

„A second phase in the evolution of the World Wide Web where developers use new technologies to create websites that look and act like desktop programs and encourage collaboration and communication between users.“ (ebd. 22.12.2005)

Der Bereich in dem wir uns zwangsläufig bewegen, ist der der *Digitalia* (22.08.1997):

„Computer hardware and software and other organs of digital technology, taken as a whole.“

ein Wort, das problemlos ins Deutsche integrierbar ist und für das sogar eine Erweiterung existiert: Digitalität (oder digitality, <http://en.wikipedia.org/wiki/Digitality>) zur Bezeichnung einer umfassend von Digitaltechnologie und digital vermittelten Interaktionen geprägten Lebenswelt.

Dazu gehört natürlich das Vorhabensein von *Third Screens* (bekannt als Idee seit 1998, bekannt dank *wordspy.com* seit 21.03.2003) und am Ende war es nur ein kleiner Schritt von den *Screenagern* (alle, die mit Bildschirmen aufwuchsen, *wordspy.com*, 06.07.1996) über, unvermeidlich, die *Digital Natives* (ebd. 10.04.2008) zum heute gegebenen *Post-Internet*, das erstaunlicher Weise im *Wordspy-Index* eigentlich hinter *posthuman* erscheinen müsste, es bislang aber nicht tut.

Ein, zugegeben eigenproduzierter, Existenzbeweis dieses Ausdrucks findet sich aber im LIBREAS-Tumblr (Kaden, 2014).

Das Wort zum heutigen Donnerstag ist schließlich von potentiell großer Bedeutung für konkrete Sachüberlegungen im Bereich der *Future Publications: Media Meshing* –

„Using one or more media to enhance or augment the consumption of another medium. Also: screen meshing.” (wordspy.com 23.10.2014)

Mit digitalen, wenn man so will, *post-Web-2.0*-Interaktionsoptionen und dem gleichzeitigen Vorhandensein weiterer Medienformen inklusive – man denke an Plattformen wie Goodreads – dem gedruckten Buch oder – man denke an Geocaching – der physischen Lebensumwelt (sh. auch: *glassed out*, sh. auch *annotated reality*) verengen viele Menschen ihr Medienverhalten gerade nicht, was auch gegen eine Ablösungs- und Ersetzungsthese (beispielsweise: der E-Reader ist der Nachfolger des Buches) spricht. Sie nutzen sie vielmehr parallel oder sogar – man denke an *QR-Codes*, die in Printkontexten erscheinen – vermischt. Insofern ist *Media-Meshing* vermutlich zutreffender als das beschränktere *Screen-Meshing*. Dass sich eine der Varianten tatsächlich im Alltagssprachgebrauch einnisten wird, ist vermutlich nicht zu erwarten. Dazu wirken sie – im Gegensatz zum Smartphone (Erstnennung 1995, Wordspy.com 29.07.2004) etwas zu bemüht und zu wenig intuitiv. Aber sie stehen exemplarisch für etwas, was uns andauernd und seit vielleicht 25 Jahren intensiv im Zusammenhang digitaler Medialität begleitet: Wie benennen wir die Dinge, über die wir sprechen müssen? Je rascher technische und Verhaltensinnovationen uns mit neuen Phänomenen konfrontieren, desto wichtiger wird diese terminologische (oder auch: semionische bzw. semiurgische, vgl. Epstein. 2012) Praxis. Denn erst eine – möglichst exakte – Benennung macht ein Phänomen sprachlich konkret und verhandelbar.

Quellen:

Mikhail Epstein (2012). *The Transformative Humanities: A Manifesto*. New York: Bloomsbury

Ben Kaden (2014). *Konzepte für den Gegenwartsdiskurs. Heute: Post-Internet*. In: LIBREAS. Tumblr, 07.05.2014, <http://libreas.tumblr.com/post/85016126981/postinternet>

Paul McFedries: Wordspy.com (1996–2014). Einzelnachweise im Text.

Generation Open (Access). Eine Unkonferenz zur OA-Week 2014 2014-10-23

Ein Kurzbericht von Ben Kaden (@bkaden)

Ein Vorteil des Lebens in Berlins ist, dass man auch für relativ spezielle Leidenschaften an einem eher tristen Mittwochabend im Oktober einen attraktiven Anlaufpunkt findet. Wer sich zum Beispiel für Open Access interessiert, möglicherweise begeistert und möglicherweise sogar so weit geht, sich das Label „Generation Open“ anheften zu wollen, konnte gestern am Bebelplatz im *Alexander Humboldt Institut für Internet und Gesellschaft (HIIG)* etwas erleben, was man vielleicht als die Salon-Variante der Open-Access-Kultur bezeichnen kann. Das Start-Up *ScienceOpen*, das sich schon eine Weile mit regelmäßigen Roundtable-Veranstaltungen darum bemüht, ein Format des zwanglosen und zugleich zielgerichteten Austauschs zu Fragen der wissenschaftlichen Kommunikation und den Umbrüchen im wissenschaftlichen Publikationswesen zu etablieren, lud, unterstützt von *De Gruyter Open* und *LabFolder* und eingebettet in die Open-Access-Week 2014, zu einer Unkonferenz unter dem hashbetagten Motto #OpenAccess – it's up to all of us.

Der Abend verlief in gewisser Weise dreigeteilt und umkreiste, wenn man so möchte, die Erkundung der Heterogenität der OA-Welt. Am Anfang stand eine Gruppenarbeit, bei der die Teilnehmer denkbar multiperspektivisch – Chemiker trifft Juristin trifft Philosophin trifft Archäologen trifft Programmierer trifft Bibliothekswissenschaftler usw. – Positionen zu Open Access austauschten und Problemfelder identifizierten. Wer sich lange mit dem Thema beschäftigt, erfuhr erwartungsgemäß nichts Revolutionäres. Deutlich wurde aber, wie stark die Diskrepanz zwischen einem genuinen Interesse am Thema und der Tiefe der bisherigen Auseinandersetzung mit Open Access gerade bei Fachwissenschaftlern ist. Das ist dann besonders beeindruckend, wenn man, geschlagen mit dem Tunnelblick ausgiebiger Aktivitäten im Bereich des E-Publishing, bemerkt, dass viele Selbstverständlichkeiten nur vermeintlich selbstverständlich sind und nicht jedem Wissenschaftler der Unterschied beispielsweise zwischen Urheber- und Verwertungsrechten (und Creative Commons), zwischen grünem und goldenem Weg und zwischen Pre- und Postprint bekannt sind. Noch sichtbarer werden die weißen Bereiche auf der OA-Landkarte, wenn man unterschiedliche Wissenschaftskulturen miteinander konfrontiert, wobei sich im Dialog bei dieser Unkonferenz am Ende fast wie um den Kreis zu schließen doch eine Reihe von Gemeinsamkeiten zeigten. (Ein großes und übergreifendes Thema bilden derzeit Forschungsdatenpublikation bzw. Open Data.)

Der zweite Teil des Abends bereitete diesem Dialog wunderbarerweise einen fruchtbaren Boden: Mit einer Reihe von so genannten *Lightning Talks* (Fünf Folien, Fünf Minuten, die Uhr auf dem Tablet zählt die Sekunden gnadenlos herunter) wurden tatsächlich mehr blitzbelichtend als vertiefend diverse Perspektiven in den HIIG-Salon projiziert. Fu-Push steuerte einen Schnelldurchlauf zum Thema „Open Access in the Humanities“ bei. (Der Foliensatz kann über diesen Link (.ppt) abgerufen werden.) Dass man zu jedem der dort nur bullet-pointierten Aspekte einen gesonderten Foliensatz heraus differenzieren kann, ist offensichtlich. Für den Zweck der Veranstaltung erwies sich die hochkonzentrierte Dosis jedoch völlig angemessen.

Der Zweck der *Lightning Talks* erschöpfte sich nämlich gerade nicht in der Präsentation von Positionen und Entwicklungen. Diese waren genau genommen nur Mittel zum Zweck, Das eigentlich Ziel lag, wie bei Salonveranstaltungen üblich, in der Anregung des Gesprächs, der Anbahnung von Kontakten und dem unbefangenen Ausdiskutieren von Positionen. Dies war Anliegen des dritten Teils der Unkonferenz und es funktionierte bemerkenswert gut. Insofern lässt sich die Veranstaltung auch als Lehrstück sehen, wie man mit vergleichsweise überschaubarem Aufwand in kurzer Zeit sehr viel erreichen kann: Die Dreierheit (1) der Reflexion (Gruppenarbeit), (2) der Verdichtung (Zusammenführung der Positionen und Impulsreferate) und schließlich (3) des freien kommunikativen Spiels (kleines Buffet, viel Gesprächsraum) führen gerade bei einem sehr interdisziplinär zusammengesetzten Publikum rasch und unkompliziert zu Erweiterungen des Blickfelds, zum Erkennen von Verbindendem im Großen und Trennendem im

Detail sowie zur Bildung neuer Netzwerke, die möglichst für jeden Beteiligten eine Bereicherung darstellen. Also in diesem Fall vor der großen Leinwand Open Access genau zu dem, wofür Salon-Geselligkeit traditionell steht.

Die Zukunft der wissenschaftlichen Kommunikation wie sie David De Roure sieht. Eine Lektüre

2014-11-06

von Ben Kaden (@bkaden)

I

Ist der wissenschaftliche Aufsatz noch das passende Format für Daten getriebene Forschung, für die neue, oftmals interdisziplinäre Methodologien (man denke an Digital Humanities) und zunehmende Automatisierung prägend sind? Das fragt sich David De Roure, Professor für e-Science in Oxford, und steuert zur breiten Diskussion über die Zukunft des wissenschaftlichen Kommunizierens einen weiteren Beitrag bei. (De Roure, 2014a) Bemerkenswert und relevant für die Perspektive von Fu-PusH ist er, da in ihm einige Aspekte der denkbaren Erweiterung wissenschaftlicher Publikationsformen Erläuterung finden. Allgemein bemerkenswert ist der Artikel, weil er exemplarisch den Stand der Diskussion um die Zukunft der wissenschaftlichen Kommunikation auch mit ihren Schwächen abbildet.

In seiner Auseinandersetzung mit der Frage nach der Wissenschaftskommunikation in der Zukunft geht De Roure sogar über die Idee des *Enhancement* hinaus und prognostiziert generell das Ende des wissenschaftlichen Artikels. Der Grund dafür liegt, mittlerweile kaum mehr überraschend, in der ubiquitären Digitalität, die massiv auch in die Wissenschaft hineinwirkt. De Roure spricht von einem „hybrid physical-digital sociotechnical system of enormous and growing scale“, also einem Beziehungsrahmen von Mensch und Maschine, in dem soziale Netzwerke in einer Form und unter dem Einfluss von Big Data repräsentiert werden, so dass man auch von „Sozialen Maschinen“ (*social machines*) sprechen kann.

Es gibt demnach einen allgemeinen Trend in der Wissenschaft zur datengetriebenen und datenintensiven Forschung, wobei De Roure als Referenz ausgerechnet ein Sammelband der *Microsoft Research* dient, der kontextgemäß einen, zurückhaltend formuliert, sehr spezifischen Blick auf die Entwicklung spiegelt.

Inwieweit das dort abgebildete Szenario eines vierten Paradigma (die Zahl vier spiegelt sich ja auch in der vierten Revolution, die Luciano Floridi der ubiquitären Rolle von Information zuschreibt, vgl. Floridi, 2014) repräsentativ und die Entwicklung derart geradlinig und zielstrebig ist, wie auch das Schaubild (De Roure, 2014b) suggeriert, muss an anderer Stelle reflektiert werden.

Hier kann immerhin vermerkt werden: Die Tendenzen zu einer sehr intensiv von Rechen-technologien und entsprechenden Datenverarbeitungswerzeugen geprägten Wissenschaft sind an sich gegeben und unstrittig. Offen bleiben die Intensität und Qualität. Spekulativ bleibt, was in zehn Jahren sein wird. Es dürfte allerdings ebenfalls unstrittig sein, dass die Ausweitung des Digitalen in der Wissenschaft zwangsläufig methodologische Folgen hat, wie De Roure betont. Und epistemologische, wie De Roure leider nicht erwähnt, dürften damit auch anstehen.

II

Die grundlegende Veränderung ist der Ausgangspunkt der Forschung selbst: Man geht bei der Art von Wissenschaft, die De Roure vorschwebt, von vorhandenen Daten selbst aus und nicht etwa von einer Hypothese, die eine Datenerhebung erst anregt. Als Beispiel zieht er Twitterdaten über die London Riots und das „Reading the Riots“-Projekt des Guardian heran, also ein datenjournalistisches Projekt heran, das exemplarisch für eine entsprechende Wissenschaftspraxis verstanden werden könnte. Ist also der Datenjournalismus, der sich schneller auf entsprechende Phänomene und technischen Optionen einstellen kann (man denke auch an das Geomapping der LA Homicide Map der Los Angeles Times) ein Vorbild für beispielsweise die Digitale Sozialwissenschaft? Der Roure würde vermutlich zustimmen, wenn er schreibt:

„This excellent case study in social media analytics leads to understanding how new social processes were created at the scale of the population involved, and in real time.“ (De Roure, 2014a)

Er vernachlässigt allerdings, wie auch andere, die Social-Media-Daten extrapolieren und als Kern zur Analyse sozialer Entwicklungen verwenden, dass die Spuren des regen Echtzeit-Twitterns über Fernsehbilder, brennende Autos und geplünderte Geschäfte vor allem Aussagen über die Wahrnehmungs- und Deutungspraxen derjenigen zulassen, die darüber twittern, also über die Beobachtung einer spezifischen sozialen Prozesses jedoch keinesfalls auch nur annähernd der Gesamtheit des Geschehens. Das „living lab“ der London Riots waren nicht nur ein Echtzeit- sondern auch ein Echtweltphänomen, das seinen Schwerpunkt außerhalb von Twitter hatte. Viele für eine gründliche sozialwissenschaftliche Analyse notwendigen Faktoren lassen sich nicht allein mit tweetmetrischen und (web)diskursanalytischen Mitteln erfassen. Nichtsdestotrotz bieten die Social-Media-Daten vergleichsweise einfach zu erhebendes Ergänzungsmaterial. (vgl. dazu auch Procter, Vis, Voss, 2013) Das ist neu und in jedem Fall schon eine Bereicherung für die Forschung. Zugleich sind jedoch immer die Grenzen des analytischen und Aussagewertes solcher Daten und der „social machines“ zu beachten. Kein sozialer Prozess ist *e-only*.

De Roure spannt den Bogen in eine andere Richtung weiter, nämlich zur Citizen Science, bei der verteilte Rechenkapazität und Laienenthusiasmus zum Beispiel für das Projekt Galaxy Zoo aktiviert werden, um Forschung zu unterstützen. Fraglich ist jedoch, ob diese Option einer explorativen Auseinandersetzung mit astronomischen Datenmengen tatsächlich bedeutet:

„These four quadrant methods [=social machines] are leading to new outcomes, incorporating new means of research collaboration and challenging the traditional scholarly record.“ (De Roure, 2014a)

Die von ihm genannten Beispielprojekte sind nämlich zwar zweifellos sehr öffentlichkeitswirksam, jedoch zugleich auf sehr bestimmte und rechenintensive Erkenntnisbereiche beschränkt und keinesfalls Standardverfahren selbst in den betroffenen Wissenschaftsfeldern (Astronomie, Klimatologie). Viele der Projekte bei Zooniverse (Tagline: *Echte Wissenschaft online*) sind eher als Öffentlichkeitsarbeit für die Wissenschaft, also als eine Art digitale Variante der Langen Nacht der Wissenschaften zu verstehen, als als wirkliche Forschungsaktivität. Insofern erscheint der Schluss, dass man sich mit dieser Variante der Wissenschaftsvermittlung auf dem direkten Weg zum Ende des wissenschaftlichen Artikels befindet, zumindest gewagt.

III

Aber andererseits geht es De Roure um einen abstrakteren Blick und die Citizen-Science-Projekte dienen vor allem der Illustration. Seine These lautet nämlich eigentlich, dass die Sinnerzeugung durch Menschen und also die intellektuelle Arbeit abgelöst wird durch interaktive Sinnerzeugung durch Menschen UND Maschinen, aus der dann als menschlich-technisches Kollaborationsgeschehen Kommunikationsprodukte entstehen, die sowohl von Menschen wie auch Computern verfasst und gelesen (bzw. *consumed*) werden. Aus der Perspektive der *Enhanced Publications* ist das strukturell hoch relevant. Aus der Perspektive der Wissenschaftskommunikation sind allerdings weder die Wünschbarkeit noch die Machbarkeit solcher Kommunikationsmuster geklärt.

De Roure muss das hier auch nicht nachweisen, datiert er das Ende des wissenschaftlichen Artikels als Publikationsform vorsichtig und vorausschauend in die Ferne des Jahres 2030. Die acht Gründe für das Verschwinden des Aufsatzes sind jedoch bereits heute von Bedeutung und bei genauerer Betrachtung was die Ablösung des wissenschaftlichen Aufsatzes angeht nur eingeschränkt überzeugend (*kursiv* De Roures Aussage, nicht *kursiv* die Kritik daran):

1. *Die Beweisführung für die Forschung ist nicht („no longer“) direkt im Paper abbildbar.* Dazu kann man ergänzen, dass sie bei Labor- und anderer datenbasierten bereits traditionell schwierig integriert werden können, weshalb wir derzeit sehr über Datenpublikation (möglichst open data) auch als Erweiterung der narrativen Forschungsabbildung im Fachaufsatz diskutieren und entsprechende Lösungen suchen.
2. *Gleiches gilt für die Reproduzierbarkeit des Experimentes.* Multimediale Dokumentationen wären hier ein auch heute nicht unrealistisches Kompensationsmittel, das ebenfalls direkt in die *Enhanced Publications* eingebunden werden könnte.
3. *Das Schreiben für zunehmend spezialisierte Zielgruppen verhindert eine Disziplinen übergreifende Nachnutzung.* Dieser Punkt ist aus mehreren Gründen problematisch und insgesamt ein spannendes Forschungsthema. Die Einführung entweder noch übergreifenderer Kommunikationsstandards oder die Elaboration von Vermittlungsinstitutionen (denkbar in neuer Rolle: Bibliotheken) wären Richtungen, in die man überlegen könnte. Die erzwungene Reduktion der Spezialisierung dagegen würde das Wissenschaftssystem, wie wir es kennen mindestens so grundsätzlich hinterfragen, wie die These der Allround-Datafizierung.

4. *Forschungsaufzeichnungen müssen maschinenlesbar sein, um automatisiert und digital kuratiert zu werden.* Auch das ist in den Überlegungen zu Enhanced Publications durchaus etwas, was als Erweiterung und auch als strukturelle Erweiterung traditioneller Publikationen vorgesehen sein kann.
5. *Die Einzelautorenschaft wurde durch Kollaborationsforschung mit mitunter tausenden involvierten Akteuren ersetzt, weshalb das Anreizsystem der Autorenschaft nicht mehr funktioniert.* Hier erweitert De Roure Prinzipien der Großforschung und möglicherweise der Citizen Science auf die Wissenschaft allgemein. Die Empirie spricht dagegen. Bisher sind beispielsweise, wenn man so will, „Big Humanities“ bestenfalls angedacht und es ist generell fraglich, ob der Tod des Autors und die Komplettkollektivierung der Erkenntnis wirklich wissenschaftsübergreifend eintreten wird.
6. *Die Qualitätskontrolle hält mit dem steigenden Publikationsaufkommen und Open Access nicht Schritt.* Eine Publikationsflut wurde freilich schon im Printzeitalter beklagt und bisher jedenfalls steht das Peer Review nach wie vor weitgehend stabil als Mittel der Wahl. Zugleich gibt es diverse Versuche und Überlegungen, alternative Qualitätsbewertungsverfahren (Post-Publication-Review, nutzungsbasierte Bewertungen etc.) zu entwickeln, die durchaus mit dem Format des Artikels kompatibel sind.
7. *Die Regulierung von Wissenschaft und Wirtschaft erfordert alternative Berichtsformen.* Hierzu ist zu ergänzen, dass diese in Wissenschaftsförderung sehr häufig klassische Publikationsaktivitäten sogar einfordern. Die Idee, das Reporting an die Förderer auch bzw. stärker als reputationsrelevant zu gestalten, ist sicher sinnvoll.
8. *Die Forschungsförderer fordern angesichts der Ineffizienz des bisherigen wissenschaftlichen Kommunikationswesens einen Wandel.* Was De Roure nicht erläutert, ist, dass sie, wenn überhaupt, bisher in der Regel Open-Access-Publikationen einfordern, die sich jedoch strukturell keinesfalls von den traditionellen Formen unterscheiden.

Wie es Trends eigen ist, lassen sie sich in die eine oder anderer Richtung weiterdenken. Momentan jedoch sprechen die durchaus auf wahrnehmbaren Entwicklungen aufsetzenden Deutungen De Roures nicht zwangsläufig für eine Ablösung des Artikels als Form und, wie es De Roure überzeugend betont, als Soziales Objekt (social object) mit einem eigenen und spezifischen sozialen Existenz. Gerade weil sie im Kern der Wissenschaft stehen und die kommunizierenden Akteure verbinden (zu denen auch Maschinen gehören können, eine Latour-Lektüre würde sich hier anbieten), sollten wir vorsichtig damit sein, sie für erledigt zu erklären.

IV

Das Verständnis der Publikation als technisches Informationssystem (vgl. Bardi, Manghi, 2014) spiegelt sich deutlich in De Roures Konzeption eines Forschungsobjektes für kollaborative Forschungskontexte (research object, vgl. dazu Bechhofer, Buchan, De Roure et al, 2013), das alle Elemente, unter anderem auch reproduzierbare Workflows (vgl. ebd.), die für ein Forschungsergebnis und damit – wenigstens traditionell – einen Beitrag zum Fachdiskurs erforderlich sind, in einem adressierbaren und teilbaren Objekt bündelt. Ein solches Objekt ist eine Aggregation, die weit über das traditionelle narrative Abbilden und Beschreibung des Forschungsvorgangs hinausreicht. In einem kuriosen Wortspiel bestimmt De Roure Forschungsobjekte in „R Dimensions“ (bzw. „21 R words“), die er in die Kategorien

- wissenschaftliche Methode
 - reproduzierbar, wiederholbar, replizierbar, nachnutzbar
- Zugang
 - referenzierbar, recherchierbar, überprüfbar
- Verstehen
 - nachvollziehbar, interpretierbar, aufbereitbar
- Neue Nutzung
 - komponierbar, rekonstruierbar, anwendbar
- Soziale Rolle
 - verlässlich, anerkennend, reputational, transparent
- Kuratierung
 - wiederherstellbar, restaurierbar, reparabel, erneuerbar

einordnet. (De Roure, 2010) Viele dieser, auf Deutsch vielleicht „Wieder“-, Prozesse können, so De Roure, automatisiert und ohne menschliches Eingreifen ablaufen, beispielsweise durch das Einspeisen eines neuen Datensatz. Das entsprechende Modell heißt *Executable Documents*. Das Ziel dieser Dokumente ist, die Komplexität wissenschaftlicher Forschung, die bisher bei der Dissemination von Forschungspublikationen nicht umfassend abgebildet und kommuniziert wurde, in den Dokumenten direkt einzubinden. (Yang, Michaelides, Charlton et al. 2012)

Wenn nun ausführbare Dokumente in bestimmten Abständen beispielsweise automatisch aktualisiert werden,

dann lassen sich, so De Roure, die Maschinen selbst als „User“ verstehen. Spätestens hier sieht man mit techniksoziologischer Vorprägung die mögliche Verbindung zur Akteur-Netzwerk-Theorie nach Bruno Latour, mit der sich sowohl Forschungsobjekte, Forschende wie auch Forschungsmaschinen gleichermaßen zu einem Netzwerk von Aktanten integrieren lassen. (u.a. Latour, 1996) Der Vorteil wäre, dass man damit einen bereits etablierten Verständnisrahmen für die Wechselbeziehungen und vor allem –wirkenden zwischen den menschliche und nicht-menschlichen Entitäten mit ihren jeweiligen Handlungsprogrammen in einem derartigen Netzwerk hätte.

Einige der Fragen, die De Roure aufwirft, beispielsweise nach dem Status des Geistigen Eigentums an aus solchen Handlungsmischformen entstehenden Resultaten, lassen sich damit allerdings auch nicht ad hoc beantworten. Möglicherweise muss man in aller Konsequenz überlegen, ob in diesen Konstellationen „Geistiges Eigentum“ überhaupt noch eine zutreffende Kategorie ist, wo das Szenario auf eine reine Struktur(re)produktion – man könnte auch auf von *looped* (oder: *loopable*) *research* sprechen – hinausläuft.

V

So ist die Frage „Where ist he empowered, critical, creative, subversive human in the loop?“ vielleicht die mit der größten Relevanz. Dass sie gestellt wird, überrascht sogar ein wenig, wurden doch der Mensch und seine Ausdrucksform eines narrativen und primär für Menschen lesbaren Aufsatzes in De Roures Ausführung zur Wissenschaftsdreiheit von Objekt, Maschine und Forscher konsequent herunter gerechnet. Die Antwort, die De Roure findet, mutet auch weniger wie Kritik und mehr wie ein digital-utopisches, kalifornisches Versprechen an. Er zitiert nämlich Tim Berners-Lee:

„Computers can help if we use them to create abstract social machines on the Web: processes in which the people do the creative work and the machine does the administration.“ (Berners-Lee, 1999, S.172)

und dessen Idee sozialer Maschinen („social engines“), die sich mittlerweile mit Twitter oder auch Facebook, also in Varianten wie digitalen sozialen Netzwerken, Microblogging-Diensten, interaktiven Medienplattformen (Flickr, YouTube), kollaborativen Dokumentensystemen (Wikipedia) oder auch der bereits erwähnten Citizen-Science (Galaxy Zoo) etabliert haben.

Parallel dazu sieht De Roure eine Reihe von „scholarly social machines“ entstehen. Das für die Wissenschaft subversive Element könnte dabei sein, dass extrawissenschaftliche Anwendungen maßgeblich auf die technischen Rahmen und Formate der wissenschaftlichen Kommunikation einwirken und deren Grenzen aufheben, während zugleich mit der Rechentechnologie und Ideen wie das *Quantified Self* wissenschaftliche Konzepte auf Alltagsbedürfnisse adaptiert und appifiziert in die Lebenswelt außerhalb von Wissenschaft und Forschung eindringen. Wir erleben also eine massive Durchmischung, die, so legt nicht nur der Ansatz De Roures nah, offenbar alternativlos scheint und deshalb radikales Innovationsdenken erfordert:

„[C]an we use a flawed scholarly communications system to fix a flawed scholarly communication system? To recognize this quandary requires us to defamiliarize the article, the monograph and the book, and to focus on future practice.“ (De Roure, 2014a)

Der blinde Fleck all dieser „call[s] to action“ bleibt das Verständnis, dass das Wissenschaftssystem selbst von dem wir ausgehen und auf das wir Bezug nehmen, genau durch diese „flawed scholarly communication[s]“ konstituiert werden. Die Verfremdung bzw. das Verwerfen bestehender Kommunikationsformen in der Wissenschaft stellt daher die Idee der Wissenschaft wie wir sie kennen selbst in Frage. Die eigentliche Diskussion müsste folglich weniger darum kreisen, wie der wissenschaftliche Artikel im Jahr 2030 aussieht. Sondern ob wir im 2030 noch die Wissenschaft mit den Forschungspraxen haben wollen, die wir heute haben.

Quellen:

Alessia Bardi; Paolo Manghi (2014). In: *LIBER Quarterly*, Vol. 23, Nr. 4, S. 240–273, apr. 2014.

Sean Bechhofer, Ian Buchan, David De Roure, et al. (2013). *Why linked data is not enough for scientists*. In: *Future Generation Computer Systems*. Volume 29, Issue 2, February 2013, S. 599–611. DOI: <http://dx.doi.org/10.1016/j.future.2011.08.004>.

Tim Berners-Lee (1999). *Weaving the Web*. San Francisco: Harpers.

Luciano Floridi (2014). *The 4th Revolution: How the Infosphere is Reshaping Human Reality*. Oxford: Oxford University Press.

Bruno Latour (1996). *On actor-network theory: A few clarifications*. In: *Soziale Welt* Volume 47, Issue 4, 1996, Pages 369–381.

Rob Procter, Farida Vis, Alex Voss (2013). *Reading the riots on Twitter: methodological innovation for the analysis of big data*. In: International Journal of Social Research, Methodology. Vol. 16, Issue 3, DOI: <http://dx.doi.org/10.1080/13645579.2013.774172>.

David De Roure (2010). *Replacing the Paper: The Twelve Rs of the e-Research Record*. In: <http://blogs.nature.com>, 27.11.2010.

David De Roure (2014a). *The Future of Scholarly Communications*. In: Insights. Vol. 27 Issue 3, November 2014. <http://dx.doi.org/10.1629/2048-7754.171>.

David De Roure (2014b). *The Future of Research Communications*. figshare. <http://dx.doi.org/10.6084/m9.figshare.1228809>.

Huanjia Yang, Danus T. Michaelides, Chris Charlton et al. (2012). *DEEP: A provenance-aware executable document system*. In: Lecture Notes in Computer Science. Volume 7525 LNCS, 2012, Pages 24–38. http://link.springer.com/chapter/10.1007%2F978-3-642-34222-6_3.

Digital Humanities und buchhistorische Forschung. Zu einem Tagungsbericht

2014-11-17

Ende September 2014 gab es in an der Herzog-August-Bibliothek in Wolfenbüttel eine Veranstaltung zu der Beziehung zwischen der Buchwissenschaft und den Digital Humanities. In H/SOZ/KULT erschien nun eine Zusammenfassung von Nikolaus Weichselbaumer mit Ergebnissen der Veranstaltung.

Aus Sicht von Fu-PusH ist besonders relevant, wie datenbasiert sich diese Art von Forschung darstellt. Inwieweit die klassische und auf der Forschung mit den Daten entstehende Publikation in Beziehung zu den Methoden der digitalen Geisteswissenschaften diskutiert wurde, geht aus dem Bericht nicht hervor, so dass die Vermutung naheliegt, dass die Frage des eigentlichen Publizierens in der derzeitigen Diskussion zumindest keine vordringliche Rolle spielt.

Man kann freilich genauso vermuten, dass der Publikationsschritt in einer derartig datenorientierten Wissenschaftspraxis in einer neuen und dauerhaften Visualisierungsform aufgeht. Ein Beispiel wäre der *Atlas of Early Printing* (<http://atlas.lib.uiowa.edu/>) der *University of Iowa Libraries*, den Gregory J. Prickman in Wolfenbüttel präsentierte. An ihm wird einerseits erahnbar, wie sich Forschungsnarrative in einer dynamischeren Variante abbilden lassen und andererseits deutlich, wie sehr sich die Infrastruktur- bzw. Forschungsdatenanbieter, also beispielsweise Bibliotheken, im Kontext der Digital Humanities zu direkten Forschungspartnern entwickeln (können).

Dies betrifft gleichfalls die methodologische Schärfung und Elaboration, bei der digitaltechnischen Möglichkeiten mit fachwissenschaftlichen Ansprüchen ausbalanciert werden müssen – von der Transparenz und Bewertbarkeit der Forschungsdatenqualität, der Passung von Datenverarbeitung und für die Fachgemeinschaft sinnvollen Forschungsfragen über die spezifische zu bestimmende Rolle der Daten- und Quellenkritik in digitalen Daten(bank)strukturen bis zu den Grenzen der Visualisierung und der Auswirkungen digital vermittelter und stark datengestützter und –gelenkter Forschung auf die Interpretationspraxis in der Disziplin. Werden Bibliotheken hier als Forschungsbibliotheken aktiv, wird zugleich offensichtlich, wie stark die Vermittlung von technischer Kompetenz und einem Verständnis für Datenstrukturen der direkte methodologische Diskurs mit den jeweiligen Fachdisziplinen mehr oder minder auf Augenhöhe mit der Bestandsvermittlung (=Digitalisierung und Bereitstellung) zu betrachten ist. Es folgt daraus unvermeidlich die Notwendigkeit, in solchen Bibliotheken entsprechende Expertise aufzubauen und möglicherweise die Rolle des Fachreferenten noch weitaus offensiver, als dies bisher geschieht, von der Bestandsorganisation zur Forschungspartizipation zu interpretieren.

Allerdings auch in den Fachwissenschaften selbst finden sich, wie der Tagungsbericht zeigt, an vielen Stellen unterschiedliche Schwerpunktsetzungen und Herangehensweisen. Wo beispielsweise Andrea Rapp mit der Aussage „more data is better data“ zitiert wird, betonen Ursula Rautenberg und Cristina Dondi stärker die Bedeutung der Datengüte und der Qualitätssicherung und sprechen sich zugleich für den Forschungszuschnitt des jeweiligen Projektes als ausschlaggebend für die Datengestaltung aus. Generell finden sich in der historischen Buchforschung offenbar verschiedene und diesbezüglich konfligierende Forschungsansätze (explorativ, experimentell, integrativ, standardisiert).

Wenig überraschend herrscht bezüglich der Notwendigkeit übergreifender Forschungsdatenstandards Konsens, bildet diese Standardisierung doch die Voraussetzung für eine übergreifende (Nach)Nutzung des Datenmaterials. Der Konsens lässt sich dagegen nicht für die Frage der Vermittlung von digitaltechnischen Kompetenzen in der buchwissenschaftlichen Lehre erweitern. Oliver Duntze hält eine „grundlegende Ausbildung in XML, Python/Perl in allen Geisteswissenschaften“ für notwendig. Thomas Stäcker spricht sich für eine den traditionellen fachwissenschaftlichen Studium nachgehende Qualifizierung in Verfahren der Digital Humanities aus.

Interessant ist schließlich auch die Frage der Konsolidierung entsprechender stabiler Institutionen nicht zuletzt zur

Moderation abweichender Positionen. DARIAH-DE als denkbarer Anlaufpunkt ist, so Thomas Stäcker, derzeit „noch nicht bekannt genug“. Ob gleiches auch für den DHd-Verband gilt, wird nicht berichtet. Die Fachwissenschaftler auf der Wolfenbüttler Tagung stehen diesem jedenfalls so nah, dass sie in dessen Rahmen eine Arbeitsgruppe zur Projektvernetzung und zur Fachkommunikation einrichten wollen.

Quelle:

Nikolaus Weichselbaumer (2014): Buchhistorische Forschung und Digital Humanities. Datenbankgestützte Bibliografien, Bücherkataloge und Quellenverzeichnisse. Tagungsbericht. In: H/Soz/Kult, 17.11.2014. <<http://www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-5678>>.

Warum der allgemeine E-Book-Markt für Fu-PusH relevant ist

2014-11-18

„Apropos gemeinsames Nachdenken: Wir glauben, dass verhärtete Fronten generell keine gute Idee sind und dass die gegensätzlichen Pole von technikfeindlichen Ebook-Verächtern auf der einen und den sämtliche Verlagsmauern niederreisenden Digitaljüngern auf der anderen Seite zugespitzt und konstruiert sind. Verlage und Papierbücher (vor allem die sorgsam gestalteten und hergestellten) wird es glücklicherweise noch sehr, sehr lange geben, genau wie spannende Digitalveröffentlichungen.“

meinen die beiden CulturBooks-Verleger Zoë Beck und Jan Karsten in einer Positionierung im buchreport.blog (Die (un-)sichtbaren Ebooks, 17.11.2014).

Wenngleich sich die Aussage genauso wie das Programm des Verlags auf Literatur und den so genannten Publikumsmarkt bezieht, ist eine Beobachtung entsprechend Trends für uns schon deshalb interessant, weil die sehr auf Monographien gerichteten Geisteswissenschaften häufig direkt an der Schnittstelle zu diesem Markt publizieren. Es gibt eine ganze Reihe von WissenschaftlerInnen besonders im kunst- und kulturwissenschaftlichen Spektrum die in Publikumsverlagen publizieren und direkt mit einem dezidiert öffentlichen Lesepublikum in Verbindung stehen.

Wenn wir also über zukünftige Publikationsmodelle in den Geisteswissenschaften nachdenken, dann gilt es unbedingt die Dimension zu berücksichtigen, die man einmal als Suhrkamp-Kultur bezeichnete. Elektronische Publikationen in diesem Bereich dürften vorerst und auch perspektivisch weniger von aus der Wissenschaftsinfrastruktur und der Open-Access- bzw. Open-Science-Bewegung angeregten *enhanced* oder offenen Dokumentenstrukturen geprägt sein.

Der Maßstab der technischen Entwicklung solcher vor allem auch auf den Einzelabsatz an Privatpersonen gerichteten Veröffentlichungen wird vermutlich hauptsächlich aus der Richtung des allgemeinen Buchmarktes kommen. Will man, auch als Infrastrukturvermittler in der Wissenschaft, Brücken zu dieser sehr etablierten und gesellschaftlich sichtbaren Art von Wissenschaftskommunikation bauen, muss man die Lösungen und Entwicklungen der vielfältigen E-Book-Szene, -Start-Up-Kultur und auch bei den etablierten Verlagen im Blick behalten. Dass diese vermutlich weniger *enhanced* sein werden, als es technische Möglichkeiten zulassen und sich zugleich weitaus stärker der Druckkultur verbunden fühlen, gehört dazu. Wichtig ist daher der Aufruf zur Offenheit nicht nur der Publikationsformen sondern auch der Perspektiven darauf. Publikationsmodelle, die nah an den Zielgruppen entwickelt werden sollen, stehen also vor der Herausforderung, technisch machbare, kalkulatorisch sinnvolle und von den Rezipienten gewünschte Varianten, darunter auch Hybridformen von digital und Papier, in Balance zu bringen.

Zugleich ist nicht zu erwarten, dass die AutorInnen solcher Bücher mit einer übergroßen Reichweite und einem, bei richtiger Vermittlung und Erfolg, auch im Vergleich überproportionalen Reputationsgewinn, aufhören werden, Teil dieser Publikationskultur sein zu wollen. Denn dank dieser Teilhabe und Ausstrahlung in extrawissenschaftliche Bereiche und der damit verbundenen direkten Einbindung in übergreifende Gesellschaftsdebatten und -diskurse sind sie häufig die sichtbarsten Protagonisten ihrer Fachkulturen und auch aus diesem Grund zentrale Dialogpartner wenn man über die Zukunft des geisteswissenschaftlichen Publizierens spricht.

Ist das Buch ein Statusmedium? Und was bedeutet das für E-Publikationen?

2014-11-23

Vor einigen Tagen erschien in der International New York Times ein kurzer Bericht darüber, dass sich E-Books auf dem europäischen Buchmarkt vor allem im Vergleich zu den Buchmärkten der USA und in Großbritannien nur in geringem Maße durchgesetzt haben. (Heyman, 2014) In Deutschland liegt der Marktanteil elektronischer Bücher ebenso wie in Italien derzeit laut Artikel bei unter vier Prozent. Interessant ist dabei, dass auch dort, wo eine nur zögerliche Etablierung des Mediums zu beobachten ist, doch von Land zu Land unterschiedliche Gründe vorliegen. Der im Artikel zitierte Rüdiger Wischenbart erläutert, dass beispielsweise in Schweden eine sehr gute Versorgung mit E-Books seitens der öffentlichen Bibliotheken dazu führt, dass E-Books ausgeliehen und nicht gekauft werden. Für andere europäische Länder betont er als Ursache neben der Frage der Preisgestaltung die soziokulturelle Konnotation von Print:

“When you read a book, you define yourself as being part of a cultural elite, and that elite is very conservative,” he said. “They don’t want their high status to be undermined by some new gadget.” (Heyman, 2014)

Eine AnschlussThese, dass dieser Status fast zwangsläufig besonders intensiv unter Absolventen geisteswissenschaftlicher Studiengänge und damit unter den GeisteswissenschaftlerInnen verbreitet ist, dürfte sehr nahe liegen. Unterstützt wird dies von der oft außerordentlich hohen Qualität von Printausgaben zum Beispiel bei Kunstkatalogen, die, wie auch der Kunstwissenschaftler Horst Bredekamp vergangenen Donnerstag bei einer Podiumsdiskussion betonte, gerade durch digitale Gestaltungs- und Entwurfsverfahren möglich wird. Print entfaltet sich erstaunlicherweise direkt wegen der digitalen Technologien so vielgestaltig wie vielleicht niemals zuvor in der Druckgeschichte.

Hier trifft, so lässt sich vermuten, in gewisser Weise ein einzigartiges soziales Kapital – nämlich kultureller Status und Geschmack und Kompetenz im Umgang mit Druckmedien – auf ein Marktsegment, das sich mit gegenwärtigen Technologien bestimmte Distinktions- und Elaborationsbedürfnisse höchst kreativ und zugleich zu günstigeren Produktionsbedingungen ausdifferenzieren lässt. Überall also wo Humanities bzw. Geisteswissenschaften sehr nahe an Schöpfungsprozessen operieren und die Printausgabe als umfassend anerkannte Manifestation dieser Prozesse dient, dürften es reine E-Publikationen auch perspektivisch schwer haben. (vgl. dazu auch diesen Blogbeitrag) Ein Aspekt, der in diesem Zusammenhang häufiger genannt wird, ist der Wunsch der AutorInnen nach einer Werkintegrität, die eine Printfassung naturgemäß bietet, deren prinzipielle Sicherung jedoch in digitalen Medien erst aktiv technisch integriert werden muss und die dabei in gewisser Weise die Vorteile des Digitalen (verlustarme Kopierbarkeit, Remixability, dynamische Vernetzbarkeit, liquide Dokumentenformen etc.) weithin ausschließt.

Inwieweit es Hybridformen schaffen können, an dieser Stelle digitale und kulturelle Eliten versöhnlich zusammenzuführen, könnte davon abhängen, wie überzeugend und passgenau sie solche Bedürfnisse im Mix mit digitalen Rezeptions- und Interaktionswünschen (z.B. Weiternutzung, Annotation, Volltextsuche, selektive Lektüre, etc.) auffangen. Reine E-Varianten, wie wir sie bisher auch im Bereich von E-Monographien oft antreffen, also entweder eher formlose E-Pub-Ausgaben oder PDF-Fassungen, eignen sich dagegen mutmaßlich kaum dort zum Leitmedium, wo explizit die Verbindung von Inhalt mit einer bestimmten Form (bzw. Formgebung) darüber entscheidet, ob man ein Medium als Zeichen bzw. Auszeichnung der Zugehörigkeit zu einem bestimmten Milieu oder einer spezifischen Statusgruppe zählen kann. Gerade wenn man sich diese Zugehörigkeit über lange Jahre erarbeiten musste, scheint die Neigung, dies wieder aufzugeben und sich zu e-only umzuorientieren eher als gering und muss besonders motiviert werden.

Es wäre sehr interessant, entsprechende mediensoziologische Untersuchungen unter GeisteswissenschaftlerInnen

vorzunehmen (oder zu lesen), bei denen die Kopplung solcher Aspekte auch im fachkulturellen und internationalen Vergleich herausgearbeitet wird. Selbstverständlich ist die Frage des Milieus und des Distinktionswillens hinsichtlich des Gesamtbuchmarkts zugleich nur ein Aspekt unter vielen. So erscheint es unwahrscheinlich, dass das Lesen eines Buches – anders vielleicht als das bestimmter Buchformen – derart zentral durch das Zugehörigkeitsstreben zu einer kulturellen Elite angeregt wird, wie man es aus dem Artikel in der INYTimes herauslesen könnte.

Dennoch wäre es spannend zu klären, in welchem Umfang dieser Gesichtspunkt bei Einstellungsmustern der GeisteswissenschaftlerInnen eine Rolle spielt. Immerhin findet sich die Dominanz der Medienform „gedruckte Monografie“ in den Geisteswissenschaften auch bei den laufenden Erhebungen von Fu-PusH, wenngleich disziplinär durchaus unterschiedlich akzentuiert, immer wieder bestätigt und wird bisher nicht selten einfach in der Kategorie „fachkulturelle Gepflogenheit“ verortet. Dies kann man folglich entweder als fixe Rahmenbedingung annehmen. Oder aber doch selbst wieder hinsichtlich der Ursachen und Wirkungen reflektieren. Was in jedem Fall bereits als Erkenntnis festzuhalten bleibt, ist, wie eng die Frage der „Future Publications“ mit wissenschafts- und mediensoziologischen Aspekten verwoben ist und dass die Technologie nur eine Facette dieser komplexen Gemengelage darstellt. Am Ende bleibt Technologie Medium also Mittel zu einem Zweck. Eine spezifische Medientechnologie, sei es die des E-Books oder eines erweiterten, liquiden digitalen („enhanced“-)Dokuments, wird erst dann umfassend angenommen werden, wenn sie diesen erfüllt.

Stephen Heyman (2014). In Europe, Slower Growth for e-Books. In: The International New York Times, 13.11.2014

Von Tastaturen, Pfaden, Pferden und Innovationskulturen

2014-11-25

Eine Notiz von Ben Kaden (@bkaden)

I

Dank des Impact-Blogs der London School of Economics erscheint ein Text erneut auf der Bild(schirm)fläche, den Benedikt Fecher vom Alexander von Humboldt Institut für Internet und Gesellschaft (HIIG) im August im dortigen Institutsblog publizierte. In diesem erläutert er am Beispiel der Schreibmaschinentastatur, die bis heute auch in ihren Derivaten bis hin zu den Screen-Tastaturen der Smartphones scheinbar unverrückbar der QWERTY- bzw. QWERTZ-Anordnung treu bleibt, was Pfadabhängigkeit („path dependence“) nicht nur für die Technik selbst sondern auch für ihre Folgen bedeutet.

Eine solche Abhängigkeit ist, so Benedikt Fecher, immer dann gegeben, wenn eine in der Vergangenheit unter bestimmten Bedingungen (sich verhakende Typenhebel) getroffene Entscheidung auch dann noch maßgeblich wirkt, wenn diese Bedingungen gar nicht mehr vorliegen und entsprechend zu weniger optimalen Verfahren führt, die dennoch dominieren. Die Fachbezeichnung dafür lautet *Lock-in phase*.

Eine derartige Eingeschlossenheit sieht der Autor nun auch für das wissenschaftliche Publizieren gegeben. Das Grundverfahren der wissenschaftlichen Kommunikation per Peer Review begutachtetem Fachaufsatz ist dabei seit dem 18. Jahrhundert weitgehend stabil. Die Verarbeitungsdauer vom Manuskript zur eigentlichen Publikation nicht selten ebenso.

II

Es ist müßig, darauf hinzuweisen, dass die Disseminations- und Publikationsmöglichkeiten des Digitalen hier eine Vielzahl anderer Abläufe denkbar machen und de facto wird vieles davon auch probiert. Wenn es jedoch um die eigentlich zählbare Forschung geht, verharret der wissenschaftliche Mainstream im QWERTY-Standard. Das wissenschaftliche Publikationswesen, wie Benedikt Fecher betont,

„forces itself into a corset that could become too tight in just few years' time. Articles today rarely allow interactivity, PDFs are used instead of more usable formats and underlying data is seldom retrievable. The conventional format chosen to present content academia is one for reading, not one for working with.“

Abgesehen davon, dass aus der Perspektive der Diskursbeobachtung dringlichkeitsbasierte Zuspitzungen mit Prognose (*could become, too tight, just few years*) eher glaubwürdigkeitsmindernd wirken, da sie im Digitaldiskurs oft von Akteuren zur Interessendurchsetzung benutzt werden, die ironischerweise äußerst ahistorisch auf ihren Gegenstand blicken, lässt sich der Aussage aus der Perspektive derer, die die Möglichkeiten von erweiterten Publikationen (*enhanced publications*) nur zustimmen: Wir befinden in einer Zwischenphase, in der wissenschaftliches Publizieren Modelle der gedruckten Kommunikation digital rekonstruiert ohne allzu umfänglich die Vorteile der binär codierten Netzwerkpublikationen zu nutzen. Erstaunlicher ist zudem, wie groß der Aufwand bisweilen ist, der dieser Simulation von *Print* im *E* zugrunde liegt. Dabei ist jedem, der in diesem Feld arbeitet, durchaus bewusst:

„The established system of academic publishing, from submission, review, and publication is in the eye of socio-technological opportunities outdated. It takes too much time, it is too expensive and leads to an artificial scarcity of content. It no longer reflects the zeitgeist.“

Warum hält es sich aber dennoch so erfolgreich?

III

Zeitgeist, so könnte man hier entgegen, sollte nicht das Maß der Wissenschaft sein. Sondern grundsätzliche Relevanz. Benedikt Fecher trifft insofern das Problem, als er im Kern das betont, was sich aus der Idee der Pfadabhängigkeit ergibt: Die Bedingungen von Wissenschaft und somit auch von wissenschaftlicher Kommunikation haben sich massiv verändert. Es gibt einige schöne Gründe, sich Zugpferde und eine Kutsche zu gönnen. Der tägliche Weg zur Arbeit zählt, abgesehen von der Nische der Amischen, nicht dazu.

Das ist weniger albern als es zunächst klingt, illustriert doch der Wandel der Fortbewegungs- und Transporttechnologien im 20. Jahrhundert sehr deutlich, wie sich sozio-technische Transformationen zwischen den Polen Möglichkeit und Erwartung in Wechselwirkung vollziehen. Eines Tages ist der *Tipping Point* erreicht und die Innovation wird zum Standard. In der Wissenschaft kann man diesen Kipppunkt als *Post-Digital-Scholarship* beschreiben. Zwei Aspekte erscheinen dabei bedeutsam: Einerseits, dass derartige Transformationen immer auch viele Nebenwege eröffnen, die aus verschiedenen Gründen scheitern (Magnetschwebbahnen). Und andererseits, dass sie geradewegs wieder in neue Pfadabhängigkeiten führen können.

Was das Beispiel von Kutsche und Automobil aber ebenso zeigt, ist, dass Innovation immer Verbesserung mit Nachahmung koppelt. Wenn Pferdestärken (bzw. *horsepower*) der Referenzrahmen auch für *Greencars* bleiben, ist es nicht allzu wahrscheinlich, dass die Druckspuren bei textuellen Digitalkommunikation allzu schnell verschwinden. Und doch wird es sich um strukturell ganz andere Varianten handeln.

Diese Beziehungen und Entwicklungen rückschauend zu verstehen, für die Gegenwart zu differenzieren und perspektivisch bei Trendaussagen zu berücksichtigen, ist die Forschungsagenda einer entsprechend ausgerichteten Technik- bzw. STS-Forschung (*Science and Technology Studies*). Das FU-PuSH-Projekt selbst kann dies strukturgemäß nicht leisten. Wir können aber dennoch entsprechende Impulse sammeln und berücksichtigen.

IV

Entscheidend auch für die Durchsetzung neuer, wenn man so will, Dispositive des wissenschaftlichen Kommunizierens ist freilich immer die Akzeptanz der jeweiligen Varianten. Wäre die Dvorak-Tastatur massiv beworben und danach ebenso massiv nachgefragt worden, könnte sie heute der Standard sein. Auf Innovationsmärkten sind also Investitions-, Verbreitungs- bzw. Durchsetzungskosten für die Anbieter mit den Umstiegskosten der Nutzer und den Einsparungen durch den Umstieg (sowie dem berühmten ROI natürlich) in Beziehung zu setzen.

Beim Beispiel der Tastatur des August Dvorak kamen vor allem zwei Dinge zu einem Hindernis zusammen: Die Anwender sahen den Vorteil nicht so klar wie er, was vielleicht auch daran lag, dass vor allem er selbst die Vorteile der höheren Schreibgeschwindigkeit als Experte präsentierte. Zugleich waren die Umstiegskosten angesichts der Stellung des Maschineschreibens zu dieser Zeit enorm hoch bei vergleichsweise überschaubarem Optimierungsgewinn. (vgl. dazu ausführlich: Stan Liebowitz; Stephen Margolis: *The Fable of the Keys*. In: *Journal of Law and Economics*, Vol. 30, No. 1, S. 1–26, April 1990, verfügbar über SSRN: <http://ssrn.com/abstract=1069950>)

Die Entwicklung digitaler Kommunikationsformen hat den Vorteil, auf etablierte und ziemlich zeitlose Standards (*Markup*-Strukturen) zurückgreifen zu können, die in etwa das Rad (und nicht das Typenrad) des Digitalen darstellen. Es liegt nahe, alles weitere darauf aufzusetzen, um maximale Beweglichkeit abzusichern. Durch diese Grundstandardisierung ergibt sich die Möglichkeit variabler und modularer Lösungen innerhalb eines Rahmens, die sehr punktuell ausfallen können. Und plötzlich existiert ein *Annotator.js*, der unser Verständnis von digitaler Kommunikation langfristig weitaus tiefer verändert, als man ursprünglich intendierte. Sogar die Dvorak-Tastatur kann darin einen neuen Anlauf nehmen – man findet sie, neben Emoji-Keyboards und anderer Konkurrenz, im Google-App-Store.

V

Auch im Fall der wissenschaftlichen Kommunikation ist grundsätzlich zu berücksichtigen, dass ein Umbruch erst dann massenwirksam wird, wenn die Nutzer dieser innovativen Kommunikationstechnologien und -verfahren einen spürbaren kommunikationsökonomischen Vorteil haben bzw. diesen erkennen. Erst wenn evident wird, dass die Option beispielsweise von *Open Review* für diejenigen, die es auf ihre Kommunikation anwenden, zu grundsätzlichen Verbesserungen in der Kommunikationspraxis (oder beim Reputationserwerb) führt, wird sie umfänglich angenommen werden.

Wenn ein System etabliert ist und funktioniert – wie übrigens nach wie vor die QWERTY-Tastatur – dann sind die Umstiegskosten in der Regel sehr hoch. Andere Anreize, wie wir sie beispielsweise bei der Kopplung der Fördermittelzuweisung mit Open Access beobachten, kanalisieren diese in gewisser Weise. Es entstehen aber höhere Verbreitungs- und Durchsetzungskosten und eher eine Folgsamkeits- als eine intrinsische Akzeptanz. Zweitens lässt sich nur entweder durch Einstellung und Einsicht (also Argumentation) oder durch greifbare Vorteile erreichen. Die Kopplung von Fördermitteln und Open Access folgt eher dem Ansatz einer Motivation über die Vermeidung von Nachteilen (nämlich geringeren Ressourcen).

VI

Wir sind hier zugleich ein wenig bei Albert O. Hirschmans Unterscheidung von *Voice, Exit, and Loyalty*. Auf wahrgenommene Schwächen im System des wissenschaftlichen Publizierens (das hier etwas hemdsärmelig als Organisation interpretiert wird), kann man entweder loyal (=trotz allem) reagieren und wahrscheinlich wurde der Heidelberger Appell aus einem solchen Gedanken mitmotiviert. Loyalität fällt umso leichter, je geringer die Defizite eines Systems einen selbst betreffen und je höher die Kosten bzw. Verluste, die bei einem Umstieg entstehen, scheinen. Man kann auch weiterhin Wissenschaftskommunikation in traditionellen Mustern ablaufen lassen und an vielen Punkten und für viele Akteure funktioniert dies nicht schlecht, an manchen und für manche sogar optimal.

Wir werden uns vermutlich an dynamische Pluralisierungen von Kommunikationspraxen in den Wissenschaften gewöhnen müssen, die sich nicht nur von Disziplin zu Disziplin oder Fachkultur zu Fachkultur unterscheiden, sondern eventuell von Community zu Community. Diese Diversifikation der Kommunikationsbedürfnisse wird für große Bibliothekssysteme (und Wissenschaftsverlage) möglicherweise sogar eine größere Herausforderung als die Digitalisierung selbst.

Die *Exit*-Strategie nach Hirschmann bedeutet, dass man die Organisation und somit das etablierte wissenschaftliche Publikationssystem verlässt. Das ist ein Wagnis, das anbieterseitig (*PLOS One, scienceopen*, u.ä.) gegangen wird, für die meisten Wissenschaftler – abgesehen von den *rogue scholars* – aber derzeit keine Möglichkeit darstellt, weil sie damit auch die Verbindung zur ihrer Community oder Fachgemeinschaft und somit den Status des Wissenschaftlers verlieren würden. Spannend wird hier zu beobachten sein, inwieweit sich Parallel- bzw. Alternativwissenschaften etablieren, die wieder auf die etablierten Forschungs- und Erkenntnisformen zurückwirken. Dass die Grenzen zwischen extra- und intrawissenschaftlich bereits verwischen, macht beispielsweise das Feld der Big-Data-Analysen deutlich. Datenjournalismus und wissenschaftliche Datenvisualisierung liegen methodisch sehr nah bei einander.

Es bleibt die Variante „Voice“, also der Mitgestaltung und Reform mit dem Ziel der Beseitigung wahrgenommener Schwächen. Ihr Vorteil liegt in der Konstruktivität und dem Verfahren des Dialogs. Organisationen, die lange bestehen wollen und nicht genug Mittel oder Möglichkeiten für ein Loyalitätsmanagement besitzen, tun bekanntlich gut daran, solche Verfahren direkt in ihre Struktur einzubetten.

Der Nachteil: Die Voice- bzw. Partizipationsoption schläft dann ein, wenn die Schwächen durch Umstellungen so abgemildert sind, dass sie nicht mehr sonderlich stören. Die Beteiligten bzw. Betroffenen haben in der Regel andere Interessenschwerpunkte, als sich permanent mit der Ausgestaltung und Entwicklung des Rahmens ihrer Interessen zu befassen. Ihnen reicht, wenn er halbwegs stabil bleibt.

Es wird im Innovationsdiskurs zum wissenschaftlichen Publizieren hin und wieder vernachlässigt, dass Wissenschaftler zwar, wenn man so will, permanent in ihrer Forschung zu innovieren versuchen, dafür aber gerade feste Kommunikationsrahmen bevorzugen. Sie möchten zum Beispiel in der Regel verstehen, was Open Access ist und wo für sie dieses Verfahren wie sinnvoll ist. Es liegt aber erfahrungsgemäß nur für wenige in ihrem Interesse, ständig an diesem Diskurs mitzuwirken.

Für Innovationsvermittler, also auch für wissenschaftliche Bibliotheken, kann es dagegen mitunter sehr teuer werden, wenn sie Entwicklungen, Bedarfsverschiebungen und Dialogwünsche nicht beobachten und die ihnen zur Verfügung stehenden Innovationsressourcen (für Entwicklungs-, Verbreitungs- und Durchsetzungskosten) entsprechend gezielt einsetzen.

Wissenschaftsökonomisch lohnen sich derartige Investitionen in der Wissenschaftsinfrastruktur selbstverständlich immer dann, wenn ein Umstieg in jedem Fall erfolgen wird und Umstiegskosten für die Wissenschaftler reduziert werden. Sollte es evident werden, dass zum Beispiel *Open Review* nicht nur ein Experiment bleibt, sondern als Standard tauglich wird, dann ist dieser Schritt nicht nur sinnvoll sondern sogar zwingend.

VII

Die Herausforderung ist, beides, also das scheinbar Unmögliche, zu tun: in der richtigen Dosis zu bewahren und zu innovieren. Das Beispiel des Fu-Push-Projektes verdeutlicht, das dafür ein neuer Akteur mit der Aufgabe einer übergeordneten Beobachtung von Entwicklungen sinnvoll ist. Die neutrale Erhebung tatsächlicher Einstellungsmuster, Wünsche, Wahrnehmungen von Schwächen und Stärken etablierter und denkbarer Publikationssysteme bei den Wissenschaftlern hilft, hier exemplarisch im Kontext von „enhanced Publications“, diese äußerst komplexe Gemengelage besser zu verstehen und für Entscheidungen relevantes Wissen zu sammeln. Wird dies auf allgemeine Trends und Möglichkeiten der Gestaltung wissenschaftlicher Publikationen und Kommunikationsinfrastrukturen reflektiert, ergibt sich idealerweise eine belastbare Grundlage in Form eines festen Bezugspunkts für den Diskurs, weitere Forschungen zum Thema und eventuell auch konkretes Gestaltungshandeln.

Im Projekt Fu-Push

„sollen die sich [aus den Potentialen digitaler Möglichkeiten der wissenschaftlichen Kommunikation] ergebenden Konsequenzen für die Serviceausrichtung der akademischen Informationsinfrastruktureinrichtungen analysiert und Empfehlungen zu deren Neuausrichtung erarbeitet werden.“ (Projektbeschreibung auf der Webseite zum Projekt)

Zu diesen Konsequenzen zählt möglicherweise auch, dass sich die QWERTY-Pfade der etablierten Kommunikationsformen noch eine Weile halten, dass Wissenschaftler nicht überall disruptiv sondern Schritt für Schritt punktuell digitale Optionen zur Erweiterung und Verbesserung ihrer Kommunikation und Forschung aufnehmen und vor allem verstehen wollen und müssen, an welchen Stellen welche Umstellung bzw. Innovation tatsächlich sinnvoll ist.

Man kann das natürlich mit Pfadabhängigkeiten erklären und mit der Dvorak-Fabel illustrieren. Man kann darüber klagen, wie weit die Praxis des wissenschaftlichen Publizierens hinter den technischen Möglichkeiten und neuen Konzepten zurück bleibt. Man kann aber auch anerkennen, dass Innovation dann, wenn ein Problem erträglich ist, immer gegenüber dem Bewährten und Funktionierenden in der Bringschuld bleibt, dass sie nicht kontextlos und per se gut sein muss und dass es zugleich fraglos sinnvoll ist, mit den Gestaltungskompetenzen und -szenarien dem Bedarf der Zielgruppe antizipiert drei Schritte voraus sein zu können, auch um die Gesamtentwicklung (=den Bedingungsrahmen der Wissenschaft) mit zu steuern und zu gestalten. Aber man muss nicht unbedingt diese drei Schritte gehen. Wichtiger ist, möglichst genau abschätzen zu können, inwieweit die Richtung stimmt. Das spricht ganz und gar nicht gegen Innovation. Jedoch sehr für eine auf Dialog basierende, auf Bedarfe zugeschnittene und möglichst passgenau vermittelbare.

Wort, Material und Distant Reading

2014-11-26

Eine Notiz von Ben Kaden (@bkaden)

In der *Tech*-Rubrik der Zeitschrift *The Atlantic* erschien in der vergangenen Woche ein Aufsatz von Michael Erard über die Bedeutung von ... Wörtern. Er beleuchtet die Rolle dieser Kerneinheit der Sprache aus diversen Perspektiven und landet nicht ganz unerwartet auch im Bereich der Digital Humanities. Anlass sind ihm Verfahren des *Distant Reading*, das er folgendermaßen beschreibt:

„Taking advantage of the computer’s slant toward word-based analysis, these techniques reimagine literary works as stacks of words. For computer-aided distant readers, literary expertise now amounts to interpreting the patterns in those stacks—for example, the frequency of indefinite articles (“a”) versus definite articles (“the”) in the titles of 19th century novels. According to its proponents, such analysis yields new insights. (For example: Counter-French Revolutionary novel titles use the definite article predominantly, indicating a commitment to the established past rather than an anticipation of the unknown future.)” (Erard, 2014)

Wie belastbar solche Einsichten aus wissenschaftlicher Sicht sind, muss an anderer Stelle diskutiert werden. (vgl. zum Beispiel Kaden, 2012) Dass diese Verfahren in einer Publikumszeitschrift wie *The Atlantic* behandelt werden, lässt vermuten, dass sie sich langsam etablieren, auch wenn sie nach wie vor eher eine Randerscheinung bleiben. Dies kann auch an der Skepsis gegenüber dieser quantitativen Annäherung an die traditionell aus der Nahperspektive beforschten Gegenstände der Literatur liegen. Eine der ersten Erwähnungen in einer Publikation mit nennenswerter Reichweite über die Literaturwissenschaft hinaus fand es vor sieben Jahren in der *THE Chronicle Review*. Lindsey Waters schrieb buchstäblich giftig:

„As if all that were not bad enough, we have distinguished professors of literature at elite universities promoting methodologies of study that positively discourage reading. Franco Moretti, of Stanford University, a scholar of the greatest cultivation, has published superb analyses of literary works. But Moretti is now promoting what he calls „distant reading,“ which seems to me to suggest that scholars of literature outsource reading of books to lower-level workers. Moretti has a cadre of workers charged with tracking numerically documented aspects of the history of the book, especially details like how many novels were published in Britain in the 18th century. What we need to understand is the system. The professor need not read books at all! (The subtitle of one lecture he gave in Germany says it all: „How to Talk About Literature Without Ever Reading a Single Book.“) It is impossible to understand the rationale for such a relegation of reading to graphs and charts except as a way of institutionalizing large-scale bureaucratic analyses of literature. That is poison.“ (Waters, 2007)

Wired berichtete 2009 in einer kurzen Glosse weitaus neutraler über Morettis Unterfangen einer umfassenden Fernlektüre der schätzungsweise 30.000 viktorianischen Romane. (McGray, 2009) Und seitdem wird dieses Beispiel immer wieder gern als Vorzeigekonzept der Digital Humanities in den Mainstream-Medien aufgegriffen, was im Umkehrschluss bedeutet, dass sich Moretti entweder geschickt auf Eigenvermarktung versteht (und ja auch nach wie vor der Referenzpunkt zentraler Debatten um die Digital Humanities ist, vgl. Kirsch, 2014) oder eben, dass es über dieses Beispiel hinaus bisher keine weitere massentaugliche Anwendung gibt.

Darüber müssen wir an dieser Stelle keine Bewertung abgeben. In Michael Erards Text sticht vielmehr ein Aspekt hervor, der für die Frage nach zukünftigen Publikationsformen sowohl aus der Warte der Geisteswissenschaften als

auch aus der Bibliotheks- und Informationswissenschaft (bzw. der Dokumentationswissenschaft, wenn es diese noch gäbe) bedeutsam ist:

„Rather than construing literature as an experience with language, this new literary scholarship has embraced the materiality of words: shuffling, sorting, and counting them to make sense of the patterns. At the same time, the experience of that materiality has been ceded to machines, which do the work of “discovering” their aggregate meaning in terms of the words they use. Now that the readings of a text are infinitely multiple, the human reader has been rendered so wholly irrelevant that the “humanities” part of “digital humanities” no longer seems to fit.” (Erard, 2014)

Wo die Materialität des Trägermediums verloren geht, nämlich im Digitalen, gewinnt das Zeichen eine neue Rolle, eine Art „eigenmateriellen“ Status, den man insofern auch topologisch begreifen kann, da es nur durch seine relationale Ausrichtung zu anderen Zeichen und also kontextualisiert überhaupt als Bedeutung greifbar wird. Dass gerade dieser besondere Status die Humanities nicht ausschaltet sondern als Digital Humanities im Sinne einer über diese digitale Bedingung reflektierende Geisteswissenschaft unbedingt erforderlich macht, übersieht Michael Erard.

Die Arten, auf den Maschinen diese Textkorpora und Wortsammlungen durchdringen können sind möglicherweise tatsächlich unendlich. Wie sie es tun und zu welchem Zweck bzw. Erkenntnisziel auch in der Literaturwissenschaft hängt aber maßgeblich von der Einschreibung (oder *Inskription*) ab, die der Mensch vornimmt, wenn er die Technik entwickelt und die Algorithmen formuliert. Es geht in die Irre, anzunehmen, Digital Humanities sind ein Maschinenprodukt und eine Vorstufe posthumaner Wissenschaft. Sie sind in der bisher etablierten Form eine oft sehr holprige Variante der Auseinandersetzung mit geisteswissenschaftlichen Gegenständen unter Zuhilfenahme digitaler Technologien. Nicht mehr und nicht weniger. Das kann die Geisteswissenschaften bereichern. Es kann sich aber auch in der Langzeitperspektive als irrelevant erweisen. Die Digital Humanities befinden sich derzeit in einer nach wie vor sehr frühen Entwicklungsphase, haben also den Status eines Experiments mit offenem Ausgang. In Kenntnis wissenschaftshistorischer Entwicklungslinien spricht so gut wie nichts dagegen, dieses Experiment erst einmal laufen zu lassen. Die Zeit wird zeigen, ob es zu Erkenntnisprüngen führt oder eine kleine Episode der Wissenschaftsgeschichte aus dem frühen 21. Jahrhundert bleibt.

Nicht nur aus dieser Sicht einer quasi begleitenden Wissenschaftsgeschichtsschreibung scheint es zugleich sinnvoll, Digital Humanities in einer zweiten Form forciert zu elaborieren – als (auch szientografische) Wissenschaft des Humanen unter den Bedingungen digital gestalteter Lebens- bzw., im Fall der Geisteswissenschaften, Forschungswelten. Im Gegensatz zu Morettis *Distant Reading* viktorianischer Romane ist deren Wirksamkeit nämlich bereits heute äußerst evident.

Michael Erard (2014). *The New Work of Words*. In: The Atlantic, Nov 20, 2014. http://www.theatlantic.com/technology/archive/2014/11/the-new-work-of-words/382277/?single_page=true

Ben Kaden (2012). Anmerkungen zu John Heuser, Long Le-Khac (2011): *Learning to Read Data: Bringing out the Humanistic in the Digital Humanities*. In: DHD-Blog, 17.11.2014. <http://dhd-blog.org/?p=1061>

Adam Kirsch (2014). *Technology is taking over English Departments: The False Promise of Digital Humanities*. In: The New Republic. Online: 02.05.2014. <http://www.newrepublic.com/article/117428/limits-digital-humanities-adam-kirsch> (Erschienen unter dem Titel *The Pseudo-Revolution. What does the digital humanities have to do with the humanities?* In: The New Republic. May 12, 2014, S. 45).

Douglas McGray (2009) *Hyper Texts*. In: *Wired*. Vol. 17 No. 12 (Dec 2009), S. 78.

Lindsey Waters (2007) *Time for Reading*. In: THE Chronicle Review, Vol. 53, Nr. 23, S.6, 09.02.2007.

Der Petroglyphomat als analog-digitale Kommunikationsidee

2014-12-02

Eine Notiz von Ben Kaden (@bkaden)

Digital-gesteuertes In-Stein-Meißeln ist – heute jedenfalls – etwas für die Kategorie Off-Topic wenn es um wissenschaftliche Kommunikation geht. Aber wer vermag schon zu sagen, ob sich daraus nicht Forschungsgegenstände für Kulturanalysen in einer entfernteren Zukunft ableiten lassen. Und wer Zeuge der Podiumsdiskussion vom 20.11.2014 im Grimm-Zentrum war, erinnert sich womöglich noch an die Aussage Horst Bredekamps, der meinte, dass von unseren digitalen Artefakten in 200 Jahren keine Spur geblieben sein wird, unsere Gegenwart also als Epoche nicht präsent sein kann, weil es dann einfach keine Überlieferungen gibt. Michael Seadle, Bibliothekswissenschaftler und Experte im Forschungsfeld der digitalen Langzeitarchivierung, sah dies zwar gelassener und erinnerte an LOCKSS (mehr dazu auch in diesem – noch heute verfügbaren – LIBREAS-Podcast mit David Rosenthal aus dem Jahr 2007). Aber bisher bleibt eine umfänglichere Archivierung digitaler Kommunikationen nach wie vor eine Herausforderung und die entsprechenden Strategien hatten naturgemäß noch gar keine Zeit, ihre Robustheit in praxi zu beweisen. Für die offizielle Kulturgeschichte der Bundesrepublik lagert das Bundesamt für Bevölkerungsschutz und Katastrophenhilfe jedenfalls nach wie vor so genannte Sicherungsfilme (seit 2010 auch in Farbe) in den Barbarastollen bei Oberried (Seite zum Objekt in der Wikipedia) und verspricht materiale wie inhaltliche Stabilität für mindestens 500 Jahre.

Einen subversiveren Ansatz verfolgt dagegen der Petroglyphomat, den der Designstudent Lorenz Potthast unter dem programmatischen Titel „Communication with the Future“ unlängst vorstellte. Die Idee ist durchaus originell:

„The concept of the Petroglyphomat is a strategical reaction to the technical and financial boundaries which normally limit the possibilities to communicate a message to the future. The idea is to use long existing, important places which most likely will also exist for a long time in the future as infrastructure and expand them with a new communication layer.“

Man sucht sich also steinerne Strukturen (Gebäude, Denkmäler, denkbar sind auch Felsformationen u.ä.), deren Existenz (= Langzeitverfügbarkeit) auch in weitreichender zeitlicher Perspektive gesichert zu sein scheint, und schreibt in diese gezielt Botschaften ein. Das sind dann weniger *Future Publications* im Sinne einer Publikationspraxis der Zukunft. Sondern es ist eine gegenwärtig anzuwendende Form, Kommunikationsspuren zu hinterlassen, die auch in Zukunft entziffert werden können. Spannend ist dabei zudem, dass sich hier ein Phänomen findet, was im Kontext der Digital Humanities besonders populär zu werden scheint: die Annotation, die freilich direkt im und am Objekt erfolgt.

Das Spannende dieses Ansatzes liegt darin, dass das Einschreibverfahren des Digitalen, bei dem Annotationen idealerweise direkt mit dem Forschungsdatum verbunden werden und dieses – genau wie der meißelnde Eingriff am Sockel eines Denkmals – selbst im Sinne eines erweiterten Forschungsobjektes zu einer neuen Bezugsgesamtheit werden lässt, ziemlich radikal damit in materialen Strukturen zur Anwendung kommt. Wenn man sich dabei einen QR-Code als gemeißelte Botschaft vorstellt – was auf Grabsteinen schon hin und wieder vorkommt (vgl. Tamara Kneese: QR Codes for the Dead. In: *The Atlantic*, 21.05.2014), entwickelt sich eine doch neuartige Form analog-digitaler Interagierbarkeit, was auch im Sinne Lorenz Potthasts sein dürfte, zu dessen Konzept es auf der Seite Design made in Germany heißt:

„Dabei ist die Maschine gedacht zum Einsatz an prominenten Orten und bereits existierenden Monumenten, um diese durch eine weitere Kommunikationsschicht, also einen Kommentar aus unserer Gegenwart, zu erweitern. Die Maschine erstellt Momentaufnahmen unserer zunehmend digitalisierten Lebenswelt, indem sie pixel-basierte, ikonografische Symbole in moderne Steinritzungen (Petroglyphen) überführt.“

Communication with the Future – The Petroglyphomat from Lorenz Potthast on Vimeo, published Nov 16, 2014.

Die gezeigten petrolyphomatischen Beispiele sind angesichts ihrer Grobheit allerdings noch nicht wirklich überzeugend, weshalb das Gerät vorerst als Gedankenspiel interessanter ist als als tatsächliche Anwendungsoption.

Zudem bleiben zwei Aspekte offen: der Status der eingemeißelten Annotation als „positive Vandalismusmaschine“ und eine entsprechende Strafbarkeit der Anwendung nach § 303 StGB und dort besonders Satz 2 („Ebenso wird bestraft, wer unbefugt das Erscheinungsbild einer fremden Sache nicht nur unerheblich und nicht nur vorübergehend verändert.“, vgl. § 303 StGB via dejure.org) sowie die Frage der Witterungsbeständigkeit dieser Botschaften. Denn dass sie so wie Sicherungsfilm im Stollen 500 Jahre lesbar bleiben, scheint auch hier und wie der Blick auf Inschriften an Außenwänden entsprechend alter und auch jüngerer Gebäude zeigt, eher zweifelhaft.

Hypothes.is und das Potential von Social Annotation

2014-12-03

Eine Notiz von Ben Kaden (@bkaden)

Nimmt man den Twitterstream als Fenster zur Welt, so war heute auf der *SWIB14 – Semantic Web in Libraries Conference* (#swib14) der Webannotator von hypothes.is das Thema. Es ist schwer einzuschätzen, wie erfolgreich er bisher ist. Der Echtzeit-Annotationsstrom für öffentlich sichtbare Annotation weist derzeit noch nicht auf eine allzu hohe Nutzungsintensität hin. Es ist jedoch zu erwarten, dass sich das, sofern die technische Performanz das zulässt, bald ändert.

Denn an sich scheint das Werkzeug ein Traum und für die Massenaktivierung ähnlich geeignet wie es die Wikipedia war. Die Bedienung ist denkbar simpel: ein Browserplugin wird installiert der Rest ist eine reduzierte Interaktionsstruktur, die bei Annotationsbedarf ein Editorenfenster öffnet. Alles greift das auf, was man aus dem Web bereits kennt. Wer einmal Social-Bookmarking-Dienste benutzte, benötigt keinerlei weitere Einarbeitungszeit. Aus Usability-Sicht wurde hier schon einmal alles richtig gemacht.

image

Annotation zu einem Artikel in der New York Review of Books.

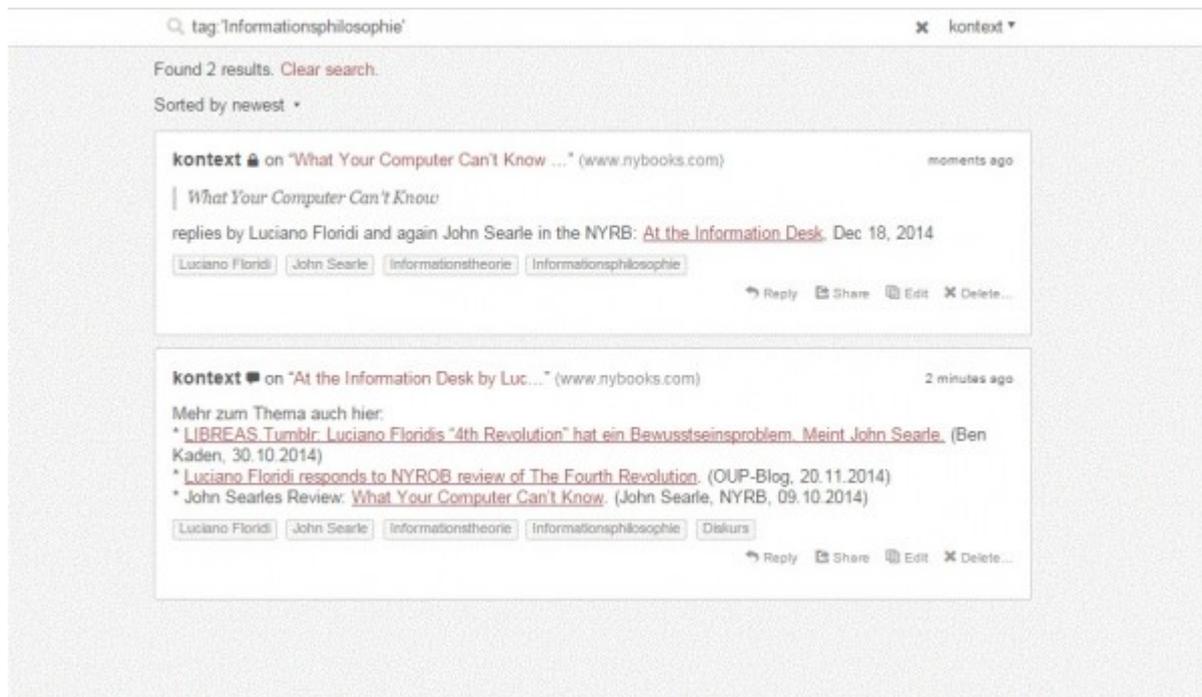
Im Web kann man nun jede Seite bzw. auf jeder Webseite jedes markierbare Objekte (also wenn man mag auch einzelne Buchstaben, Zeichenketten, Bilder) entweder für sich oder mit der Einstellung *public* öffentlich sichtbar annotieren.

Hypothes.is lässt sich folglich wahlweise als eigenes Werkzeug zur Informationsorganisation benutzen oder als Diskursmedium. Spannender wird es sicher, wenn man die Annotationen anderer mitlesen kann. Derzeit ist es allerdings sehr schwer, überhaupt eine Seite zu finden, auf der es Annotationen mehrerer Nutzer gibt.

Die nächste Stufe: Man kann öffentliche Einzelanmerkungen direkt kommentieren. Dass man auch Tweets (mit leicht Verzögerung) entsprechend direkt anreichern kann, bindet den Annotator auch in der Welt der Social Media ein. Da jede Annotation eine eigene Webadresse besitzt, kann man auch diese mit dem gleichen Verfahren beschreiben.

Die Kulturtechnik der Annotation lässt sich daher, so jedenfalls ein subjektiver Eindruck nach gut zwei Wochen Praxistest, nicht nur als eine Erweiterung des bekannten *Social Taggings* direkt und problemlos in Webinhalte hineintragen. Zugleich entsteht eine neue Rezeptions- und Kommunikationsebene im Web, ein Metanetzwerk, das sich über die bestehenden Inhalte legt.

Bei ausreichend umfänglicher Nutzung dürfte dies maßgeblich auf die gesamte semantische Webindexierung zurückwirken. Maschinenlesbare von Menschen gesetzte Spuren und Verknüpfungen (Hyperlinks lassen sich problemlos in die Annotationen einbinden) sind das Ideal eines jeden Retrievalsystems (und jedes Big-Data-Analysten). Die *Tag*-basierte Durchsuchbarkeit (hier am Beispiel „Informationsphilosophie“) ist dafür eher erst der Einstieg in die Möglichkeiten.



Tagbasierte Suche bei hypothes.is am Beispiel „Informationsphilosophie“.

Bindet man das Ganze noch an ein Soziales Netzwerk zurück und integriert beispielsweise Funktionen, die es ermöglichen Nutzern und Themen oder beidem in Kombination zu folgen, hat man die Basis für ein Retrievalkonzept, das es so elaboriert vorher kaum gab.

Dass damit Gefahren verbunden sind, dass Cybermobbing eine neue Qualität erreichen kann, dass früher oder später garstiger Spam in die Kontexte eindringt, ist freilich auch klar. Informationsethische Fragen bis hin zu der Überlegung, unter welcher Lizenz die Annotationen verfügbar sind, scheinen bisher nur bedingt geklärt zu sein. An dieser Stelle müssen die Informationsqualität sichernde Filter und Schranken entwickelt werden.

Es ist zudem wahrscheinlich, dass sich die großen Akteure in der Internetökonomie (GAFA und andere) und auch vermutlich in den Wissenschaftsmärkten demnächst in konkreten Produkten sehr intensiv mit diesen Werkzeugen befassen werden. Eventuell gibt es bald diverse solcher Annotationsnetze. Gerade für Wissenschaftsverlage sind derartige Tools zur Rezeptionssteuerung und als Altmetrics-Basis hoch relevant. Wer also nach dem „Next Big Thing“ im Internet sucht, findet es vermutlich eher noch nicht im Internet der Dinge, sondern in einer etwas unscheinbaren Lösung, simpel wie ein Wiki, die zahlreiche Elemente und Prinzipien des Sozialen (Social Tagging, Interaktionen, Soziale Netzwerke) bündelbar macht und zugleich unmittelbar auf Webinhalte zurückbezieht. Eine Etablierung derartiger Verfahren in der wissenschaftlichen Kommunikation hat zudem wahrscheinlich eher noch als Multimedialität das Potenzial, tatsächlich *Enhancements* in digitale Publikationskulturen zu tragen.

Das erscheint insofern noch als ein besonderer Twist, da mit der digitalen Annotationen eine schriftkulturelle Praxis aufgegriffen wird, die weit älter als die europäische Druckkultur ist: das direkte und unmittelbar Beschreiben eines vorliegenden Objekts, mit dem es sich zu einem neuen Objekt verbindet. Im Netz wird dies nun auf eine neue hypertextuelle Ebene zu dynamischen Verbindungen aus Objekten und Prozessen gehoben, so dass die Unabschließbarkeit (vielleicht auch: das Rhizomatische) des Dokumentengeschehens nur noch evidenter wird.

Über Data Sharing und Open Humanities

2014-12-17

Eine Notiz von Ben Kaden (@bkaden)

Der freie Zugang zu Forschungsdaten und damit die allgemeine Nachnutzbarkeit von Datenbeständen sind ein zentraler Aspekt des Diskurses zum zukünftigen Publizieren in den Geisteswissenschaften. Denn natürlich ist es gerade für Infrastrukturanbieter wie Hochschulbibliotheken aber auch für Wissenschaftsdienstleister wie zum Beispiel Verlage sehr wichtig, absehen zu können, in welcher Form Forschungsdatenrepositorien aufzubauen und zu implementieren sind, welche Werkzeuge und Infrastrukturen für welche Varianten des *Data Sharing* notwendig werden, auf welcher Basis die Frage der Langzeitarchivierung und idealerweise auch der Langzeitverfügbarkeit von Forschungsdaten adressiert wird und schließlich welche Datenstandards, Austauschformate u.ä. vorliegen oder noch entwickelt werden müssen.

Angesichts dieser Herausforderungen ist es möglicherweise gar nicht so schlecht, dass das Teilen von Forschungsdaten nach dem *Open-Data*-Konzept bisher keinesfalls der Regelfall ist, wie ein aktueller Aufsatz in der Zeitschrift *Research Policy* für die Wirtschaftswissenschaften nachweist. (Andreoli-Versbach, Mueller-Langer, 2014) Dort ist nur ein sehr kleiner Teil der Community bereit, sein Datenmaterial den Peers oder darüber hinaus der Allgemeinheit zur Verfügung zu stellen.

Eigene Erfahrungen sowie Eindrücke aus der laufenden Fu-PusH-Interviewrunde mit FachwissenschaftlerInnen lassen nicht vermuten, dass sich die Situation in den Geisteswissenschaften grundlegend anders darstellt. Prinzipien der *Open Science* bzw. eher noch *Open Scholarship* oder *Open Humanities* werden weithin begrüßt. Jedoch gilt sowohl für die Open-Access-Idee als auch für den Open-Data-Ansatz, dass dieses Wohlwollen eher prinzipieller Natur ist und die konkrete Umsetzung weit dahinter zurücksteht.

Dabei gibt es gute Gründe für das Offenstellen und Teilen von Forschungsdaten. Patrick Andreoli-Versbach und Frank Mueller-Langer betonen folgende Aspekte:

1. Es erleichtert die Reproduktion von Forschungsergebnissen.
2. Es erhöht die Glaubwürdigkeit empirischer Forschung.
3. Es verbessert die Genauigkeit von Forschung und wirkt als Anreiz, datenspezifische Fehler zu vermeiden.
4. Es reduziert Betrug.
5. Es ermöglicht Forschern bestehende Datensätze zu verwenden, um neue Fragestellungen an dieses Material zu beforschen. (vgl. LIBREAS, 2014)

Denkt man darüber hinaus an das für die Digital Humanities sehr zentrale Feld der Quellendigitalisierung und der Erstellung und Erschließung von Textkorpora als Forschungsdaten, so wird zunächst deutlich, dass man Empirie hier vielleicht anders interpretieren muss. Aber gerade das letztgenannte Argument einer flexiblen Nachnutzung und Re-Interpretierbarkeit solcher Datensätze erweist sich nicht zuletzt aus wissenschaftsökonomischen Gesichtspunkten als sehr stark. Dabei ist jede Edition natürlich bereits jetzt eine Art Forschungsdatenpublikation. (vgl. dazu auch Kindling, 2009)

Insofern sind die Geisteswissenschaften hier punktuell den *Sciences* sogar etwas voraus. Open Data in einem Open-Scholarship-Kontext würde aber mehr als bisher bedeuten, dass diese Forschungsdaten nicht nur an sich publiziert sind, sondern möglichst in leicht nachnutzbaren Formaten über entsprechende Infrastrukturen. Das TextGrid-Repositorium könnte hier ein Ansatz sein.

Interessant an der Untersuchung von Patrick Andreoli-Versbach und Frank Mueller-Langer ist zudem, wie sehr die Bereitschaft des Zugänglichmachens von Forschungsdaten nach wie vor von individuellen Einstellungsmustern

und, Stichwort: *Tenure*, Anstellungsmustern geprägt ist. Ein Trend auch in den Interviews bei Fu-PusH ist, dass Ideen wie Open Data und Open Scholarship aber auch offene Publikationskonzepte wie das Bloggen gerade nicht von NachwuchswissenschaftlerInnen praktiziert werden. Diese gehen bei aller Sympathie und Aufgeschlossenheit häufig auf Nummer sicher und folgen, sofern sie eine wissenschaftliche Karriere anstreben, vorsichtshalber den ganz traditionellen Pfaden.

Open Scholarship ist noch immer hauptsächlich etwas, was sich WissenschaftlerInnen mit einem bestimmten Absicherungsgrad im Wissenschaftsbetrieb leisten. Sie bleibt also in gewisser Weise ein Luxus. Wer dabei aktiv wird, ist wiederum – so auch eine Erkenntnis von Patrick Andreoli-Versbach und Frank Mueller-Langer – bisher vor allem aus eigener Überzeugung dazu bereit. Welche Motivationen individuell für diesen Bruch mit den etablierten Verfahren der wissenschaftlichen Kommunikation vorliegen, wäre eine schöne Forschungsfrage für die Wissenschaftssoziologie.

Ein Eindruck aus den Fu-PusH-Interviews ist jedenfalls, dass wir in den meisten geisteswissenschaftlichen Disziplinen intradisziplinär de facto zwei Publikationskulturen vorfinden: eine Normwissenschaft (sehr traditionell, auch digital dem Printparadigma möglichst nah bleibend) und unterschiedlich intensiv ausgeprägte Abweichungen im Publikations- und Kommunikationsverhalten (Open Access, Social-Media-basiertes Kommunizieren, etc.).

Digitale Wissenschaft und die elaborierte wissenschaftskulturelle Variante der Open Scholarship scheinen schließlich da besonders verbreitet, wo die Forschung bereits traditionell digitalen Hilfsmitteln und Werkzeugen gegenüber aufgeschlossen war (z.B. in der Sprachwissenschaft und der Archäologie). Entsprechend spielen forschungspraktische Aspekte mutmaßlich eine wichtige Rolle.

Da wir im laufenden Untersuchungsverfahren von Fu-PusH nicht nach Wissenschaftsfeldern und wissenschaftsstrukturellen Bedingungen mappen, können wir leider keine belastbaren Aussagen zwischen dieser Beobachtung und einem möglichen Institutionalisierungsgrad von Open-Scholarship-Elementen in den Kommunikationspraxen der jeweiligen Communities treffen. Es lässt sich jedoch durchaus die Hypothese formulieren, dass dort, wo sich bestimmte übergreifende Infrastrukturen etablieren (beispielsweise die Blogplattform Hypotheses in den Geschichtswissenschaften), eine höhere Akzeptanz in der Community über den Faktor persönlicher Präferenzen hinaus herausbildet. Kurz gesagt: Wo belastbare und technisch und institutionell stabile und einfach benutzbare Infrastrukturen für offenere Kommunikationsformen vorliegen, dürfte die Chance auf eine breitere überindividuelle Nutzung in der Community und damit eine Annahme durch die Community als akzeptable und sinnvolle Kommunikationsform mit der Zeit steigen. Wenn einige Leuchttürme des Faches relevante Inhalte dort (möglichst bevorzugt) publizieren, wird sich die Etablierung dieser Plattformen und Verfahren beschleunigen.

Das klingt trivial, erweist sich in der Praxis aber als sehr kompliziert. Die Akzeptanz digitaler und offenerer Formen der wissenschaftlicher Kommunikation ist an mehrere Faktoren geknüpft. Neben einer individuellen Bereitschaft (oder Einsicht) sind es geeignete technische Möglichkeiten und angemessene, eindeutige und akzeptable Kommunikationsregeln.

Wenig überraschend weisen Patrick Andreoli-Versbach und Frank Mueller-Langer darauf hin, dass das Vorhandensein von *Data Availability Policies* (oder besser noch *Mandatory Data-Disclosure Policies*) besonders bei High-Impact-Journals in einer Disziplin die Motivation erhöht, Datenmaterial auch über die Zeitschrift hinaus zugänglich zu machen. Wer nämlich seine Datenbasis für eine derartige Begleitpublikation einmal aufbereitet hat, tut sich mutmaßlich entscheidend leichter, sie auch anderweitig einsehbar zu machen. Ein qualitativ hochwertiger Datensatz kann (und könnte in Zukunft noch umfassender) reputationsfördernd sein. Allerdings fehlen auch bei der Kreditierung von Datenerhebung (vielleicht auch erheberrechtlich als Pendant zum Urheberrecht) und -aufbereitung noch wissenschaftskulturelle Standards.

Patrick Andreoli-Versbach und Frank Mueller-Langer sehen naheliegend die Zeitschriften und die Hochschulen in der Pflicht, sich für Fortschritte im Bereich des Data-Sharing zu engagieren. Dies wird allerdings nur im Dialog mit den Wissenschaftsgemeinschaften gelingen.

Was die Institutionen, zu denen auch wissenschaftliche Bibliotheken und andere Infrastrukturanbieter zu zählen sind, in jedem Fall einbringen können, sind Angebote und Dienste, die bedarfsgerecht und in puncto Usability auf die Ansprüche durchschnittlicher WissenschaftlerInnen zugeschnitten eine Praxis der Openness in der wissenschaftlichen Kommunikation inklusive des Kommunizierens von Forschungsdaten unterstützen. Denn dass der Focus derzeit Disziplin übergreifend verstärkt auf Forschungsdaten rückt, steht außer Frage. Wo Big Data und datenintensive Humanities Konzepte der Stunde sind, sollte man konsequenterweise auch die gesamte Kette bis hin zum generell offenen Data-Sharing bedienen können.

Quellen:

Patrick Andreoli-Versbach, Frank Mueller-Langer (2014) *Open access to data: An ideal professed but not practised*. In: *Research Policy*. Volume 43, Issue 9, November 2014, S. 1621–1633. DOI: 10.1016/j.respol.2014.04.008

Maxi Kindling (2009) *Möglichkeiten der Strukturmodellierung – eine exemplarische Zusammenführung funktionaler Anforderungen an die Bereitstellung digitaler Forschungsdaten für ausgewählte geisteswissenschaftliche Disziplinen*. Berlin: Humboldt-Universität zu Berlin, Philosophische Fakultät I, urn:nbn:de:kobv:11-100185124

LIBREAS-Redaktion (2014) *Anreize für Open Data müssen von den Journals und den Hochschulen kommen. Meinen Patrick Andreoli-Versbach und Frank Mueller-Langer*. In: LIBREAS.Tumblr, 17.12.2014, <http://libreas.tumblr.com/post/105441026466/opendata>

Breaking Book. Wie Amazon das Lesen „enhanced“ 2014-12-18

Eine Anmerkung von Ben Kaden. (@bkaden) zu

Casey Newton: THE EVERYTHING BOOK: READING IN THE AGE OF AMAZON. In: *The Verge*, 17.12.2014

In der vergangenen Woche publizierte der SPIEGEL eine Titelgeschichte zur Zukunft des Lesens (eine ausführliche Auseinandersetzung damit findet sich im LIBREAS-Tumblr). Heute findet sich ein weiterer Beitrag zum Thema auf der Seite *The Verge*, wobei Beitrag und Seite ziemlich deutlich die Differenz der Welten zwischen SPIEGEL und dem Vox-Media-Journalismus aufzeigen. Die so genannte *Longform* ist, wenn man sie im Digitalen angemessen abbildet, keineswegs eine Angelegenheit der Vergangenheit und *The Verge* zeigt wenigstens formal einen ziemlich mediendäquaten Ansatz.

Die Stärke von Casey Newtons Artikel zu sich entwickelnden digitalen Leseformen gegenüber dem SPIEGEL-Text liegt inhaltlich zunächst schon einmal darin, dass sich der Technikjournalist hauptsächlich auf einen Hauptakteur und dessen Leselabore und Buchmarktideen konzentriert. Und zwar auf einen, wenigstens in den USA und für viele bedauerlicherweise, Platzhirschen. Inhaltlich schürft er zwar nicht sonderlich tiefer als seine SPIEGEL-Kollegen. Aber er schürft weitaus aufgeräumter.

Man kann (und sollte) Jeff Bezos hoch aggressiven Kurs zur Erzeugung von Amazon-gelenkten Dispositiven für die Lese- und Buchkultur in vieler Hinsicht für problematisch halten. So zitiert Casey Newton noch einmal die Anweisung des Amazon-Chefs an seine E-Book-Entwickler:

„I want you to proceed as if your goal is to put everyone selling physical books out of a job.“

Der permanente Angriff auf eine Medienform um eine andere durchzusetzen wirkt wie jeder Absolutheitsanspruch schon aus kleiner Distanz befremdlich. Allerdings interessieren an dieser Stelle und in Bezos Logik Fragen von Moral und intellektuelle Reflexion eher nicht. Hier geht es um Macht- und Marktanteile, die ganz offensichtlich sehr stark mit der Deutungshoheit in den Medienkulturen im 21. Jahrhundert konkurrieren.

Das ist ein kompliziertes und sehr wichtiges Feld, wird hier doch gesellschaftsübergreifende Selbstverständigung unmittelbar von technischer und marktorganisationeller Gestaltung getroffen. Kritik an diesen Prozessen hat es meist erstaunlich schwer und muss selbstverständlich umso intensiver geleistet werden. Unabhängig davon ist jedoch häufig beeindruckend und in jedem Fall hochrelevant was im Rahmen dieses Dominanzstrebens an digitaltechnischer Innovation erfolgt und zum Beispiel hinsichtlich des e-Reading in Amazons Lab126 entsteht.

Betrachtet man diesen Zusammenhang aus der Warte des „enhanced publishing“, bleibt der Blick erwartungsgemäß an dieser Passage haften:

„Instead, Amazon wants to enhance what’s on the screen with software. If there’s a unifying idea to the Kindle as an app, it’s in fixing the little things that once made you put down your book in frustration. A feature called X-Ray, for example, stores a books’ most common characters, locations, and ideas. Just press on a character’s name and a miniature bio pops up; in an epic like *Game of Thrones*, it’s a godsend. Amazon knows from its embedded dictionary which difficult words tend to trip us up, so on Kindle, they are defined in superscript above the text. Rather than send you to Google to look up a short passage in a foreign language, Kindle translates it for you automatically. It tells you how long it will take you to finish a chapter, based on how quickly you normally read.“

Was am meisten auffällt, ist die Kombination aus Einfachheit und unmittelbarer Nützlichkeit. Die Hardware soll so unauffällig wie möglich sein. Der Nutzer soll die Technik möglichst während der Nutzung vergessen. Zugleich soll sie

immer und direkt verfügbar sein, wenn sie helfen kann. Beispiele finden sich in der zitierten Textstelle: die semantische Navigation anhand von Akteuren, Orten und Konzepten. Gleiches ist für jede Quellensammlung auch in der Wissenschaft sinnvoll, wobei es da nicht mit den „most common“ getan ist, sondern eine Kompletterfassung erforderlich wird. Nachschlagefunktionen, eingebettete Glossare und Übersetzungsdienste sind ebenfalls, sofern sie qualitativ auf bestimmte Standards hin ausgearbeitet vorliegen, für jede Textrezeption hilfreiche Zusatzdienste. Das große Thema ist hier Vernetzung und zwar, da Amazon auch Goodreads gekauft hat, auch auf der sozialen Ebene. Dort werden nämlich auch das Lesen selbst (als Prozess) und der Leser (in seinen Interaktionen mit Texten und anderen Lesern) lesbar.

Freilich sind die genannten appifizierten Erweiterungen nicht gerade ohne Vorbild, jedenfalls wenn man sich in der Geschichte der Buch- und Textdarstellungsformen ein wenig auskennt. Aber dass sich das Laborteam um Chris Green gern an seiner eigenen Kreativität berauscht und Casey Newton erkennbar ansteckt, gehört vermutlich auch in die sonderbare Kultur dieser Tech-Kreise und der dazugehörigen Berichterstattung.

Auf der faktischen Ebene lassen sie sich in der Tat oft auch schwer widerlegen. Etwa wenn sich aus dem Gespräche mit Kindle-Content-Verantwortlichen Russ Grandinetti folgendes ergibt:

„As new kinds of books become digitized, too, they’ll change in ways that are hard to predict. Sales of travel guides declined as much of the information contained in them became available free of charge online; Grandinetti believes they will evolve in new ways and become useful once again.“

Jede Erfahrung sagt hier: gut möglich. Und die Logik betont damit harmonisierend: wo die Technik bestimmte und neuartige Erzählformen eröffnet, werden neue Narrative wenigstens ausprobiert. Tatsächlich sind im konkreten Anwendungsfall der Orientierung mit GPS-Ortung versehene digitale Karten mit Zoomfunktion auf handlichen Mobilgeräten für den Orientierung Suchenden die unbestreitbar praktischere Option im Vergleich zu großen Faltskarten festen Maßstabs. Inwiefern im Gegenzug Kompetenzen verkümmern, ist ein bekanntes, spannendes und sich entwickelndes Forschungsfeld zum Beispiel für die Hirnforschung.

Was Casey Newtons Story mit der der SPIEGEL-Redakteure teilt, ist wenig überraschend der die Story grundlegende Optimierungsansatz, der jeder Innovation und daher auch jeder digitaltechnischen Überarbeitung des Lesens zwangsläufig beigeheftet wird.

„Reading is going to have to continue to morph and get better,“ Don Katz tells me, „both from a quality and a technology (perspective), to maintain its position.“

Wir erinnern uns an den SPIEGEL-Titel: „schneller, besser, sinnlicher“. Die unantastbare (und selten belegte) Prämisse ist hier erneut: Medienwandel ist immer Verdrängungskampf und vor allem Fortschritt. Wenn wir uns nicht permanent neu erfinden, werden wir vergehen.

In dieser Annahme liegt ein typisches, kleines aber entscheidendes Missverständnis im Digitaldiskurs: Marktökonomischen Bedingungen und Optimierungszielen wird eine unhintergehbare Validität in allen Kultur- und Lebensbereichen zuerkannt. Das funktioniert nicht gut und ist auch keinesfalls zu wünschen.

Dass der Diskurs so geprägt ist, liegt freilich auch daran, dass vor allem Marktakteure mit dem genuinen Ziel des Eroberns und Verteidigens von Marktanteilen als mächtige Innovatoren im (Sprach)Spiel des Fortschritts aktiv sind. Casey Newton schreibt es ganz offen:

„[T]he future of reading will be shaped, in part, by what Amazon invents — by how else it decides to augment, alter, or otherwise transform the text in front of us. Anyone that wishes to compete has to reckon with the insight Amazon had seven years ago — that the text in a book is not the end, but a beginning.“

Das ist im eingängigen Longform-Stil von *The Verge* so rundpoliert geschrieben, dass es sich unantastbar wähnt. Es enthält aber zugleich eine extrem reduzierte Perspektive auf die Komplexität und Mannigfaltigkeit von Lesekulturen. Dass diese in die Stromlinienform technologische Paradigmen eines einzelnen Unternehmens gepasst werden sollen, erscheint auch für Freunde des Wettbewerbs keinesfalls erstrebenswert.

Der sich abschottende Ansatz von Amazon punktet zweifellos, wo Bequemlichkeit gefragt ist. Das Lab126 variiert und perfektioniert unbestreitbar alltagstaugliche *Hacks* und eröffnet mit seinem X-Ray-Modus die Annäherungsräume an Texte. Aber auch sie bleiben auf die Gruppe eines nach einem bestimmten Durchschnittsmaß definierten Endverbraucher von Text zugeschnitten.

Aus Sicht des „Enhancements“ des Publizierens entdeckt man in dieser Kindle-Sphäre schöne Impulse und

zukünftige (bzw. sogar schon aktuelle) Konventionen. Die unhinterfragte Kopplung von kommerziellen Durchsetzungsstreben, Zukunftsversprechen und Begeisterung an Oberflächen deutet jedoch auf eine ideologische Grundierung dieser digitaltechnischer Innovationshubs hin, die auf Dauer kaum tragfähig scheint.

Es ist wenigstens vorstellbar, dass viele Text rezipierende Menschen es bevorzugten, wenn Veränderungen der Möglichkeiten weniger als permanente Upgrade-Pflicht und also ohne Technostress und vielleicht stattdessen etwas spielerischer und mehrdimensionaler und gemächlicher abliefen. Dass sich ein Publikationsmarkt von E-Books keinesfalls so exklusiv und rasant entwickelt, wie man vor wenigen Jahren wahlweise erhoffte oder befürchtete, mag als Indikator dafür gelten.

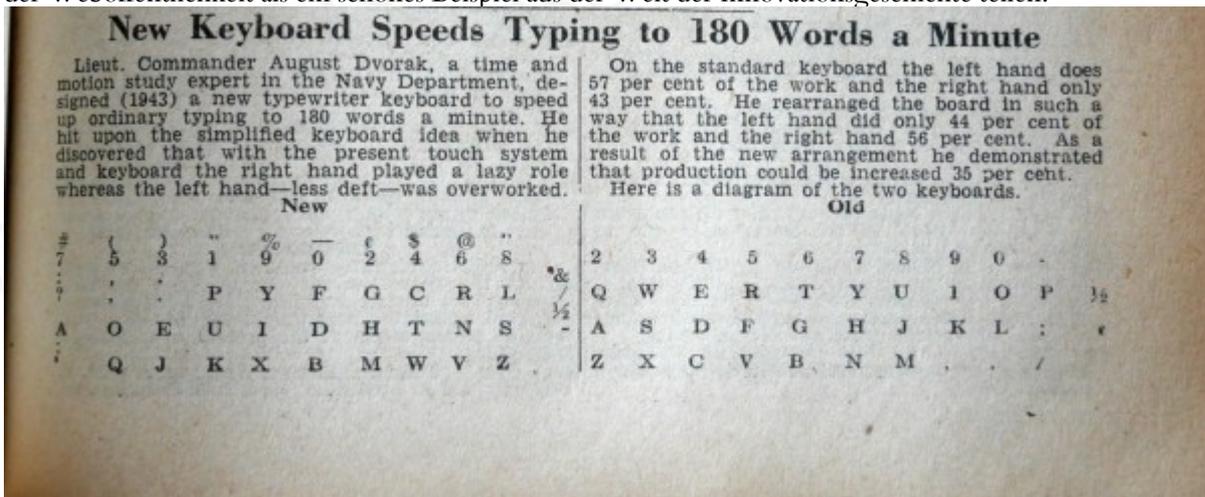
Kurioserweise gelingt es bisher äußerst selten – und zwar auch in digitaljournalistischen Kontexten – eine eigentlich weit verbreitete abgeklärte kulturanalytische Gelassenheit mit den zweifellos umfänglich gegebenen Vorteilen und der Offenheit digitaler Medialität überzeugend zu verbinden. Möglicherweise gegenwärtigen wir an dieser Stelle gerade eine (und zunehmende) Lücke zwischen technischen, kulturpraktischen und intellektuellen Entwicklungsgeschwindigkeiten.

Zum Jahresausklang: Die Tastaturinnovation des Jahres 1943

2014-12-30

In einem Blogposting im November setzte ich mich mit einem Beitrag Benedikt Fechers zur Pfadabhängigkeiten als Innovationshemmer auseinander. (Von Tastaturen, Pfaden, Pferden und Innovationskulturen, 25.11.2014) Ein von Benedikt Fecher angeführtes Beispiel für eine solche Abhängigkeit war die überarbeitete Tastatur von August Dvorak, die gegenüber der QWERTZ-Anordnung eine offenbar weitaus bessere da schnellere Tipp-Option darstellte, sich jedoch nicht durchsetzen konnte.

Nun spielte mir ein launiger Jahresendzufall ein Exemplar von *The World Almanac and book of facts 1944* (New York: *New York World-Telegram*) auf den Schreibtisch. In diesem findet sich auf Seite 557 nichts Geringeres als die Jahresüberblicksmittteilung zu eben dieser vereinfachten Schreibmaschinentastatur nach August Dvorak. Und diese kleine Nachricht möchte ich zum Ausklang des Jahres 2014 siebzig Jahre nach Erstverkündung selbstverständlich gern mit der Weböffentlichkeit als ein schönes Beispiel aus der Welt der Innovationsgeschichte teilen:



Meldung zur Tastaturbelegung nach August Dvorak im World Almanac des New York World-Telegram 1944.

TEIL II

2015

THIS BOOK WAS PRODUCED USING
PRESSBOOKS.COM

THIS BOOK WAS PRODUCED USING
PRESSBOOKS.COM

Wohin strebt die Disziplin der „Digital Humanities“? Zu einem Artikel in der FAZ

2015-01-05

In ihrer letzten Ausgabe des Jahres 2014 berichtete die Frankfurter Allgemeine Zeitung in ihrem Wissenschaftsteil über das Frankfurter eHumanities-Zentrum und nicht nur weil es vermutlich der letzte Artikel zum Thema Digital Humanities des abgelaufenen Jahres war, lohnt sich noch einmal ein Blick auf den Text von Thomas Thiel.

Unter der etwas unklaren Überschrift „Das landschaftliche und das lokale Bild des Denkens“ und dem aufklärenden Untertitel „Das Frankfurter Zentrum für eHumanities zeigt die Fortschritte einer aufstrebenden Disziplin“ beschreibt der Autor ziemlich zutreffend, wo die Praxis der Digitalen Geisteswissenschaften derzeit zu verorten ist. (in: FAZ, 31.12.2014, Seite N4)

Trend 1: Digital-Humanities-Ideen und -Projekte werden gefördert (nicht nur in Frankfurt/Main) und in Zentren gebündelt. Dabei ist, Trend 2, zunächst der (transdisziplinäre) Infrastrukturaufbau die gegenwärtige Entwicklungsaufgabe. In diesen eingeschlossen ist die Entwicklung von (gut nutzbaren, Stichwort: Usability) Bearbeitungswerkzeugen:

„Ziel ist es nun, eine feste Infrastruktur zu schaffen, an die sich die verschiedenen Disziplinen anschließen können, und digitale Arbeitsflächen, vor denen auch der Laie nicht kapituliert.“

Es fällt auf, dass Thomas Thiel die Erwartungen an die immerhin durchaus als eigene Disziplin ausgewiesenen Digital Humanities sehr geerdet fasst. Denn bevor neue Erkenntnisse entstehen können, benötigt man überhaupt erst einmal die (multimedialen) Forschungsdaten. Notwendig ist daher „der Aufbau digitaler Corpora aus Texten, Bildern und Tönen.“ Und das ist, so der Autor weiter, schwer genug. Die Forschungsobjekte benötigen nämlich präzise formale Beschreibungen, bevor sie erkenntnisgerichtet maschinenprozessierbar sind.

Der Artikel skizziert weiterhin am Beispiel der Arbeit des Mediävisten Bernhard Jussen, wozu diese Verfahren überhaupt sinnvoll sind:

„Jussen sucht über Wortfrequenzen und Wortverbindungen nach historischen Leitbegriffen und ihren semantischen Feldern. Weil Frequenz kein sicheres Indiz von Bedeutsamkeit ist, eignet sich das Verfahren als struktureller Unterbau der Semantik. Es gibt Anstöße und schließt Irrtümer aus.“

Das deckt sich in etwa mit einem an anderer Stelle gezogenem Schluss:

„Verfahren der Digital Humanities lösen, so auch die Argumentation der Autoren, die traditionellen Praxen der Geisteswissenschaft nicht etwa ab. Vielmehr setzen sie diese voraus. Die Anwendung solcher Verfahren erfordert ein breites grundständiges Wissen auf dem Anwendungsgebiet. Eingebettet in ein korrektes Forschungsdesign ermöglichen sie jedoch eine empirische und übergreifende Prüfung von Hypothesen, wie sie ohne diese digitalen Mess- und Visualisierungswerkzeuge kaum möglich ist.“

Zugleich warnt Thomas Thiel warnt davor, aus der quantitativen Datenerschließung vorschnell in die Interpretation zu wechseln. Dass es den Digital Humanities um „Mustererkennung“ geht und neben nicht um die Interpretation selbst, nennt er eine „immunisierende Funktionsbeschreibung“.

Konkrete Fälle, in denen dementsprechend Fehlschlüsse gezogen wurden, sind freilich schwer auszumachen. Auch in den Forschungen des *Distant Readings* nach Franco Moretti, auf das er unverkennbar referenziert, wurde bis-

her kaum tatsächlich mit eklatant unzulässigen Überspüngen in qualitative Geltungsdomänen sichtbar. Hinter dem vermuteten Immunisierungswillen könnte also auch schlicht ein realistisches Selbstbild stehen.

Parallel zu dieser Kärnerarbeit der real existierenden digitalen Forschungsorganisation und -praxis gibt es öffentlichkeitswirksame und teilweise erbittert geführte Debatten um die drohende Szientifizierung der Geisteswissenschaften und die *Digital Humanities* werden dafür gern als Türöffner definiert (vgl. dazu beispielsweise das Editorial der Ausgabe 8 (2014) der Zeitschrift *The Point* – Schwerpunkt: *What is Science for?: The New Humanities*). Dabei liegen die Reibungsflächen der Digital Humanities auf einem schmalen Film von eher forschungsstrategischem Schlagabtausch zwischen utopischen und dystopischen Vorstellungen zur Zukunft der digital er- und vermittelnden Geisteswissenschaften. Daraus ergibt sich ein sehr wichtiges Einzelthema, dem sich die Geisteswissenschaften permanent stellen und stellen müssen. Die Digital-Humanities-Praxis beschäftigt sich derzeit, wie auch der Artikel herausstellt, abseits von Konferenz-Keynote-Reflexionen mit vergleichsweise trivialeren Fragen. Was gar nicht so schlecht ist, entstehen doch so überhaupt erst einmal Bezugsobjekte für die Debatte. Ein Digital-Humanities-Zentrum ist heute nicht zuletzt eine Art forschungspolitisches Laborexperiment. Man schiebt es ein paar Jahre an und schaut ob bzw. was es dann trägt. Dass, wie der Artikel auch erwähnt, das Frankfurter Zentrum perspektivisch die Grenzen der Digitalen oder digital betriebenen Humanities in den Blick nimmt („Auch das ist ein Ziel des Zentrums, doch zunächst ein zurückgestelltes.“) ist doch an sich ein hoffnungsvolles Zeichen dafür, dass man sich über eine Welt hinter der angewandten Algorithmisierung gibt.

Abgesehen davon gilt schließlich, dass die Idee bzw. das Schlagwort *Digital Humanities* derzeit an vielen Stellen vor allem als Innovationscontainer verladen wird, in sich aber eher sehr einfache hilfswissenschaftliche Lösungen trägt, die vor allem vieles von dem Fortsetzen, was beispielsweise die Computerlinguistik oder die Archäologie seit Jahrzehnten zur Optimierung ihres Forschungsprozesses an (digital)technologischen Werkzeugen verwenden. Die Überschrift der Meldung zum Zentrum aus der Marketing-Abteilung der Universität Frankfurt zum eHumanities-Zentrum ist daher auch – wie im PR-Umfeld leider nicht selten – völlig irreführend: Wie der Computer mit den „Digital Humanities“ Einzug in die Geisteswissenschaften hält (idw, 16.12.2014). Er ist seit 20+ Jahren auch über die damals bereits gängigen Formen von Textverarbeitungssoftware, Hypertexten und CD-ROM-Datenbanken hinaus schon längst da (der Ausdruck „Digital Humanities“ selbst als flotterer Nachfolger des „Humanities Computing“ hat übrigens auch schon eine Verwendungsdekade hinter sich).

Innerhalb der Disziplinen dürften sich entsprechend die kompetenten Akteure auch keineswegs so vom Schillern des griffigen Ausdrucks „Digital Humanities“ so blenden lassen, wie ab und an Vertreter des Wissenschaftsfeuilletons. Andererseits, und das ist vielleicht der Hauptgrund, warum man den Ausdruck braucht, löst er mittlerweile in den einschlägigen Zirkeln eine sehr breite und zunehmend differenzierter geführte Debatte darüber aus, was die fast allumfassende Digitalisierung von Kultur(produktion) für die Geistes- und Kulturwissenschaften bedeutet. Er wirkt in dieser Hinsicht als Referenzpunkt, auf die Diskussionen zurückspiegeln und solche stabileren Angelpunkte benötigt jeder Diskurs. Vielleicht kann man es so fassen: Es ist unnötig, eine verbindliche Definition des Begriffs „Digital Humanities“ zu haben. Aber es ist sehr sinnvoll, definitorische Arbeit am Begriff „Digital Humanities“ zu leisten.

Dass man ein Zentrum zur kritischen Auseinandersetzung und zum methodologischen Diskussion digitalisierter Erkenntnisproduktion gründen könnte und vermutlich auch sollte, steht außer Frage. Wenn man sich in Frankfurt derzeit jedoch auf den Aufbau von Korpora und die Entwicklung von Interaktions- und Verarbeitungswerkzeugen für diese Forschungsdaten konzentriert, ist das jedoch durchaus legitim und zweckmäßig. Und schon allein für diese Aufgabe sind über drei Jahre gestreckte 2,1 Millionen Euro BMBF-Förderung gar nicht übermäßig viel.

Wo Sinn und Grenzen der Aussagekraft der auf diesem Weg erzeugten Resultate liegen, können die beteiligten WissenschaftlerInnen, so darf man unterstellen, zudem sicher ganz gut einschätzen. Wenn nicht bereits jetzt und prognostisch, dann sicher a posteriori. Die derzeitigen Diskurse in der Digital-Humanities-Szene deuten jedenfalls an, dass sich sicher anfänglich spürbare Anzeichen von Innovationsnaivität mittlerweile weithin verflüchtigt haben. Spätestens die tagtägliche Konfrontation mit den Hürden beim Aufbau der Analysegrundlagen und der Frage der Ressourcen wirkte in dieser Hinsicht gründlich. Die Kurve des Aufstrebens der Disziplin Digital Humanities (wenn es denn überhaupt eine ist) scheint momentan jedenfalls von einer des Abflachens entsprechender Euphorien begleitet zu sein. Nicht zuletzt deshalb kann man vermutlich ganz gut auf die Solidität dessen, was die Geisteswissenschaften im Bereich des Digitalen tun werden, vertrauen.

Digital_Humanities, rezensiert in Design & Culture

2015-01-06

Jeffrey L. Meikle (2014) *Digital_Humanities*. [Rezension] In: *Design & Culture*, Vol. 6 Nr. 3, S. 431-433. DOI: <http://dx.doi.org/10.2752/175470814X14105156869746>

In der Novemberausgabe (2014) der Zeitschrift *Design & Culture* rezensiert der Kulturwissenschaftler Jeffrey L. Meikle mit per Erscheinungsdatum ziemlich exakt zwei Jahren Abstand den Sammelband *Digital_Humanities* (herausgegeben von Anne Burdick, Johanna Drucker, Peter Lunenfeld, Todd Pressner und Jeffrey Schnapp, Cambridge: MIT Press, 2012). Diese Lücke erweist sich als relevant, da sich das Feld der Digital Humanities und der Diskurs dazu derart rasant entwickeln und verändern, dass Monographien vermutlich von vornherein mehr als Zeitdokumente denn als Gegenwartsabbildungen zu lesen sind. Dies relativiert die von Meikle herausgestellten Defizite des Sammelbandes ein wenig. Vieles darin dürfte naturgemäß nicht mehr der Forschungsfront der DH entsprechen.

Dennoch kann man ein paar Aspekte notieren, die insgesamt recht typisch für die Debatte sind. Zentral, auch in der Kritik Meikles, ist die Fassung der Digital Humanities als Utopie mit den Vorvätern Marshall McLuhan, Buckminster Fuller, Robert Theobald und Pierre Theilhard de Chardin. So vermerkt der Rezensent:

„The shift away from verbal understanding toward visual and spatial means of representing and mapping information in digital humanities recalls Fuller’s plan for imagining complex demographic and resource data as shifting patterns on a computerized model of the globe.“

Die medien- und informationstheoretischen Entwürfe der 1960er, in denen Fuller und Theobald zum Beispiel den Übergang von der Informationsknappheit zu einem allgegenwärtigen Informationsüberfluss prognostizierten, gründen die Frühphase der Vorstellungen dessen, was Digital Humanities notwendig werden lässt. Dazu treten digi-talkulturelle Phänomene wie die so genannte Remix-Kultur („a large-scale conceptual extrapolation from McLuhan’s „mosaic mesh““) mit einer Verlagerung von der Informationserzeugung zur Kuration und zum Informationsdesign. Es geht darum, Information nun als Material zu verstehen und – mehr und mehr kollaborativ – je nach notwendig aufzubereiten. Der wachsende Anspruch an die Nachnutzbarkeit von bereits erhobenen Forschungsdaten erscheint daher nur folgerichtig.

Das Hauptproblem diesen frühen DH-Verständnisses identifiziert Meikle nachvollziehbar darin, dass die visionären Skizzen und extrapolierte Vorhersagen zu sehr als fast unhinterfragbares Leitbild der Gegenwart verhandelt wurden:

„[T]he authors adopt an unfortunate subterfuge from the operating manual of mid-twentieth-century futurists: describing the future as if it already exists.“

Sein zweiter Kritikpunkt ist passenderweise, dass die im Buch präsentierten Anwendungsfälle für Digital Humanities in dieser Richtung nicht überzeugen. Alle fünf Fälle seien selbst noch nicht so weit entwickelt, dass sie zielführend evaluierbar wären. Daher zeigen sie zumindest dem Rezensenten (bzw. „traditionalist readers“) weder einleuchtend wie leistungsfähig die DH-Anwendungen sind, noch warum der Schritt in diese Richtung unvermeidlich ist.

Heute ist das Feld ein wenig gereifter und scheint sich in dieser Reifung mehr und mehr von den visionären Impulsen hin zu tatsächlicher und sinnvoller Realisierbarkeit zu emanzipieren. (vgl. auch mein gestriges Posting: *Wohin strebt die Disziplin der „Digital Humanities“? Zu einem Artikel in der FAZ.*) Was aber keinesfalls bedeutet, dass der medien- und informationsutopische Ursprung nicht notwendig war. Schließlich sind Kollaborativität, Remixability, Nachnutzung, Kuration und Design ja heute stabile Elemente der unter dem Label Digital Humanities angesto-

ßen Entwicklungen in den Geisteswissenschaften. Die Herausforderung liegt mittlerweile aber nicht mehr darin, zu betonen, wie wichtig sie konzeptionell sind. Sondern wie sie sich in konkrete Anwendungen überführen lassen.

THIS BOOK WAS PRODUCED USING
PRESSBOOKS.COM

THIS BOOK WAS PRODUCED USING
PRESSBOOKS.COM

Materialität, Digitalität und die Frage nach dem Status des Dokuments

2015-01-06

Eine Notiz von Ben Kaden (@bkaden)

Über Twitter verbreitet sich momentan der Call for Papers eines Symposiums des Digital Humanities Incubator (DHI) der School of Culture and Communication, University of Melbourne mit dem Titel „Digital Densities: examining relations between material cultures and digital data“. Der Themenkomplex klingt für die Auseinandersetzung mit den Fragen zukünftiger Publikationsformen in den Geisteswissenschaften augenblicklich hoch interessant. Der Veranstaltungsort ist jedoch eben Melbourne und die damit verbundenen Reisekosten verhindern leider eine teilnehmende Beobachtung. Einen Hinweis darauf wollen wir dennoch hier hinterlassen.

Die Beschreibung zum Call verweist auf einen Aspekt, den die Digitalisierung der Kommunikationsstrukturen und, wenn man so will, die digitale Laboratorisierung bestimmter Teile geisteswissenschaftlicher Forschung fast im Sinne eines neuen Gegenstandsbewusstseins nach sich ziehen. Das Digitale führt in (oder erzwingt sogar) eine Neubewertung des Materials, schließt einen bereits an sich gegebenen „Material Turn“ an, bei dem die Vielfalt der Relationen zwischen einem Objekt in der Vielfalt seiner Bedeutungs- und Interpretationsgehalte, sozialer Funktionen und eben der materialen Beschaffenheit in den Mittelpunkt rückt. Diese Frage nach dem materiellen Status digitaler Objekte (und damit buchstäblich ihrer Gegenständlichkeit) ist nun auch der Ausgangspunkt des Symposiums:

„The ‘material turn’ in Humanities research has seen a celebration of the physicality of things and a revaluing of the weight of experience, including in the case of digital data.“

Die Bibliothekswissenschaft wäre dabei selbstverständlich ein perfekter Forschungspartner, befasst sie sich doch generell mit der Verbindung (und Aufstellung bzw. Ordnung) von Inhalt und Form von Datenträgern und darüber hinaus mit dem, wenn man so will, sozialen Leben dieser Verbindung. In der digital orientierten Bibliothekswissenschaft verschiebt sich der Aspekt der Materialität folgerichtig auf den der digitalen Technologien sowie der Datenstrukturen. Mehr denn je liegt ihr Potential in der Form von angewandeten Science and Technology Studies (STS). Dafür bedarf es, jedenfalls wenn man sich wissenschaftlich, also mehr oder weniger systematisch und in jedem Fall auf Erkenntnis orientiert, eines theoretischen Rahmens. Der Potsdamer Bibliothekswissenschaftler Hans-Christoph Hobohm erinnert in seiner Einleitung zu Andreas Degkwitz' Buch *Von Texten zu Daten – Zukunft der Bibliothek* (Berlin: Logos Verlag, 2014) an die drei Institutionsformen, welche die französischen Dokumentationsvordenker von Roger T. Pédaque für die Absicherung des Dokumentarischen eines Dokumentes benennen. Sie

„beschreiben, dass für die drei Komponenten der zentralen „Beweisarbeit“ des Dokuments drei Formen von Institutionen notwendig sind bzw. sich in der Gesellschaft immer schon etabliert haben quasi als anthropologische Konstante (wie das Sammeln selbst).“

So gibt es (a) „das Verlagswesen, das Dokumente identifiziert, produziert und den technischen Gegebenheiten optimal angepasst gestaltet sowie Beziehungen herstellt: Wissen überhaupt erkennbar macht.“ Die zweite Aufgabe übernehmen „(Massen-) Medien, die den jeweiligen Dokumenten Aufmerksamkeit widme[n] und Rezeption(zeit) ermögligh[n].“ Und schließlich gibt es noch Einrichtungen des Dokumentierens (also des Sammelns, Erschließens, Archivierens und Verfügbarhaltens), also Bibliotheken, Archive, Museen, deren Rolle, so Pédaque, in der „Dokumentationsarbeit – vorwiegend auf der Seite der Darstellung der Sammlung“ liegt. Sie „ermöglichen [...] überhaupt das Lesen und Verstehen der Texte durch Kontextualisierung.“

Hans-Christoph Hobohm vermisst in diesen Überlegungen eine weiterführende Beachtung der Sammlung als öffentliches Gut. Man könnte jedoch auch etwas anderes vermissen und dies ist für die Frage nach dem Publizieren

noch maßgeblicher: die Frage der Autorenschaft. Dabei geht es nicht allein darum, zu überlegen, inwieweit das Archiv oder die Bibliothek als Kontextualisatoren die Werkproduktion mit prägen. Sondern auch darum, wie die Immaterialisierungseffekte, die sich bei der Digitalisierung einstellen, die Rollen bei der Erstellung von Dokumenten verschieben. Mehr denn je wird in der Remix-Kultur explizit, wie Dokumente in Beziehung zu anderen Dokumenten entstehen. Die Kombination und Rekombination, das Zitieren, Einbetten, Referenzieren und sonstige Vernetzen ist in digitalen Dokumentenstrukturen nicht nur einfacher möglich. Es wird zum Kern des Dokuments. Autorschaft könnte in einem solchen Zusammenhang mehr und mehr mit einem Schritt der Autorisierung zusammenfallen. Die drei genannten Formen der „Beweisarbeit“ sind zudem vorstellbar in digitalen Publikationszusammenhängen direkt beim Autor und auf einer von ihm kontrollierten Plattform verankerbar. Ein Weblog demonstriert dies in gewisser Weise mikrokosmisch und integriert zudem die Produktion selbst gleich mit.

Wir benötigen daher zumindest als Ergänzung zur Pédauque'schen Funktionalitätsdreiheit tatsächlich einen theoretischen Bezug auf die strukturelle Fassung des digitalen Dokuments, sei es nun materiell oder in Code gegeben, und seine Entstehung bzw. Manipulation sowie darauf, was sich gegenwärtig verändert und was aus dieser Veränderung folgt. Der Call for Papers des DHI-Symposiums verweist diesbezüglich auf Matthew Kirschenbaum und dessen Buch „Mechanisms. New Media and the Forensic Imagination.“ (Cambridge: MIT Press, 2008)

„In his key text *Mechanisms*, Matthew Kirschenbaum identifies a need to reassess theories of electronic textuality in light of “the material matrix governing writing and inscription in all forms: erasure, variability, repeatability and survivability” (2008, xii).”

Dieses Quartett – die Löscharkeit, Veränderbarkeit, Wiederholbarkeit und Beständigkeit digitaler Texte (dazu käme eventuell noch eine Ersterstellung) – ist etwas, das das digitale wissenschaftliche Publizieren und seine Ausgestaltung strukturgemäß von der Authentizitätssicherung bis zur digitalen Langzeitarchivierung beschäftigt:

„In the academy, this material turn co-exists with an increasing utilization of digital resources and digital methodologies to preserve and disseminate the findings of our research. These shifts are accompanied by divergent affective responses that include an interest in tactile sensations and a mourning of the loss of the object. There is a new awareness of the forms of lightness or weight attached to the transmission of ideas in and beyond our research communities; the densities of our culture and scholarship. The ever more numerous moments of contact between material culture and digital methodologies open up debates that are of both practical and theoretical significance.”

Aus der Sicht der Materialität ist in diesem Zusammenhang besonders die Ablösung des Inhalts vom Träger von Bedeutung. Daraus ergibt sich eine doppelte Variabilität: der Inhalt ist auf unterschiedlichen selbstverständlich nach wie vor sehr greifbaren Geräten (Displays, Festplatten, Chips, etc. sind materielle Ensembles) abbild- bzw. verarbeitbar. Die Geräte können zugleich diverse Inhalte abbilden bzw. verarbeiten. Die Verbindung zwischen Material und Inhalt manifestiert sich nur zeitweilig und in gewisser Weise bei der Anzeige als Simulacrum. Die Sphäre digitaler Dokumente ist also nicht immateriell jedoch weitgehend ohne zeugnisgebende Verschränkung. Digitale Langzeitarchivierung basiert bislang bekanntlich auf dem Verfahren des regelmäßigen Umkopierens und nicht etwa auf der Konservierung von Hardware. Auch vor diesem Hintergrund ist die Urfrage der Dokumentation, „Was ist ein Dokument?“, mit der Erweiterung „Was wird ein digitales Dokument sein und wie ist seine Beziehung zum Materialen?“ immer neu zu stellen. (mehr dazu u.a. hier: *Das Dokument in Bitstromlinienform*. Sarah Dudeks Thesen zur Zukunft des Dokuments., LIBREAS-Weblog, 13.11.2012) Und natürlich über das Dokument an sich hinauszutreten und zum Beispiel im Fall der wissenschaftlichen Kommunikation zu fragen, welche Auswirkungen dies auf Kultur, Selbstbild und Praxis von Wissen(schaft)skulturen hat.

Digitale Schrift und digitales Schreiben

2015-01-07

Eine Notiz von Ben Kaden (@bkaden)

Wer sich mit der Zukunft des Publizierens in den Geisteswissenschaften befasst, die mutmaßlich grundlegend digital sein wird, befasst sich unvermeidlich auch mit den Beschaffenheiten digitaler Dokumente und digitalen Textes. Daher ist die Auseinandersetzung mit Text- und Schrifttheorien für Fu-PusH auch sehr relevant. Ein interessantes Beispiel für die Beschäftigung mit der Digitalisierung des Schreibprozesses und damit auch digitaler Autorschaft stammt von dem Medientheoretiker Mark Poster, der 1990 in seinem Buch *The mode of information. Poststructuralism and Social Context*. (Chicago: University of Chicago Press, 1990) schrieb:

Compared to the pen, the typewriter or the printing press, the computer dematerialises the written trace. As inputs are made to the computer through the keyboard, pixels of phosphor are illuminated on the screen, pixels that are formed into letters. Since these letters are no more than representations of ASCII codes contained in Random Access Memory, they are alterable practically at the speed of light. The writer encounters his or her words in a form that is evanescent, instantly transformable, in short, immaterial. By comparison, the inertial trace of ink scratched by hand or pounded by typewriter keys on to a page is difficult to change or erase. Once transformed from a mental image into a graphic representation, words become in a new way a defiant enemy of their author, resisting his or her efforts to reshape or redistribute them.⁴

Zitat Mark Poster – 1990

Die vielzitierte Textstelle (u.a. bei Matthew Kirschenbaum: *Mechanisms. New Media and the Forensic Imagination*. Cambridge: MIT Press, 2008, S. 41 und bei Kathleen Fitzpatrick: *Planned Obsolescence: Publishing, Technology, and the Future of the Academy*. New York: New York University Press, 2011, S. 201f. in Fußnote 4) hier als Screenshot aus dem PDF von Darren Tofts Aufsatz *Driven to Abstraction. The Coming of the Digital Word*. (In: Meanjin, Vol. 58, No. 2 (1999), S. 6-16, verfügbar via Swinburne Research Bank) und damit in immerhin sehr schwer manipulierbare digitale Form rücktransformiert, hebt heraus, wie die zwischen Schreibenden und Text geschaltete Technologie die buchstäbliche *Gegen-Ständlichkeit* von einmal Geschriebenem relativiert. Die unmittelbare und unveränderliche Verbindung von Schreibakt und materiell fixiertem Geschriebenem, die sich im poststrukturalistischen Kernkonzept der Spur (*trace*) ab- und aufzeichnet, ist im Digitalen aufgehoben.

Zwischen den Schreibenden und die Schrift wird mit dem Keyboard, dem Computer und der Bildschirm, wie auch Tofts betonte, eine komplexe technische Schreibinfrastruktur zwischengeschaltet. Die Textproduktion selbst wird im Digitalen komplett technisch medialisiert und in gewisser Weise direkt ein Akt kommunikativer Fernübertragung. Es ist bei der Eingabe egal, ob meine Signale in einem lokalen Speicher oder direkt in einer Cloud abgelegt werden.

Ein interessanter Gesichtspunkt, der in der Medientheorie der 1990er Jahre sehr deutlich hervortrat, ist die daraus entstehende Unsicherheit gegenüber der Textstabilität und der Manipulierbarkeit von Geschriebenem. Man kann

natürlich auch danach fragen, wie zutreffend die Bezeichnung „Schrift“ in diesem Kontext überhaupt noch sein kann. Etymologisch ist das Schreiben eine ein Material prägende Tätigkeit (Duden: „mittelhochdeutsch schriben, althochdeutsch scriban < lateinisch scribere = schreiben, eigentlich = mit dem Griffel einritzen“). Damit ist neben dem symbolischen Gehalt eben auch eine einzigartige Formgebung vorhanden.

Bei digitalen Texten sind Form und Symbol vollständig getrennt. Die Ausgabe in einer bestimmten Schriftart erfolgt als Programmanweisung während der Darstellung. Sie könnte problemlos auch anders ausfallen. Es gibt keine eigentlichen Typen mehr. Das Geschriebene verliert auf der Formebene also auch das ihm ursprüngliche Typische.

Dass es in den Geisteswissenschaften dort, wo die Verbindung von Form und Inhalt nicht gleichgültig ist, sondern gerade das Erkenntniselement ausmacht, durchaus Vorbehalte gegenüber einer Kultur in *e-only* gab und gibt, wird vor diesem Hintergrund nachvollziehbar. Dieses Disziplinen erleben nicht nur eine Veränderung ihre Kommunikationsmedien sondern sehen mehr oder weniger direkt ihren Kern betroffen. Dass ihre Vertreter eher cyber-skeptisch eingestellt sind, sollte eigentlich nicht überraschen. Wo sich die Bedingungen für die Abbildungspraxen der Kultur derart massiv verschieben, sind nicht nur sie herausgefordert.

Tatsächlich erweist sich die oft geäußerte Gleichsetzung der Wirkung der Erfindung der digitalen Schrift mit der Erfindung der beweglichen Lettern in dieser Hinsicht als überaus zutreffend. Und angesichts der Eminenz und potentiellen Heftigkeit (manche sprechen auch von Disruptivität) dieser Verschiebung, ist es gar nicht verwunderlich, dass wir uns derzeit noch sehr in einer Phase befinden, in der die formale Seite des digitalen Textes zwar sehr reif und elementar standardisiert vorliegt, die inhaltliche Seite aber noch umfänglich an den Prinzipien der Druckkultur hängt. (Wir tippen am Bildschirm aber schreiben doch ein „Buch“.) Vermutlich brauchen wir einen entsprechend gebremsten Wandel, um uns in dem Umbruch, den das Digitale für die kommunikative Leitform unserer Kultur, die Schrift, bedeutet, überhaupt sinnvoll orientieren zu können. Die neuen Texte, also die (von) der Technologie unverwechselbar eingeschriebenen Formen dessen, was vielleicht nach der Schrift kommen wird, entfalten und konsolidieren sich, wie bei Medienrevolutionen üblich, vermutlich erst nach und nach.

Das Fu-PusH-Projekt wird sicher auch nicht vollauf belastbar ermitteln können, wohin sich dies im Zusammenhang mit dem geisteswissenschaftlichen Publizieren und Kommunizieren entwickelt. Eigentlich muss man sogar umso zurückhaltender mit Aussagen werden, je mehr man sich mit dem Thema befasst. Aber möglicherweise ist ja bereits die Verständnisarbeit an dem, was in der aktuellen Transformationsphase geschieht, sind schon das Feststellen gegenwärtiger Entwicklungen auf diesem Feld und die Explizierung dessen, was sich vollzieht, wichtige da bestimmte Entwicklungen buchstäblich realisierende Beiträge unseres Projektes.

P.S. Für die Suchmaschinen, das Copy & Paste und digitale Manipulation in der Anzeige hier das Zitat Mark Posters als abgetippter Code:

Compared to the pen, the typewriter or the printing press, the computer dematerialises the written trace. As inputs are made to the computer through the keyboard, pixels of phosphor are illuminated on the screen, pixels are formed into letters. Since these letters are no more than representations of ASCII codes contained in Random Access Memory, they are alterable practically at the speed of light. The writer encounters his or her words in a form that is evanescent, instantly transformable, in short, immaterial. By comparison, the inertial trace of ink scratched by hand or pounded by typewriter keys on to a page is difficult to change or erase. Once transformed from a mental image into a graphic representation, words become in a new way a defiant enemy of their author, resisting his or her efforts or redistribute them.“

(Mark Poster, 1990, zitiert bei Tofts, 1999 S. 10)

Das neue DFG-Merkblatt zum LIS-Förderprogramm („Infrastruktur für elektronische Publikationen und digitale Wissenschaftskommunikation“)

2015-01-12

Eine Notiz von Ben Kaden (@bkaden)

Am vergangenen Freitag (09.01.2015) veröffentlichte die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) eine Mitteilung zur Überarbeitung des Merkblatts zum Förderprogramm „Elektronische Publikationen“ im Förderbereich Wissenschaftliche Literaturversorgungs- und Informationssysteme (LIS). Die aktuelle Fassung des Merkblatts 12.11 Merkblatt Infrastruktur für elektronische Publikationen und digitale Wissenschaftskommunikation (Stand Januar 2015) ist als PDF-Download hier verfügbar. Die Meldung in *Information für die Wissenschaft* (Nr. 03) vom 09. Januar 2015 gibt es hier: [Infrastruktur für elektronische Publikationen und digitale Wissenschaftskommunikation](#).

Aus Sicht von Fu-PusH ist nicht unerwartet aber dennoch bemerkenswert, wie explizit sich darin Entwicklungen aus dem Bereich der erweiterten Publikationen (bzw. *enhanced Publications*) abbilden. So heißt es in der offiziellen Mitteilung:

„In fachlich unterschiedlicher Ausprägung und Geschwindigkeit werden zum Beispiel Zeitschriftenartikel durch audiovisuelle Materialien, Forschungsdaten oder Elemente der „Social Media“ angereichert oder gezielt für eine auch computerbasierte Auswertung und Nutzbarkeit aufbereitet.“

Die entsprechenden Erweiterungen betreffen freilich nicht nur Zeitschriftenartikel, sondern auch Monografien und wissenschaftliche Lehrbücher (bzw. ihre digitalen Nachfolgeformate). Die Schwerpunktsetzung auf Zeitschriften ergibt sich mutmaßlich daraus, dass in vielen und im Schnitt offensiver auf die Bandbreite digitaler Formen und Prinzipien wie Open Access setzenden Disziplinen die Journals die zentralen Medien der wissenschaftlichen Fachkommunikation sind. In den Geisteswissenschaften sieht dies freilich anders aus und besonders in dem Zusammenhang mit den Digital Humanities, die sehr stark auf digitale Editionen und den Aufbau digitaler Korpora setzen, liegt ein wichtiger Schwerpunkt neben den Monographien und Zeitschriften auf Forschungsdatenobjekten, die – man denke an Annotationen – häufig mit neuen und neuartigen Formen von Mikropublikationen begleitet werden. Nicht das Publikationsobjekt, zu dem die Erkenntnis stützende Forschungsdatensätze mitpubliziert werden, ist in diesem Zusammenhang der Hauptbezugspunkt, sondern ein Forschungsdatenobjekt, beispielsweise ein Korpus oder ein zu interpretierender Primärtext oder ein zu analysierendes Kunstobjekt, das mit anderen Objekten relationiert wird und zu dem Narrative, Annotationen und Interpretationen (also die Folgeformen der klassischen Publikationen) zugeordnet werden. Dabei werden sinnvollerweise auch die Relationen selbst – also Kontextbeziehungen – beschreib-, annotier- und interpretierbar gedacht. Im Merkblatt liest man entsprechend präziser von

„neue[n] Publikationsformen wie zusammengesetzte[n] Publikationen (Publikationen, die zur nachvollziehbaren Darstellung eines Forschungsergebnisses mehrere Medientypen benötigen), angereicherte[n] Publikationen (Publikationen, die mit Zusatzmaterialien angereichert sind), Publikationen in Social Media (z.B. in Blogs oder Wikis) oder komplementärer Publikationsformen (z.B. Data Journals oder Online Enzyklopädien) [...]“

Hier formuliert die DFG also eine Art vierteilige Kategorisierung von Publikationsformen, die sich maßgeblich von den traditionell bekannten Varianten unterscheiden, die man vielleicht als *kombiniert / komponiert, erweitert / vernetzt, informell / sozial vernetzt* sowie *wissenschaftsergänzend* bezeichnen könnte.

Interessant ist hierbei, wie das DFG-Merkblatt vermerkt:

„Die Grenzen zwischen formeller und informeller Wissenschaftskommunikation werden durchlässiger. Elemente der „Social Media“ treten zu klassischen Aufsatz- und Buchpublikationen.“

Man könnte auch argumentieren, dass die kleinteiligere Vernetzung und die Möglichkeit, einzelne Forschungsschritte, wenn man so will, direkt den Forschungsprozess begleitend zugänglich zu machen und zur Diskussion zu stellen, nun Schritte der Forschung, die bislang verborgen abliefen, digital expliziert und diese somit selbst referenzierbar werden. Die „klassischen Aufsatz- und Buchpublikationen“ bilden dagegen das Résumé eines größeren Forschungskontextes ab. Das Merkblatt bezieht sich in der aktuellen Fassung ausdrücklich auf „Forschungsergebnisse“. Denkbar ist an dieser Stelle aber auch, von „Forschungsprozessen“ zu schreiben. Digitale Wissenschaft verdeutlicht ja vor allem auch die prinzipielle Unabgeschlossenheit von Erkenntnisarbeit.

Spannend ist aus Sicht des wissenschaftlichen Publizierens zudem dieser Aspekt:

„Eine Förderung auch gedruckter Zeitschriften ist im Rahmen dieses Programms möglich, sofern sie für das jeweilige Fachgebiet unverzichtbar sind und entscheidende Vorteile gegenüber elektronischen Zeitschriften aufweisen.“

lässt man sich hier doch eine Tür offen, Print auch in der Wissenschaft neu zu erfinden. Der höchst agile und kreative Bereich der Magazinkultur (man denke nur an die luxuriös gestalteten Ausgaben des Harvard Design Magazine) beweist wenigstens schon einmal, dass die Druckkultur gerade im Kunst- und Designbereich vielschichtige und multi-dimensionale Darstellungs- und Kommunikationsrollen übernehmen kann. Inwieweit sich dies auch für wissenschaftskommunikative Inhalte anwenden lässt, ist in der Tat eine spannende Frage. Noch interessanter wird es, wenn man an Innovationen wie 3D-Drucker und Modellierungen denkt. Die Verschränkung von digitaler und materialer Kultur wird hier als neuer „material turn“ im Publikationswesen denkbar.

Ein wenig bedauerlich ist, dass die Begleitforschung zu digitalen Transformationsprozessen nur sehr am Rande eine Rolle spielt:

„Die Erstellung begleitender Studien, in denen soziologische, technische, funktionale oder ökonomische Effekte einer Transformation in den Open Access untersucht werden, kann ausschließlich dann gefördert werden, wenn das Studiendesign klar darauf abzielt, Desiderate für den Aufbau der Infrastruktur zu formulieren.“

Einerseits erscheint die Beschränkung auf die Facette des Open Access sehr eng gezogen. Andererseits ist gerade eine solide und systematische bibliotheks- und informationswissenschaftliche Begleitforschung zu soziologischen, technischen, funktionalen, ökonomischen und – so wäre zu ergänzen – auch rechtlichen (Datenschutzrecht, Urheberrecht, etc.) Fragen etwas, was direkt Erkenntnisse über mögliche Folgen der derzeitigen Verschiebungen in der wissenschaftlichen Kommunikation und damit die Folgen für die Infrastruktureinrichtungen und -akteure sowie für die Wissenschaftsgemeinschaften selbst liefern könnte. Die Bibliothekswissenschaft als eine Schnittstellenwissenschaft zwischen Fachkulturen und Infrastruktur wäre hier genau die richtige Ansprechpartnerin. Und selbstverständlich sollte sie nicht nur das Feld Open Access beforschen, wie es beispielsweise am Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft der Humboldt-Universität intensiv geschieht. (Man denke an das Open Access Repository Ranking (OARR).) Auch eine Infrastruktur orientierte Beforschung von Social-Media-Effekten, die u.a. mit dem Phänomen der Altmetrics direkt auf die Wissenschaftsevaluation zurückwirken, sollte unbedingt im LIS-Bereich der DFG berücksichtigt werden. Ob das möglich ist, geht aus dem Merkblatt nicht vor. Aus Sicht der Bibliotheks- und Informationswissenschaft liegt es jedenfalls sehr nah, grundsätzliche Infrastrukturinnovationen nach Möglichkeit mit einer parallel laufenden mehrdimensionalen und reflexiven Begleitforschung zu koppeln (die Dimensionen wären entsprechend die genannten: soziologisch, technisch, funktional, ökonomisch, rechtlich).

Zusammenfassend lassen sich aus dem neuen Merkblatt für die Infrastruktur für elektronische Publikationen und digitale Wissenschaftskommunikation folgende Trends ableiten, die sich aus der bei Fu-PusH erfolgenden Forschung für die Humanities weitgehend für die Innovationsfront auch in der geisteswissenschaftlichen Wissenschaftskommunikation bestätigen lassen:

- Open Access als (fast) normatives Publikationsideal
- vernetzte und erweiterte digitale Publikationsformen

- Social-Media-Einbindung

Der Aspekt der Forschungsdaten wird aus dem oben skizzierten Kontext der Digital Humanities eher nachgeordnet behandelt. Das Semantic Web als grundlegendes Datenvernetzungsverfahren ist dagegen erfahrungsgemäß nur punktuell konsequent und standardisiert in entsprechenden Infrastrukturen als breites Anwendungsszenario präsent. Die Begleitforschung selbst ist ein Desiderat, auch wenn sie sicher in anderen Förderprogrammen beantragt werden könnte. Eine vereinfachte Kombinierbarkeit von Infrastrukturentwicklung und theoretischer Begleitung wäre als Fernziel unbedingt wünschenswert.

Die Stanford University Press entwickelt interaktive Publikationsformen. Mit Unterstützung der Andrew W. Mellon Foundation 2015-01-14

Am Montag veröffentlichte das Nachrichtenportal der *Stanford University Libraries* die Meldung, dass die *Stanford University Press* eine Förderung in 1.2 Millionen Dollar von der *Andrew W. Mellon Foundation* zum Zweck der Entwicklung von interaktiven Publikationsformen für die Digital Humanities und die *Computational Social Sciences* erhält. (Gabrielle Karampelas: *Stanford University Press Awarded \$1.2 Million for the Publishing of Interactive Scholarly Works*. In: library.stanford.edu, 12.01.2015. Wer wissen möchte, was sich hinter den zweitgenannten Wissenschaftsfeld verbirgt, findet eine gute Beschreibung bei GESIS.)

Ein wichtiger Bestandteil der Entwicklungsarbeit liegt darin, die Brücke zwischen dem traditionellen Publizieren von wissenschaftlichen Monographien und den Ansprüchen bei der mediengemäßen Publikation von mittels Verfahren der digitalen Geisteswissenschaften ermittelten Erkenntnissen zu schlagen. Der Schritt ist sehr wichtig, sind doch die geisteswissenschaftlichen Disziplinen unverändert sehr buchlastig orientiert. Die wissenschaftliche Monographie gilt, so auch eine Einsicht aus den Fu-PusH-Interviews, in vielen Fächern nach wie vor als die anerkannteste und damit für den Reputationserwerb auch relevanteste Publikationsform (Zitat: „Goldstandard“).

Dem gegenüber steht die Notwendigkeit, digital erzeugte Forschungsprozesse und -ergebnisse adäquat abzubilden. Gerade entsprechende interaktive Visualisierungen sind in traditionellen Print- oder E-Book-Varianten kaum darstellbar. Daher veröffentlichen Wissenschaftler solche Daten selbstorganisiert und zumeist an den Verlagen vorbei:

„Currently, individuals and research groups host their digital materials online through their own Web sites, or on various public platforms. “For the most part these hosting models do not share common benchmarks or standards and very few incorporate rigorous peer review processes,” said Dr. Alan Harvey, director of Stanford University Press.“

Um hier eine Einheitlichkeit und Verlässlichkeit zu ermöglichen, verfolgt das Projekt explizit ein qualitätssicherndes Ziel:

„One goal for establishing a publishing methodology for interactive scholarly works is to provide a distribution channel that is held in the same high regard as the long-form monograph counterparts[.]“

Gelingt dies, haben die Wissenschaftsgemeinschaften einen Orientierungsrahmen für die Publikation von DH-Erkenntnissen, mit dem sie alternativ zur Monographie aber qualitativ gleichwertig und daher für die Reputation gleich bedeutsam im Prozess der wissenschaftlichen Kommunikation sichtbar werden können.

Das Pilotprojekt wird eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Landschaftsfotografien sein: *Enchanting the Desert* (Nicholas Bauch et al.) Auf der Projektseite wird die große Herausforderung für das Publizieren in den Digital Humanities noch einmal benannt:

„Publishing in the Digital Humanities has always been its weakest link. That is, there is little incentive for scholars to spend years on a project that they do not believe will become part of high-level conversations within their discipline.“

Zugleich will die Stanford University Press mit dem Projekt ermitteln, wie sich die Arbeit wissenschaftlicher Verlage analog zu den Publikationsgegenständen wandelt und gestalten lässt. In der Meldung liest man dazu:

„Consistent with its present publishing program the Press will serve as publisher of the interactive works, acquiring titles, operating independent peer and technical reviews and marketing each published title. To guard against lost content, Stanford Libraries will perform Web and data archiving for each project.“

In Stanford setzt man also ausdrücklich auf erweiterte Publikationen (bzw. *enhanced publications*), die in der Tat die einzige angemessene Publikationsoption für DH-Forschung sein dürften. Die Position des Verlags zeigt aber auch, dass es nicht allein um technische Fragen geht, sondern die Wissenschaftskulturen und ihre Praxen von der Qualitätssicherung (*Reviewing*) bis zur Langzeitarchivierung und -verfügbarkeit neu zu denken sind. Selbstverständlich geht es für die Verlage zudem um Geschäftsmodelle, die ihnen helfen, überlebensfähig zu wirtschaften und relevant zu bleiben.

Angesichts des denkbaren Ausmaßes der Verschiebung durch digitales Publizieren ist die zur Verfügung gestellte Summe nicht unbedingt sehr hoch. Zweifellos ist das Unterfangen noch eine Art Testballon, wie auch die Meldung herausstellt:

“This project will accelerate the transition to multifaceted digital publications, encourage thoughtful experimentation and document and promulgate best practices,” said Edward L. Ayers, president of the University of Richmond. “The project also has the potential to become a prototype for the 21st-century academic publisher.”

Er kommt aber vermutlich genau zum richtigen Zeitpunkt, da sich mittlerweile nach der ersten Aufbruchseuphorie in den Digital Humanities sehr wissenschaftspraktische Desiderate und Herausforderungen herauskristallisieren, zu denen unbestritten die Publizierbarkeit und Anerkennbarkeit von stark datenorientierter Forschung in den Geisteswissenschaften zählt.

Sind Tweets verschriftliche Mündlichkeit?

2015-01-15

Eine Notiz von Ben Kaden (@bkaden)

Dass ein großer Teil in digitalen sozialen Netzwerken textuell gefasster Inhalte eher als verschriftlichte Oralität zu bewerten ist, ist keine neue These. Vermutlich handelt es sich genauer um eine Hybridform zwischen dem Mündlichen und dem Geschriebenen. Wohin es sich mehr neigt, ist vielleicht eine Frage der Form, sicher aber eine der Intentionalität. Fraglos trifft zu, was die Bezeichnung „Social Media“ eindeutig macht: Diese Medienformen sind unmittelbarer als formalisierte Publikationsformen auf eine direkte soziale Interaktion, also eine sichtbare Kenntnisnahme und Reaktion, ausgerichtet. Sie mit formaleren Publikationsvarianten gleichzusetzen geht fehl. Schwierig ist jedoch ihre rechtliche Bewertung.

In diesem Zusammenhang tauchte die Frage nach dem Status solcher Kommunikationen im Anschluss an zwei Tweets und als Vorläufer zu einem Blogessay von Xiao Mina (*Digital Culture is Like Oral Culture Written Down*. In: medium.com, 11.01.2015) im Weblog des Juristen James Grimmelmann wieder auf.

In *The Laboratorium* (2d ser.) erläutert er:

„Social media, however, combine the fixity of the written tradition with the fluidity, immediacy, and interdependence of the oral tradition.“

Genau genommen vollzieht sich hinsichtlich der Schriftlichkeit eine dem gleichen Zustand entgegen strebende Entwicklung insofern, dass die Lösung des Geschriebenen vom Träger im Digitalen auch für diese Kommunikationsform Varianten der „fluidity, immediacy, and interdependence“ zulässt (vgl. dazu meinen Beitrag im *Fu-Push-Weblog* vom 07.01.2015).

Rechtlich ergeben sich aus beiden Richtungen dahingehend Herausforderungen, dass die Rechtsnormen, wie auch Grimmelmann bemerkt, traditionell eng an das Fixiertsein von Schrift gebunden sind. Digitaler Text wird im aktuellen Rechtssystem oft so bewertet wie trägergebundene, formal und intentional stabilisierte Schriftlichkeit. (Für ein Beispiel für die Probleme, die die Fluidität digitaler Publikationen für das Urheberrechtsgesetz mitbringt siehe u.a. Kaden, 2010):

„These rules are based on fixity: a written contract gives more reliable intentions of what the parties wanted than their later uncertain and competing recollections.“

Woraus folgt:

„The legal system repeatedly asks itself whether social media should be taken seriously.“

Dies ist an sich schon eine spannende Frage. Aus *Fu-Push*-Perspektive wird sie noch relevanter, wenn man statt des Rechtssystems die Wissenschaftskultur als Maßstab heranzieht und in Beziehung zur Social-Media-vermittelten Wissenschaft zum Beispiel in Wissenschaftsblogs aber auch über das Streumedium Twitter setzt.

Für Impact-Messungen sind solche Formen der Wissenschaft schon strukturell hoch interessant. Freilich begrenzt sich die Aussagekraft solcher Altmetric-Ansätze an der Partizipationstiefe und an der oft noch sehr quantitativen Ausrichtung (wobei sie zweites freilich auch mit herkömmlichen Impact- und Zitationsmessungen teilen). Ein Großteil der WissenschaftlerInnen steht nach wie vor auf kritischer Distanz zu diesen Kommunikationsformen. Wissenschaftliche Reputation lässt sich über diese Kanäle bisher nur in Ausnahmefällen erzeugen. Bisweilen wird die Nutzung von

Social Media in der Wissenschaft sogar explizit als nicht statthaft und daher für Karriereentwicklungen eher nachteilig eingeschätzt.

Eine Schwierigkeit der verschriftlichten Mündlichkeit liegt darin, dass es bisher keine Regeln gibt, wie sie tatsächlich – auch als wissenschaftlicher Beitrag – zu bewerten sind. Häufig ist unklar, ob es sich überhaupt um eine zitierbare Quelle handelt.

(Andererseits ist in der allgemeinen digitalen Medienkultur bis hin zu den Massenmedien eine intensive Übernahme des Zitierprinzips zu erkennen. So werden Aussagen aus sozialen Medien mitsamt Autorschaft direkt als Beleg in entsprechende Beiträge eingebunden. Tweet- bzw. altmetrisch lässt sich der Impact einer Äußerung auf einen allgemeinen Diskurs genauso messen wie der auf dem Wissenschaftsdiskurs. Auch hier ist also eine erstaunliche Durchdringung von Kommunikationspraxen erkennbar.)

Formal (bzw. syntaktisch) lässt sich ein Tweet problemlos als eine Art Dokument ansehen: Es besitzt einen Autor, ein Veröffentlichungsmedium, einen Inhalt in Schriftform, ein überpräzises Veröffentlichungsdatum, das allerdings anders als jede traditionelle schriftliche Ausdrucksform einem unmittelbaren Äußerungsmoment entspricht. Und es ist im Web eindeutig adressierbar, *retrievable* und, digitaltypisch, sofort kopier- und bei Twitter sogar dem System entsprechend direkt weiterleitbar.

Der von Grimmelmann referenzierte Fall des Literaturwissenschaftlers Steven Salaita, dessen Twitter-Aktivitäten zum Abbruch seiner wissenschaftlichen Karriere an der University of Illinois durch die Universität führten, zeigt, welche Probleme die Vermischung der Kommunikationsformen aufwirft:

„For another example, Steven Salaita’s defenders have argued both that it was inappropriate for the University of Illinois to examine his tweets and that tweets shouldn’t be held to the same standards of rigor and decorum as academic writings.“

Muss sich ein Wissenschaftler an dem messen (und interpretieren) lassen, was er auf Twitter notiert und als eine quasi gesprochene Botschaft aussendet? Ergibt sich aus der Sichtbar- und Dokumentierbarkeit von Ideen und Meinungen in einer noch dazu auf eine twittertypische Knappheit reduzierten Form (Semantik) eine voll umfängliche Verantwortlichkeit, wie sie auch bei einer offiziellen bzw. formalen Kommunikation vorläge?

Der Struktur des Mediums Twitter entsprechend wäre es sicher überzogen, „standards of rigor and decorum as academic writings“ einzufordern. Aber sind Twitter und soziale Netzwerke ein reines Privatmedium, bei dem es eigentlich mehr um die reine Meinungsfreiheit ginge und die mit der Wissenschaftsfreiheit und der wissenschaftlichen Arbeit nichts zu tun haben? Die Vermischung der Kommunikationssphären lässt keine einfache Entscheidung zu. Noch fehlen Standards.

Da die Einordnung der mündlich-schriftlichen Äußerungen sehr von der Frage der (unterstellten) Intention (also, um das semiotische Dreieck zu schließen, der Pragmatik) abhängen, ist es sicher hilfreich, bei der Verwendung sozialer Medien als Kommunikationswerkzeug in der Wissenschaft im Profil bzw. dort, wo es in der Botschaft selbst mehrdeutig wird, zu vermerken, aus welcher jeweiligen Rolle heraus man sich äußert.

Ben Kaden (2010) Rückruf für Überzeugungstaten? Der schwierige § 42 UrhG in digitalen Kommunikationsgemeinschaften. In: IUWIS-Weblog, 01.10.2010, Dort findet sich u.a. die Aussage:

„Man kann gerade im Umfeld der nutzergenerierten Inhalte oft schlicht nicht mehr von Werkstücken oder Einzeltexten ausgehen. Es handelt sich um referenzierbare Knoten in Hypertextnetzwerken, die selbst – wie z.B. bei der Wikipedia – genuin auf andauernde Erweiterung und Veränderung angelegt sind.“

Macmillan und Springer gehen zusammen, Collabra will für das Peer Review zahlen. Zwei kurze Meldungen

2015-01-16

Durch die üblichen Kurzzeitkommunikationskanäle wurde die Ankündigung des Zusammengehens der beiden Wissenschaftsverlagsschwergewichte *Macmillan Science and Education* und *Springer Science+Business Media* bereits gestern umfänglich verkündet. Jeron Boesman verbreitete gestern über seinen Twitter-Stream eine Grafik, die sehr schön zeigt, wie das neue Unternehmen, das dann mehrheitlich von der Verlagsgruppe Georg von Holtzbrinck kontrolliert wird, den gesamten Produktionsprozess von wissenschaftlichen Publikationen mit entsprechenden Angeboten abdeckt.

Wenig überraschend, aber doch für die aktuellen Entwicklungen im Bereich wissenschaftlicher Publikationen notierenswert, ist eine Erklärung des Mergers:

„I think more consolidation is inevitable,” says Richard Anderson, associate dean for scholarly resources and collections at the University of Utah in Salt Lake City. Science “publishers are fielding more and more submissions and chasing smaller and smaller budgets while also dealing with an increasingly complex scholarly communication environment. It’s a very tough position to be in.”

Wissenschaftsverlage sehen sich von mehreren Seiten herausgefordert: Einerseits entwickeln sich Alternativszenarien zum traditionellen verlagsbasierten Publizieren. Andererseits wachsen Möglichkeiten, Ansprüche und Vielfalt von Publikationsmodellen. (Und natürlich spielt der Mitkonkurrent Elsevier eine Rolle.) Welche Modelle sich in welcher Perspektive für welche Communities wie durchsetzen werden, ist naturgemäß schwer abzuschätzen. Dass die Großverlage mit ihren Dienstleistung hier möglichst gestaltend und damit kontrollierend einwirken wollen, zeigen Investitionen in Werkzeuge wie ReadCube oder altmetrische Ansätze wie dem Nature Index. Für die Geisteswissenschaften ist das Innovationsgeschehen auch im deutlich dynamischeren *STEM*-Bereich dahingehend relevant, weil dort auch infrastrukturelle Standards für das wissenschaftliche Publizieren insgesamt geprägt werden (können).

Insofern kann man aus dem Nachrichtenbereich von *Science* auch noch die Meldung herausnehmen, dass nun eine erste Zeitschrift, das Open-Access-Journal *Collabra* (mit vergleichsweise überschaubarer APC) plant, aus einem “research community fund” Peer Reviewern für ihre Arbeit ein Honorar zu zahlen:

„*Collabra* plans to charge \$875, of which \$250 will be placed into a “research community fund,” which will be used to pay reviewers and editors. Payments will be based on how much money the fund collects and on a point system, with editors and reviewers earning points based on their involvement in the publishing process. Senior editors will earn one point for each article that they handle, for instance, whereas handling editors and reviewers will be given three points per article. Periodically, journal leaders will write checks based on the total amount collected by the fund, divided by the number of points awarded. One point would be worth \$25, for example, if the fund collected \$10,000 and each of 40 submitted articles had two reviewers, one handling editor, and a senior editor, for a total of 400 points (10 points per article).“

Man kann sich gut vorstellen, dass andere Start-Ups im Bereich des Gold-OA, wie hier in Berlin zum Beispiel ScienceOpen, diese Entwicklung sehr genau beobachten. Auch wenn der jeweils zu erwartende Betrag für die Reviewer kaum etwas sein dürfte, was die Motivation zum Peer Review nennenswert steigert, so ist es doch eine interessante Geste und zwar nicht nur aus Marketing-Sicht. Ein ähnliches und übergreifendes Punktesystem, das explizit auf die wissenschaftliche Reputation wirkt und durch eine Vermittlerinstitution verwaltet auch die Anonymität im konkreten

Review-Zusammenhang abzusichern in der Lage wäre, könnte allerdings noch motivierender wirken. Und jedenfalls Wissenschaftsverlage wie Springer oder Elsevier könnten so ein auf Reputation gerichtetes Punktesystem (vielleicht gekoppelt mit ORCID als Identifikator) eigentlich sehr leicht für die Reviewer ihrer Zeitschriften implementieren. Es wäre sehr clever, sprächen sie dieses Desiderat so an.

– Dalmeet Singh Chawla: . In: SCIENCEINSIDER, 15.01.2015

– Dalmeet Singh Chawla: *New open-access journal plans to pay peer reviewers*. In: SCIENCEINSIDER, 12.01.2015

Desiderate beim Umgang mit geisteswissenschaftlichen Forschungsdaten. Erkenntnisse einer Interviewreihe an der HU Berlin 2015-01-19

Eine schönes und vor allem für Fu-PusH einschlägiges Beispiel für eine Forschungsdatenpublikation stellt die Dokumentation dar, welche die Informationswissenschaftlerin Elena Simukovic unlängst über *Academia.edu* verfügbar machte (PDF-Volltext). Sie enthält die Ergebnisse von Interviews, die von 2013 bis 2014 an der Humboldt-Universität zu Berlin stattfanden. Vom Thema her ergibt sich eine gewisse Selbstreferenzialität bzw. auch ein Best-Practice-Beispiel, wurden die 17 WissenschaftlerInnen doch zu ihrem Umgang eben mit Forschungsdaten befragt.

Die Ergebnisse an sich sind schon interessant für jeden, der sich mit dem Thema Forschungsdaten intensiver befasst. Da die Autoren aber die Zusammenfassungen der Interviews disziplinär differenziert vorliegen, wird es nun möglich, die Erkenntnisse gezielt für die vier Befragten aus den Geisteswissenschaften *Zeitgenössische Kunstgeschichte* (7.9, Stefanie Gerke), *Deutsche Literatur* (7.10, Anne Baillot), *Kunstgeschichte und Visualisierung* (7.11, Erna Fiorentini) und *Mittelalterliche Geschichte* (7.16, Stefan Schlelein) zu betrachten.

So lassen sich allein aus der Nachauswertung der Antworten auf die Fragen 7 (Serviceleistungen zum Umgang mit digitalen Forschungsdaten) und 8 (Weitere Hinweise und Anmerkungen) Anforderungen und Wünsche extrahieren, die für wissenschaftliche Dienstleistungsinstitutionen relevant sind. Auffällig ist, dass neben Anforderungen an sichere (Cloud-)Speicher für die Daten und andere technische Werkzeuge und Kapazitäten zur Langzeitarchivierung und -verfügarmachung auch immer ausdrücklich die Komponente des Personals vor allem für die Beratung genannt werden.

- **Beratung:**
 - technische Beratung (7.9, 7.16)
 - rechtliche Beratung (7.9, 7.11)
 - Ressourcenabschätzung bei der Projektantragstellung (7.10)
 - Publikationsberatung, die auch fachliche Besonderheiten berücksichtigt (7.9)
- **Infrastruktur:**
 - technische Kapazitäten, Infrastruktur, dezentraler Zugang (7.16)
 - Speicherplatz (7.10)
 - Langzeitverfügbarkeit (7.10)
 - Usability / intuitive Bedienung digitaler Dienste, geräteübergreifende Kompatibilität (7.9)
 - interaktive digitale Dienste – „Kommentierbarkeit von Daten“ (7.9)
 - zentrales Repositorium (7.11) / Interessant ist hier der Hinweis auf die Dynamik beim Stellen- und Institutionswechsel. Es ist also vermutlich ein zentrales fachliches Forschungsdatenrepositorium gemein.
- **Personal:**
 - technisch spezialisiertes Personal („digitale Bibliothekare und Archivare“, 7.16)
 - technische Wartung (7.10)
 - Abschätzung technischer Ressourcen für Projekte (7.10)
 - Personal mit Expertise im Bereich digitales Urheberrecht, gern dezentral – „Ansprechpartner direkt am Institut“ (7.11)
- **Lehre:**
 - digitale Methoden in die Methodenausbildung (7.10)
- **Interdisziplinärer Austausch:**
 - „Es ist spannend, wie in unterschiedlichen Fachbereichen mit ähnlichen Fragen umgegangen wird.“ (7.9)

Quelle: Elena Simukovic, Raphael Thiele, Alexander Struck, Maxi Kindling, Peter Schirnbacher (2014): *Was sind*

Ihre Forschungsdaten? Interviews mit Wissenschaftlern der Humboldt-Universität zu Berlin. Bericht, Version 1.0.
urn:nbn:de:kobv:11-100224755

THIS BOOK WAS PRODUCED USING
PRESSBOOKS.COM

THIS BOOK WAS PRODUCED USING
PRESSBOOKS.COM

Aktuelle Trends für den Forschungsworkflow. Eine Übersicht von Bianca Kramer und Jeroan Bosman

2015-01-19

Über Twitter verbreitet sich heute eine Übersicht, die sehr anschaulich aktuelle Trends digitaler Wissenschaft an der gesamten Entwicklungslinie eines wissenschaftlichen Forschungs- und Kommunikationsprozesses abbildet. Die Abbildung ist Teil einer Posterpräsentation von Bianca Kramer und Jeroen Bosman, die unlängst auf Figshare publiziert wurde:

Kramer, Bianca; Bosman, Jeroen (2015): *101 Innovations in Scholarly Communication – the Changing Research Workflow*. figshare. <http://dx.doi.org/10.6084/m9.figshare.1286826>.

Da das Poster und damit auch die Grafik wunderbarerweise unter einer CC BY SA-Lizenz stehen, können wir sie hier ebenfalls bedenkenlos dokumentieren:

Most important developments in 6 research workflow phases

	Discovery	Analysis	Writing	Publication	Outreach	Assessment
Trends	social discovery tools	datadriven & crowdsourced science	collaborative online writing	Open Access & data publication	scholarly social media	article level (alt)metrics
Expectations	growing importance of data discovery	more online analysis tools	more integration with publication & assessment tools	more use of "publish first, judge later"	use of altmetrics for monitoring outreach	more open and post-publication peer review
Uncertainties	support for full-text search and text mining	willingness to share in analysis phase	acceptance of collaborative online writing	effect of journal/publisher status	requirements of funders & institutions	who pays for costly qualitative assessment?
Opportunities	discovery based on aggregated OA full text	open labnotes	semantic tagging while writing/citing	reader-side paper formatting	using repositories for institutional visibility	using author-, publication- and affiliation-IDs
Challenges	real semantic search (concepts & relations)	reproducibility	safety/privacy of online writing	globalization of publishing/access standards	making outreach a two-way discussion	quality of measuring tools
Most important long-term development	multidisciplinary + citation-enhanced databases	collaboration + data-driven	online writing platforms	Open Access	more & better connected researcher profiles	importance of societal relevance + non-publication contributions
Potentially most disruptive development	semantic/concept search + contextual/social recommendations	open science	collaborative writing + integration with publishing	circumventing traditional publishers	public access to research findings, also for agenda setting	moving away from simple quantitative indicators

Übersicht Wissenschaftstrends / Bianca Kramer, Jeroan Bosman (2015)

Von der (1) Formulierung der Forschungsfrage bzw. der Identifikation von Forschungsgegenständen mittels „Social Discovery Tools“ über eine (2) datenbasierte Auswertung, dem (3) kollaborativen Verfassen des Forschungsnarrativs, der (4) Publikation auch von Forschungsdaten nach Open-Access-Standards, der (5) Dissemination per Social Media (wobei das diesbezügliche Hauptmedium Twitter nicht „scholarly“ ist, sondern die Sphären der Diskurse und Kommunikationen quer vermischt – womöglich ein weiterer Trend), bis hin zur (6) altmetrischen Evaluation, findet sich hier also die gesamte Bandbreite dessen, was auch vor allem die Digital-Humanities-Forschung inklusive passender Herausforderungen und Unsicherheiten („willingness to share“) kennzeichnet.

Selbstverständlich greifen viele der Anwendungen ineinander. So brauchen z.B. *Altmetrics* die Social-Media-Streuungen derzeit notwendig als eine Datengrundlage. Ein bisher selten thematisierter Aspekt im Fu-PuSH-Kontext ist das Detail des „reader-side paper formatting“ (Publication / Chances), worunter vermutlich eine Anpassung der Formatierung an jeweilige Darstellungsmedien und -vorlieben verstanden werden kann.

Dass dagegen das disruptive Potential auf der Publikationsstufe im Umgehen der traditionellen Verlage als zentrale Veröffentlichungsagenten liegt, bestätigt sich auch in vielen unserer Interviews. Dies liegt aber nicht zuletzt daran, dass WissenschaftlerInnen auch in den Geisteswissenschaften mit der Kombination von schrumpfenden Dienstleistungsspektrum (z.B. Streichung des Lektorats), maximaler Rechteabtretung an den Verlag, Druckkostenzuschüssen

und vergleichsweise hohen Verkaufspreisen nicht mehr klaglos mitgehen wollen. Selbst eine nach wie vor vorhandene vergleichsweise intensive Treue zum Verlag als natürlichem Partner der Wissenschaftspublikation wird durch diese Kombination von Zumutungen mit der Zeit ausgehöhlt.

Für alternative und digitale Publikationsszenarien in den Geisteswissenschaften ist dieser Umstand eigentlich die beste Voraussetzung. Die Herausforderung des Standards (Publication / Challenges) stellt sich da allerdings nicht allein auf der Ebene des Zugangs, sondern auch innerhalb der Disziplinen. Alternative Publikationsformen müssen auch innerhalb der jeweilige Community als vollwertige wissenschaftliche Publikationen anerkannt werden, was momentan nur bedingt der Fall ist. Der Verlagsname öffnet bisher in geisteswissenschaftlichen Disziplinen häufig erst noch den Weg zum „Assessment“ (und reicht oft bereits für die Reputationsbildung), wo diese Qualitätsbewertung ganz traditionell in der klassischen Form der Rezension als „Post Publication Peer Review“ geschieht.

Ein weiterer für die Geisteswissenschaften eventuell sogar mehr als für andere Wissenschaftsbereiche relevanter Aspekt dürfte das „semantic tagging while writing / citing“ sein (Writing / Opportunities), wobei die Daten anreichernde oder erweiternde Annotation selbst sogar stärker noch Teil der Analyse ist. Dieses Forschungshandeln ließe sich auch sehr gut mit der Erwartung „more online analysis tools“ (Analysis / Expectations) zusammenführen. Damit wäre dann schließlich auch aktiv die Unsicherheit im Discovery-Feld berührt: „full-text search and text mining“ müssten in einer idealen Forschungslandschaft eigentlich „full-semantic search and semantic text mining“ lauten. Bis dahin ist der Weg freilich noch sehr weit.

Was das NYTimes-Chronicle-Tool über „Digital Humanities“ in der New York Times verrät

2015-01-26

Das Jahr 2014 wird man vielleicht als das Jahr notieren, in dem in der öffentlichen Berichterstattung das Thema „Big Data“ fast mit den „Humanities“ gleichzog. Jedenfalls im Artikelaufkommen der New York Times.

Sichtbar wird das mit NYT Chronicle-Tool der nytlabs, das sich ganz gut zum Nachzeichnen von Themenkarrieren im Artikelaufkommen der Zeitung eignet. Ausgezählt lag „Big Data“ 2014 bei 226 Artikeln, die Humanities kamen auf 241 Artikel. Für die „Digital Humanities“ kommt man nur auf äußerst kleine Zahl (n=7). Die Ergebnisaussage zeigt dann auch gleich die derzeitigen Grenzen des Werkzeugs auf: Während die graphische Darstellung sieben Artikel vermerkt, werden die „Digital Humanities“ in der Ergebnisanzeige offenbar mit den *Humanities* zusammengewürfelt und stehen bei ebenfalls 241.

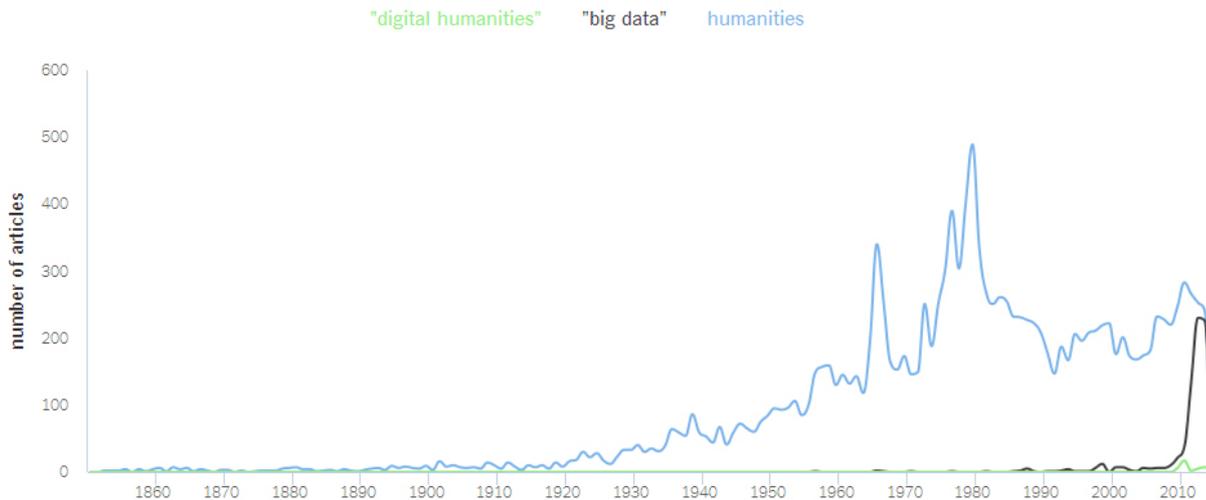
Schaut man sich die verlinkten Beiträge an, sieht man, dass die tatsächlichen Ergebnisse nicht gerade präzise und nach Relevanz aufgeschlüsselt vorliegen. Man muss den Umweg über die Standardsuche gehen, um auf die sieben Artikel im Publikationszeitraum 2014 bei der New York Times zu stoßen. Das ist ein bisschen schade, wäre doch die Möglichkeit, die Visualisierung als die Volltextsuche ergänzendes Navigationswerkzeug nutzen zu können, sehr naheliegend. Der *Labs*-Ansatz mit Werkzeugen zur Visualisierung, Kontextualisierung und Kuratierung (zum Beispiel mit dem Compendium-Tool) von Pressedaten veranschaulicht ja gerade, wie Datenjournalismus auch auf eine (Inter)Aktivierung der Leser hinführt, die perspektivisch mehr als mit der begrenzten Funktionalität der Leserkommentare auf die diskursive, also über Journalismus vermittelte bzw. durch diesen koordinierte wirklich öffentliche Auseinandersetzung mit Themen setzen könnte.

Die über die Archivsuche ermittelten Texte sind dann durchaus relevant und vermitteln zugleich, dass der Schlüsselbegriff im öffentlichen Diskurs jedenfalls bei der New York Times bisher nur eine Randexistenz führt. Für die Frankfurter Allgemeine Zeitung, die bisher leider kein vergleichbares Visualisierungstool öffentlich anbietet, lassen sich für den Zeitraum 2014 immerhin 12 Beiträge per Archivsuche ermitteln. Für „Big Data“ übrigens 452.

Die früheste Erwähnung von „Digital Humanities“ in der New York Times datiert auf 2006. Danach gab es bis 2010 keine einzige, 2010 sechs, 2011 den bisherigen Höhepunkt mit 17. Ebenfalls 2011 hatten die Humanities ihre höchste Präsenz im Blatt seit den 1970er Jahren (283).

Kann man daraus etwas ableiten? Auf der rein quantitativen Ebene, wie sie das schöne Tool zur Echtzeitvisualisierung als Basis hat, sehr wenig. Man kann Aussagen über Konjunkturen treffen und wünschte sich, um davon mehr zu haben, als Diskursbeobachter gerade bei aktuellen Themen (zum Beispiel „Charlie Hebdo,“) eine tagesgenaue Skalierbarkeit. Hilfreich wäre weiterhin eine Differenzierung der Artikelsorten (z.B. die Möglichkeit des Herausfilterns von Ankündigungen).

Man benötigt zur Deutung des Visualisierten allerdings eine ganze Menge weitere Informationen zum Beispiel zum Profil und der Geschichte der Zeitung (gerade im Vergleich mit anderen Presseerzeugnissen) oder auch zum Sprachwandel und kommt nach wie vor nicht um die Betrachtung der Beiträge selbst herum, wenn man bewerten will, wie aussagekräftig und trendspiegelnd die Zahlen tatsächlich sind.



Chronicle-Graph der New York Times zu den Strings „digital humanities“; „big data“ und „humanities“.

Mehr als das ist jedoch interessant, wie sehr in Werkzeugen wie des *Chronicle-Graphen* die gesamte Palette der Herausforderungen des Information Retrievals deutlich werden, die die Dokumentationswissenschaft schon seit etlichen Jahrzehnten umtreiben. Was bisher – aus Sicht eines Bibliotheks- und Informationswissenschaftlers bedauerlicherweise – sehr wenig in den sich datafizierenden Geisteswissenschaften erkannt wird (oder bekannt ist), ist, wie sehr der Zweig der Dokumentationswissenschaft, aus dem die Informationswissenschaft mehr oder weniger hervorging (vgl. dazu auch: Die Big-Data-risierung des Menschen steht in der Tradition der Dokumentation und braucht Critique, meint Ronald E. Day / LIBREAS.Tumblr, 04.03.2014) sehr viele der Probleme der, wie man sagte, maschinengestützten Wissensordnung bereits sehr lange elaboriert. Je länger man sich mit den aktuellen Entwicklungen auf diesem Feld befasst und das Phänomen der „Digital Humanities“ zu verstehen versucht, desto mehr zeigt sich, wie die prädestiniert die Bibliotheks- und Informationswissenschaft für die Rolle einer systematischen methodologischen Ausdifferenzierung digitaler Zugangs- und Analyseformen von Kulturdaten (und/oder: Diskursdaten) eigentlich ist. Klickt man sich durch die Labs wie dem der New York Times, erhält auf der anderen Seite den Eindruck, dass Tool-Innovation momentan u.a. im Journalismus stattfindet. Von Seiten der Digital Humanities diese Impulse aufzunehmen und zu integrieren ist vielleicht sogar noch schwieriger, als sich mit den Erkenntnissen der Retrievalforschung vertraut zu machen.

Der unbestreitbare Vorteil solcher Tools ist, dass man in Sekundenschnelle thematische Entwicklungen über die Zeit angedeutet als eine Art visuelle Hypothese erstellen kann. Wir werden in der Auswertung der Fu-PusH-Erhebung verschiedene Perspektiven auf das, was Digital Humanities sein können, herausarbeiten können. Eine häufige Sichtweise ist die Rolle der „Digital Humanities“ als Hilfswissenschaft. Das Beispiel deutet an, wie so etwas aussehen könnte. Daten visualisierende Frequenz- und Popularitätskurven sind in diesem Sinne durchaus eine sinnvolle Erweiterung auch für die Geisteswissenschaften. Man sollte aber auch immer um die Grenzen der Aussagekraft dieser Abbildungen wissen.

Eric Steinhauer über einen Aufsatz zur Zukunft des geisteswissenschaftlichen Buches

2015-01-26

Die Januarausgabe von *Merkur – Zeitschrift für europäisches Denken* ist etwas, was im Fu-PusH-Büro ebenso wie beispielsweise auch noch die #1 der Zeitschrift Grundlagenforschung auf dem *To-Read*-Stapel liegt. Wir beklagen uns natürlich nicht über das, was man Publikationsflut oder *Information Overload* nennt, denn wer in einer Disziplin sozialisiert wurde, die permanent über die Unmöglichkeit, das Publierte möglichst zeitnah in eine einfache und handhabbare Form für die zeitnahe Benutzung als Bibliotheksbestand reflektiert, weiß, dass solche Überschwemmungseffekte keine Neuigkeit darstellen.

Betrüblich ist einzig, dass man viele Diskursbeiträge, die hochrelevant sind und die man eigentlich würdigen möchte, nicht zureichend würdigen kann. Plötzlich ist ein Monat vorüber und die nächsten Neuerscheinungen liegen auf dem Tisch und wollen gesichert, oft auch gelesen und hin und wieder auch wenigstens referiert werden.

Für einen Aufsatz aus dem Jahresauftraktsschwerpunkt „Die Gegenwart des Digitalen“ hilft uns glücklicherweise Eric Steinhauer in seinem Weblog *Skriptorium* aus. Er hat nämlich den für Fu-PusH äußerst einschlägigen Aufsatz Die Gefährdung des geisteswissenschaftlichen Buches. Die USA, Frankreich und Deutschland im Vergleich. von Caspar Hirschi und Carlos Spoerhase nicht nur gelesen sondern referiert ihn auch gleich in etwa so, wie wir es gern längst getan hätten. Dabei kommt er zu folgender Einschätzung:

„Nach der Lektüre des Beitrages bleibt ein gewisses Gefühl der Unzufriedenheit. Denn die Autoren lassen sich zu wenig auf den gerade stattfindenden medialen Wandel ein. Es ist überhaupt nicht ausgemacht, dass das Format der umfangreichen geisteswissenschaftlichen Monographie den zunehmend auch in den Geisteswissenschaften digital arbeitenden Menschen auf die Dauer gleich wichtig sein wird.“

Dass allerdings die Monographie in vielen geisteswissenschaftlichen Fachgemeinschaften immer noch und absehbar auch zukünftig das Medium sein könnte, mit dem man reüssiert, bestätigen eine Reihe der in Fu-PusH geführten Interviews. „Ausgemacht“ ist das selbstverständlich nicht. Aber so lange Berufungen Monografien als Bewertungsmaßstab heranziehen und die Qualifikationsarbeiten ohnehin fast nur als traditionelle Verlagsmonographien fachgemeinschaftlich als satisfaktionsfähig gelten, bleibt den „digital arbeitenden Menschen“ für die Karriere kaum ein anderer Weg. Wissenschaftskulturell sind die Verschiebungen in den Geisteswissenschaften keinesfalls so umfassend, wie man es manchmal denkt, wenn man sich vor allem auf das Feld der Digital Humanities konzentriert. Da hilft es auch wenig, dass erstaunlich viele GeisteswissenschaftlerInnen Eric Steinhauer vermutlich dort zustimmen würden, wo er schreibt:

„Sehr ernsthaft nachdenken sollte man auch über die Dissertation, die in nicht wenigen Fällen nur eine umständlich verpackte und aufgeblähte These ist. 100 Seiten, originell und gut und elektronisch, können auch reichen. Dafür sollte man lieber bei der Habilitation die große Monographie verbindlich fordern. Hier besteht nämlich im Gegensatz zum Promotionswesen die begründete Hoffnung auf weniger Bücher in höherer Qualität.“

Hundert Seiten, originell und gut aber als Monographie in einer hochangesehenen Reihe des für das Thema einschlägigen Verlags zählen trotzdem mehr, wenn es darum geht, stellensichernde Reputation zu erwerben. Die Herausforderung digitaler Publikationsreihen bleibt der Lückenschluss im Renommee.

Ein weiteres Problem könnte sein, dass die neuen, dynamischeren, offeneren Medienformen für sehr viele WissenschaftlerInnen in vieler Hinsicht kaum einschätzbar sind und auch in ihren Fachkulturen für die wissenschaftssoziolo-

gisch relevante Leitkategorie der Reputationszuweisung bisher kaum verortbar sind. Man sollte nicht vernachlässigen, dass sich viele WissenschaftlerInnen vor allem mit ihrem fachwissenschaftlichen Forschungsthema und nicht so sehr mit der Optionsbreite des wissenschaftlichen Publizierens befassen wollen. Und schon gar nicht wollen sie dort experimentieren, wo sie wenig bis keine Wertschätzung für ihre Arbeit erwarten können.

Von Fragen des Urheberrechts über die Zitierbarkeit und Qualitätssicherung bis hin zur Dauerhaftigkeit von E-Publikationen gibt es aktuell viele Aspekte, die momentan für viele eher undurchsichtig wirken. Bis hier keine allgemeine Abschätzbarkeit und Transparenz vorliegen und so lange die traditionellen Kanäle annehmbar funktionieren, dürfte es für digitale Publikationen jenseits des Verlags- und Printparadigma schwer werden, zu einer weithin und übergreifend akzeptierten Form wissenschaftlicher Kommunikation zu werden. Wer die Publikationskultur verändern muss, muss auch die Fachkulturen an vielen Stellen verändern. Und dann reden wir womöglich nicht mehr über die Zukunft des Publizierens in den Geisteswissenschaften. Sondern über die Zukunft der Geisteswissenschaften selbst.

Posterpräsentation auf der DHd-Tagung 2015 in Graz

2015-02-02

Vom 23. bis 27. Februar 2015 findet die zweite Jahrestagung (Programm) des Verbandes der „Digital Humanities im deutschsprachigen Raum“ statt, die vom Zentrum für Informationsmodellierung (Austrian Centre for Digital Humanities) an der Universität Graz organisiert wird. Wir nutzen diese Gelegenheit um erste Zwischenergebnisse der durchgeführten Experteninterviews anhand einer Posterpräsentation vorzustellen:

Erweiterte Publikationen in den Geisteswissenschaften. Zwischenergebnisse des DFG-Projektes Fu-PusH
Poster abrufbar unter:

DOI [10.5281/zenodo.15432](https://doi.org/10.5281/zenodo.15432)

Abstract von Ben Kaden und Michael Kleineberg

Das DFG-Projekt *Future Publications in den Humanities* (Fu-PusH) untersucht die Potentiale des digitalen Publizierens in den Geisteswissenschaften und erarbeitet szenarienbasiert Handlungsempfehlungen für akademische Infrastruktureinrichtungen, insbesondere Universitätsbibliotheken und Rechenzentren, um den funktionalen Anforderungen unterschiedlicher geisteswissenschaftlicher Fachrichtungen gerecht zu werden.

Für Publikationsformen, die sich nicht mehr an der Druckkultur orientieren und lediglich versuchen Printmedien digital nachzubilden, bietet sich die Bezeichnung „erweiterte Publikationen“ bzw. *enhanced publications* an. Solche Publikationsformen werden häufig als komplexe digitale Dokumente bzw. Dokumentensysteme charakterisiert, die sich unter anderem durch nicht-lineare Hypertextstrukturen, multimediale Zusatzmaterialien, integrierte Forschungsdaten, adaptive Darstellungsvarianten, dynamische Versionierung, kontextuelle Anreicherung sowie maschinenlesbare semantische Strukturierung auszeichnen. Ihre Vorteile liegen in einer engen Verknüpfbarkeit heterogener Elemente wie Digitalisaten, Textkorpora, Datenbanken, Annotationen, Normdateien, Geoinformationen und narrativ-interpretativen Auseinandersetzungen mit diesen Objekten.

Auf diese Weise bieten erweiterte Publikationsformen die Möglichkeit nicht nur die Forschungsergebnisse, sondern auch die zu Grunde liegenden Forschungsdaten bzw. Forschungsprozesse in einem gemeinsamen Kontext zur Verfügung zu stellen. Die Grenzen zwischen Bearbeitungsraum, Kommunikationsraum und Veröffentlichungsraum werden dabei sehr durchlässig.

Erweiterte Publikationen sind vor allem dadurch gekennzeichnet, dass sie die bisher in den Geisteswissenschaften und in der Druckkultur begründete Grundform einer narrativen Auseinandersetzung mit einem Forschungsgegenstand an mindestens drei Stellen öffnen:

Erstens ist ein direkter Bezug zu den Forschungsgrundlagen, also in der Regel dem Forschungsobjekt und entsprechenden Referenztexten dynamisch und strukturell realisierbar. Die multimediale Öffnung solcher Dokumente, also Einbettung und Relation zu Medienobjekten in anderen digitalen Darstellungsformen als Text kann hier zentral sein.

Zweitens wird das narrative Element selbst, zum Beispiel über semantische Tiefenauszeichnung, zu einem vielfältig vernetzbaren und analysierbaren Datum.

Drittens werden Interaktions- und Vernetzungsspuren dieses Dokuments – beispielsweise Annotationen, Zitationen, Rezensionen und Kontextualisierungen darstellbar und auswertbar.

Ob und wie sich derartige Publikationskonzepte tatsächlich in der Publikationspraxis der Wissenschaften durchsetzen werden, hängt freilich vom Bedarf und auch der Bereitschaft der jeweiligen Fachgemeinschaften ab.

Um auf diese Fragestellung einen substantiellen Zugriff zu erhalten, ermittelt das Fu-PusH-Projekt Bedarfe, funktionale Anforderungen und Einstellungen systematisch in Interviews mit ExpertInnen aus dem Bereich der Geisteswissenschaften, mit Vertretern von Infrastruktureinrichtungen sowie Verlagen und Anbietern alternativer Publikationsplattformen.

Bei den zielgruppenorientierten Befragungen handelt es sich um qualitative und offene Leitfadeninterviews, die ein möglichst breites Spektrum an Perspektiven und thematischen Facetten abdecken. Das Erhebungsinteresse schließt dabei neben technologischen Desiderata hinsichtlich digitaler Arbeits- und Publikationsumgebungen auch wissenschaftskulturelle, wissenschaftsstrukturelle sowie wissenschaftspolitische Anforderungen und Spielräume ausdrücklich ein.

Aus den Zwischenergebnissen der Befragungen lassen sich ein Ist-Zustand, eine Desiderats-Analyse sowie ein Perspektiv-Zustand hinsichtlich der Publikationskulturen in den Geisteswissenschaften heraus differenzieren. Damit werden aktuelle Transformationsprozesse in den Geisteswissenschaften genauso sichtbar, wie Einstellungs- und Handlungsmuster in Bezug auf Kategorien wie:

- das wissenschaftliche Publizieren generell,
- die Erhebung, den Umgang sowie die Nachnutzung von Forschungsdaten,
- mögliche methodologischen Veränderungen unter dem Einfluss der Digital Humanities,
- das Publikationsverhalten insbesondere vor dem Hintergrund von Open Access,
- das Forschungsverhalten im Kontext von Open Science bzw. Open Scholarship,
- das Qualitätssicherungsverfahren des wissenschaftlichen Publizierens (Peer Review, etc.),
- die Dienstleistungen von Infrastruktureinrichtungen (z.B. Rechenzentren, Bibliotheken, Archive),
- die von Wissenschaftspolitik und Förderinstitutionen gesetzten Rahmenbedingungen,
- sowie mögliche Risiken im Zuge der digitalen Transformation.

Die Zwischenergebnisse des Fu-PusH-Projektes zeigen bereits sehr deutlich die Unterschiede im Forschungs- und Publikationsverhalten sowohl zwischen den Geisteswissenschaften und den so genannten MINT-Disziplinen als auch innerhalb des disziplinären Spektrums der Geisteswissenschaften selbst.

In diesem Zusammenhang soll die Frage verfolgt werden, inwieweit fachspezifische Publikationskulturen auch unterschiedliche technische und konzeptionelle Lösungen im Bereich der erweiterten Publikationen erfordern. Herausforderungen werden besonders bei Fragen der technischen Standardisierung zur Gewährleistung von Interoperabilität deutlich. Zudem zeigen sich Risiken, die generell von Technologien im Kontext der Digital Humanities ausgehen. Zum einen liegen bisher kaum Erfahrungswerte vor, mit denen sich eine tatsächliche Relevanzbewertung von Informationsinfrastrukturen bzw. Publikationsszenarien vornehmen lässt. Zum anderen besteht die Gefahr, dass neue technische Dispositive bestimmte Forschungs- und Erkenntnispraxen begünstigen und dafür andere weniger angemessen berücksichtigen.

Dies unterstreicht die Bedeutung der Modellierung komplexer Szenarien bevor Innovationsschritte angestoßen werden, da naturgemäß der Erfolg derartiger technischer Entwicklungen maßgeblich von der Passung mit dem tatsächlichen Bedarf und den Erwartungen – auch perspektivisch – der jeweiligen Zielgruppen abhängt. Insofern, und dies ist eine zentrale Erkenntnis auch des Fu-PusH-Projektes, müssen Schritte von Seiten der Infrastruktureinrichtungen, die die Forschungsrealität der Wissenschaftsgemeinschaften betreffen, im Dialog mit diesen erarbeitet werden.

Das Poster bildet ausgewählte Ergebnisse aus einem Sample qualitativer Befragungen mit FachwissenschaftlerInnen ab und schlüsselt diese anhand der oben genannten Kategorien auf. Es eröffnet damit einen ersten Einblick in ein Perspektivbild für digital gestützte geisteswissenschaftliche Forschungs-, Publikations- und Kommunikationspraxen, das nach der Gesamtauswertung der in Fu-PusH erhobenen Daten sichtbar werden soll.

Social Media, Wissenschaftsforschung und das Kreditierungsproblem nicht-konventioneller Formen der Fachkommunikation

2015-02-03

Eine Notiz von Ben Kaden (@bkaden)

Im Oktober 2013 veröffentlichte Diane Harley vom Center for Studies in Higher Education, University of California, Berkeley in *Science* einen Aufsatz, in dem sie sich mit Nachdruck für eine intensive Forschung zu den tatsächlichen Ansprüchen und Anforderungen von Fachgemeinschaften bei der wissenschaftlichen Kommunikation aussprach. Ausgangspunkt war die allgegenwärtige Prognose einer sich durch digitale Kommunikationstechnologien massiv verändernden Kommunikations-, Publikations- und letztlich auch Forschungspraxis:

„Over two decades many have predicted that models of scholarly communication enabled by emerging technologies will transform how research is conducted, disseminated, and rewarded. The transformation would be driven by new generations of scholars weaned on file sharing, digital piracy, Facebook, Twitter, and yet-unrealized social media technologies. „

Die wahrnehmbaren wirklichen Verschiebungen sind jedoch eher verhalten und weniger durch die technischen Möglichkeiten als durch persönliche Motivation, inhaltlichen Veränderungen im Wissenschaftsfeld und der Kreditierungspraxis der jeweiligen Disziplin geprägt. (vgl. Harley et al, 2010) Dies deckt sich weitgehend mit den bisherigen Erkenntnissen aus den Fu-PusH-Befragungen, wobei sich die Rolle der technologischen Möglichkeiten dort verändert, wo sie tatsächlich zum Beispiel bei der Verbreitung von Inhalten maßgebliche Vorteile (bei überschaubarem Aufwand) bringen. In der Studie aus dem Jahr 2010 wird noch vermerkt:

„Blogs, RSS feeds, wikis, Twitter, etc., were not cited as common ways in which scholars broadcast and receive information.“ (Harley et al, 2010, S.14)

In den Fu-PusH-Interviews bestätigte dagegen ein größerer Anteil der Befragten (genauere Angaben geben wir nach Abschluss der Auswertung), dass diese Medien eine Rolle in ihrem wissenschaftskommunikativen Verhalten und auch im Informationsverhalten spielen. Die Ergebnisse der Studie und unserer Interviews sind sicher nicht direkt vergleichbar. Es zeichnet sich jedoch auch generell ab, dass in den vergangenen fünf Jahren spürbar Einstellungswechsel gegenüber „sozialen“ Medienformen erfolgten, wenngleich viele der bei Fu-PusH Befragten zugleich betonten, dass sie sich als Ausnahmen in ihrer Fachgemeinschaft sehen. Dennoch sind sie, wie der Blick in die *Social-Media*-Landschaft unschwer zeigt, keinesfalls mehr vereinzelte Pioniere. Zumindest Teilgemeinschaften ihrer Fachcommunities werden mit diesen Streumедien sehr gut erreicht und spätestens das Interesse an Social-Media-basierten Altmetrics auch von großen Playern im Wissenschaftssystem zeugt von bereits erheblicher Relevanz derartiger Medienformen. Als Forschungsfrage wäre nun beispielsweise interessant zu untersuchen, (a) ob mittlerweile weitgehend getrennte Kommunikationssphären entstanden sind (mit Social Media / ohne Social Media), (b) inwieweit sich dies in den Karriereverläufen niederschlägt und (c) ob es Brücken- und Vermittlungsakteure gibt?

Die von Harley in ihrem Artikel in *Science* aufgeworfene Aussage:

„It is questionable whether new forms of scholarship outside of the traditional peer reviewed formats, including large data sets, will easily receive equivalent institutional credit.“ (Harley, 2013)

können wir nach den Interviews für die Gegenwart präzisieren. Dass neue Publikationsformen – die in den (deutsch-

sprachige) Geisteswissenschaften übrigens weniger am nicht erfolgten Peer Review auszumachen sind, sondern mehr daran, dass sie nicht in klassischen, also fachgemeinschaftsüblichen Verlagspublikationen erscheinen – nicht äquivalent zu den etablierten Formen und Formaten kreditiert werden, ist keinesfalls fraglich. Sondern ein Fakt. Gerade bei der Arbeit an Primärquellen, also etwa dem Aufbereiten, Erschließen und Annotieren, wird eine angemessene Kreditierung solcher Forschungsschritte als Desiderat benannt. Und u.a. in diesen Tätigkeiten liegen bekanntlich die Stärken der Digital Humanities, die somit fast zwangsläufig auf ein Kreditierungsproblem zusteuern. Sofern zu ihrem Konzept eines Tages ein fachkultureller Konsens erreicht sein sollte, könnten sie dennoch nicht zuletzt aufgrund des Kreditierungsproblems in der Rolle der Hilfswissenschaft und sogar womöglich Infrastrukturpraxis stecken bleiben. Gerade deshalb ist also Herausforderung in diesem „emerging field“, die Lücke zur wissenschaftlichen Kreditierbarkeit ihrer Leistungen zu schließen. Wobei bisher offen bleibt, ob dies zwangsläufig so aussehen muss, wie es Harley beschreibt:

„These outputs must be peer reviewed—and must be accompanied by an “interpretive” argument to receive such credit.“ (ebd.)

Man kann zweifellos feststellen, dass technische Möglichkeiten allein keinesfalls zu Verschiebungen im wissenschaftlichen Kommunikationsverhalten führen. Klar ist auch, dass Wissenschaft vor allem ein soziales Geschehen ist, das auf – im Wissenschaftsideal: selbst verhandelten – Werten, Regeln und Normen aufsetzt. Aus (und auf) diesem Grund müssen eine Technikentwicklung und eine Technologieforschung notwendig immer in Beziehung zu den von ihr betroffenen Fachkulturen und –gemeinschaften (sozialwissenschaftlich) untersucht werden. Daher freut uns von Fu-PuSH natürlich außerordentlich, wenn Harley in ihrem Ausblick unseren Ansatz bestätigt und dies noch dazu mit Bezug zu einem zentralen Ausgangspunkt des Projektes, nämlich die Idee der erweiterten Publikationen (vgl. zum Konzept der enhanced publications auch Bardi, Manghi 2014):

„Do we know if most readers want publications bursting with embedded data and linked commentary (with possibly exorbitant production costs), or smaller slices of curated scholarship, as represented in traditional publication formats? Surveys with good response rates and discipline-based ethnographic studies could help answer this and the other questions posed above.“

Quellen:

Bardi, Alessia; Manghi, Paolo (2014). *Enhanced Publications: Data Models and Information Systems*. In: *LIBER Quarterly*, Vol. 23, Nr. 4, S. 240–273, apr. 2014. Online verfügbar: <http://liber.library.uu.nl/index.php/lq/article/view/8445/9825> (Ein ausführliches Referat dieses Aufsatzes gibt es auch im LIBREAS:Tumblr.)

Harley, Diane (2013): *Scholarly Communication: Cultural Contexts, Evolving Models*. In: *Science*, 4 October 2013. Vol. 342 no 6154, S. 80–82. DOI: 10.1126/science.1243622 Online verfügbar: <http://www.sciencemag.org/content/342/6154/80.full> bzw. als Preprint: <http://www.cshe.berkeley.edu/publications/scholarly-communication-cultural-context-evolving-models>

Harley, Diane; Acord, Sophia Krzys; Earl-Novell, Sarah; Lawrence, Shannon; King, C. Judson (2010): *Assessing the Future Landscape of Scholarly Communication. An Exploration of Faculty Values and Needs in Seven Disciplines*. Berkeley: Center for Studies in Higher Education, UC Berkeley. Online verfügbar: <http://escholarship.org/uc/item/15x7385g>.

Ein Blick in die Zukunft der wissenschaftlichen Kommunikation. Im Harvard Magazine

2015-02-04

Eine Notiz von Ben Kaden (@bkaden) zu

Craig A. Lambert (2015) In: Harvard Magazine, January-February 2015

In der aktuellen Ausgabe des *Harvard Magazine* nimmt sich der langjährige und gerade in den Ruhestand eingetretene Redakteur Craig A. Lambert der Frage nach der Zukunft des wissenschaftlichen Kommunizierens („scholarly communication“) an.

Der Ausgangspunkt ist ein ökonomischer – Lambert bezieht sich auf die im vergangenen Jahr viel diskutierte Arbeit *Capital in the Twenty-First Century* von Thomas Piketty. Und auch uns wird während der fortlaufenden Auseinandersetzung mit der Frage, wie sich die geisteswissenschaftliche Fachkommunikation verändert und mehr noch, wie sich diese Veränderung gestalten lässt, zunehmend bewusst, welche immense Rolle die Kategorie der Wirtschaftlichkeit spielt und zwar weniger auf Seiten der publizierenden WissenschaftlerInnen sondern viel mehr auf der Seite der Akteure, die die Rahmenbedingungen dieser Kommunikation koordinieren.

Über diese kommen die Probleme jedoch wieder zu den Wissenschaftlern zurück, wie Lambert am Beispiel der nach wie vor fast unverrückbar gegebenen Kopplung von Karrierechancen und Buchpublikationen in den meisten geisteswissenschaftlichen Disziplinen erläutert:

„The current reduction in library purchases of specialized titles, for example, is squeezing monographs out of the market, and in this way affecting the academic job market. A monograph has typically been a young scholar's first book, often developed from a doctoral dissertation. Although uncommon in academia prior to the 1920s, monographs served as a staple of tenure reviews in American universities in the second half of the twentieth century, especially in the humanities. Academic presses now publish many fewer of them, and their disappearance creates a dilemma for junior scholars already worried about the scarcity of jobs: if there is no monograph, what evidence do you adduce to support your case for tenure“

Weder die Fachgemeinschaften noch die Infrastrukturanbieter noch andere Akteure haben trotz allem Hineindringen von alternativen Publikationsoptionen in das wissenschaftliche Publizieren bisher eine angemessene fachkulturelle Kompensation für dieses Problem durchsetzen können. Hier möglichst bald gemeinsam eine transformationsbegleitende Lösung zu finden, ist freilich gerade aus Sicht der NachwuchswissenschaftlerInnen außerordentlich relevant. Denn eine elektronische Open-Access-Dissertation mag zwar beim Rechenzentrum technisch publizierbar und in den Prüfungsordnungen als zureichende Publikationsform verankert sein. Solange sie aber nicht als standesgemäße und einer Monographie gleichwertige Publikation in der Community wahrgenommen wird, ist sie für alle in einer Geisteswissenschaft Promovierenden, die in der Wissenschaft eine Karriere anstreben, in der Regel keine Option.

Dass weniger Monographien von den Bibliotheken erworben werden und damit der Markt für dieses Produkt schrumpft, liegt u.a. auch an der Wissenschaftskommunikation der Anderen, nämlich der Zeitschriftenwissenschaften, die sich ungeachtet aller Alternativen nach wie vor in der Schraubzwinge steigender Subskriptions- und vielleicht demnächst auch zunehmender Publikationsgebühren befinden (zu den Hintergründen des so genannten *Double-Dipping* vergleiche auch einen aktuellen Aufsatz von Bernhard Mittermeier in der Zeitschrift *Informationspraxis*). Die Zeitschrift *Science* kostet im Jahr immerhin derzeit, wie der Artikel vermerkt, \$26,675 im Jahr. Und so liest man im Jahr 2015:

„Even Harvard has curtailed subscriptions.“

Die Alternative, die im Aufsatz Lamberts unter der Bezeichnung „Free Scholarship“ entworfen wird, funktioniert andererseits nur bedingt in der Praxis. Denn nach wie vor gilt, womit Stuart Shieber zitiert wird:

„If you want to read something in *Cell*, for example, you have to pay Elsevier, which owns *Cell*—and if you don't like their price, you're out of luck.“

Dazu addiert sich für die Zeitschriftenfächer, dass die WissenschaftlerInnen, wie Lambert ausführt, bei der Wahl zwischen den prestigeträchtigsten Journals (meist closed access) und der größten Reichweite (maximal bei Open Access) sich fast naturgemäß für Variante 1 entscheiden. Auch deshalb bleibt es beim *Rich-get-richer*-Prinzip.

Was den Aufsatz Lamberts abseits dieser trüben Gegenwartsbeschreibungen der Publikationsökonomie aus der Perspektive der *Future Publications* interessant macht, ist, dass er eben mit einem Blick in die Zukunft der wissenschaftlichen Publikationsformen endet.

Er, bzw. die von Lambert zitierte Bibliothekarin Sarah Thomas, setzt dabei auf den Topos von statisch vs. dynamisch:

„We're having a kind of shift away from formal publications that are relatively static. In the old days, a published book would be bound between covers and sit on the shelf for centuries, maybe with some marginalia added. Now publishing has become dynamic: not individual authors, but multiple authors acting to create across geographical regions and across time.“

Praktisch zeichnen sich diese Effekte freilich bisher vor allem im Produktionsprozess ab und am Ende der Kette liegt meist doch wieder das gebundene Buch auf dem Tisch (für die Gründe siehe u.a. oben). „A kind of shift“ klingt daher angemessen unbestimmt. Auch für die *Sciences* hebt Sarah Thomas eher schwache Entwurfsprosa:

„Think about scientific publication. For centuries, the journal article has been the form in which scientists communicated. Now, it's more likely to be an idea put out online by multiple labs, and it may change from day to day. You get alerts; there will be new information added; you'll get corrections.“

Technisch ist das und noch viel mehr möglich. Hier und da drehen die Anbieter auch an entsprechenden Rädchen. Aber eine Revolution hin zu liquiden Dokumenten ist auch hier noch nicht zu beobachten (für die Gründe siehe u.a. oben). Diesbezüglich wohnt man noch ziemlich in der reinen Möglichkeit. Daher ist auch das „may“ im Ausblick passend gesetzt:

And academic careers may assume new forms. A few years ago, art historian Shearer West, now head of the humanities division at the University of Oxford, observed that in the future, scholars will publish one great book, and one great digital project.

Formal zeigen sich die von Lambert als zukunftsweisend gepriesenen Publikationen des Harvard metaLAB bisher vor allem als einige aktuelle Trends des Informationsdesigns aufnehmende Traditionalisten, die mit beiden Deckeln fest dem Printzeitalter verschrieben sind. Vielleicht ließen sie sich derzeit auch noch nicht in anderer Form verkaufen.

Warum die Wissenschaft so sehr am PDF-Format hängt

2015-02-06

Eine Vermutung von Ben Kaden (@bkaden)

Nicht selten entspricht das elektronische Publizieren in der Wissenschaft auch im Jahr 2015 einem Publizieren in HTML und PDF. Dass das so ist, zeigt, dass es offenbar für die so erfolgende Kommunikation von Wissenschaft als ausreichend angesehen wird. Es zeigt aber auch, dass das Denken im PDF, also der starreren und daher für die Publikationsgestaltung maßgeblichen Form, weitgehend eine Fortsetzung der Printkultur mit elektronischen Mitteln darstellt. Sehr gut zusammengefasst findet sich dieser Umstand u.a. in einer Rezension zu einem Buch der Medienwissenschaftlerin Lisa Gitelman, das den schönen Titel *Paper Knowledge: Towards a Media History of Documents* trägt. (Das Buch erschien 2014 bei der Duke University Press, Durham, London.)

Gitelman ends her book with a chapter on the history of the PDF, a format that has become probably the most ubiquitous file in the digital age. Unlike other digital documents that allow text and images to reflow according to fit a screen, the PDF reflects the rigidity and simplicity of the photocopied document. It is the ideal subject to close this study. The history of our reliance on documents throughout the twentieth century corresponds to an increased comfort with technology in the workplace. Gitelman's refers to the research done by Abigail Sellen and Richard Harper in *The Myth of the Paperless Office* to shows that paper consumption increased as computers became essential office equipment. The PDF reflects the sense of ownership and attachment that were new concepts to workers a generation earlier. Unlike the born digital format of e-mail or the web, a PDF is an analog for the paper document stuffed away in a filing cabinet.

Eine markierte Textstelle aus der PDF-Fassung der Book Review von John Rodzvilla.

Dass das PDF-Format die vermutlich am weitesten verbreitete digitale *Post-Paper*-Variante darstellt ist jedem bekannt. Auch Rodzvillas Rezension in *Public Research Quarterly* wurde nach diesem Verfahren veröffentlicht. Den Grund für die gleichbleibende Beliebtheit des PDF-Formats benennt der Text in der oben stehenden Textstelle: die Stabilität und Simplizität einer Fotokopie. Ein PDF ist nicht *nicht* veränderbar. Aber es bedarf schon eines erheblichen Aufwands und ist im Format eigentlich nicht vorgesehen. Das PDF ist die eindeutige Fassung eines Dokumentes, die problemlos (zurück) auf das Papier gebracht werden kann. Oder, wie Rodzvilla schreibt, ein Analogon des Papierdokumentes für den Aktenschrank.

Andererseits sind PDFs als digitale Objekte eine interessante Zwischenform zwischen den, wenn man so will, beweglicheren anderen digitalen Textformaten und der u.a. für ein detaillierte automatische Indexierung lange Zeit verschlossenen Variante digitaler Bildformate. Lisa Gitelman erklärte dazu in einem Interview für das *Digital-Preservation*-Weblog der *Library of Congress*:

„Users tend to imagine PDFs primarily in contrast to other formats with which they are familiar: paper, yes, but also other digital formats like *.doc or *.htm or *.jpg. Like older, non-electronic formats, PDFs can feel fixed, locked, in comparison to other digital formats for text at the same time they can feel “smart” in comparison with digital formats for images.“

Ein wichtiges Merkmal, vielleicht auch ein entscheidender Vorteil des PDF-Formats ist (oder war?) die *Printability*.

Gerade weil die elektronische bzw. digitale Verarbeitung von Text und die Dissemination über digitale Netzwerke die Arbeit mit Dokumenten (bzw. Texten) weitgehend flexibilisiert, ihnen also, wenn man möchte, das materiell Gegenständliche nimmt, erzeugt die Stabilität und Geschlossenheit des PDFs und damit die Beibehaltung einer eindeutigen Objektivität eine ganz neue Möglichkeit: die Dokumente sind individuell vor Ort und on demand in einer verbindlichen Form druckbar. Für alle, denen daran liegt, dass es eine eindeutige Fassung ihrer digitalen Daten gibt (insbesondere gilt dies natürlich für Formulare) ist das die perfekte Lösung.

Abigail J. Sellen und Richard H.R. Harper vermerkten vor 12 Jahren entsprechend in ihrem Kapitel zur Zukunft des Papiers in ihrer Arbeit zum *Myth of the Paperless Office*, dass die digitalen Veränderungen nicht zum Verschwinden des Papiers führen werden. Das neue Möglichkeitsspektrum für die Wissensarbeit der von ihnen gesehenen Zukunft, vom *home office* und *mobile working* bis hin zur Verlagerung der Archivierung von Materialien von gedruckten zu digitalen Ablagen, hat auch diese Folge:

„We can also see that as printing technologies begin increasingly inhabit our homes, so too will printing in the home be in the increase.“ (S.209)

Die Frage ist nun 2015 angesichts der weitreichenden und 2002 noch nicht so absehbaren Etablierung mobiler Anzeige- und Interaktionsgeräte, ob es sich dabei jenseits bürokratischer und diesseits textkommunikativer Zusammenhänge nicht doch um einen Übergangszustand handelte. Noch ist das PDF das digitale Archivformat der Wahl. Aber es ist vielleicht nicht mehr die primäre Rezeptionsform auch längerer digitaler Texte. Jedenfalls außerhalb des Wissenschaftsbetriebs.

Die E-Paper beispielsweise der Frankfurter Allgemeinen Zeitung bieten eine html-Ansicht und eine .jpg-Bilddatei der jeweiligen Zeitungsspalten. Die PDF-Option sucht man dagegen vergeblich. Typische Longread-Anbieter wie der *New Yorker* ermöglichen das Ausdrucken direkt aus dem HTML, wobei die Druckfassung der Webseite minus einiger Randelemente entspricht. Webbrowser auf Mobilgeräten besitzen eine *Reader*-Funktion, die jeden HTML-Text halbwegs ohne Beiwerk (Navigationselemente, dynamische Elemente, Werbung) in einer lesbaren Form ausgibt. Sich etwas über das Smartphone als Zwischenmedium auszudrucken ist dagegen nicht vorgesehen.

Bei wissenschaftlichen Textanbietern findet man vergleichsweise seltend Anpassungen für eine mobile Lektüre. Der Abruf eines aktuellen Aufsatzes vom durchaus auf Innovativität setzenden *Scienceopen*-Portals mit der Readerfunktion des Smartphone-Browsers zeigt zum Beispiel aus unerklärlichen Gründen einzig die Bibliografie. Der PDF-Download des Aufsatzes ist möglich, hat aber eine Dateigröße von 2,16 MB. Das mag für Schreibtischanschlüsse kein Problem sein. Für die mobile Nutzung sind solche Größen und das Dateiformat jedoch aus verschiedenen Gründen unpraktisch.

Dass die Wissenschaft für ihre formale Kommunikation dennoch weiterhin massiv auf PDF setzen, dürfte allerdings weniger seine Ursache darin haben, dass Wissenschaftler nicht mobil Texte lesen. Sondern in etwas, was Gitelman im Gespräch mit dem Blog der Library of Congress betonte:

„Because PDF technology involves a separation between those who create files and those who merely read them—with a PDF reader application—the technology helps to structure authorship [...]“

Wo sie die Textkontrolle im Sinne vielleicht auch einer Werkherrschaft im kommerziellen Bereich sieht, lässt sich für die Wissenschaft und insbesondere für die Geisteswissenschaften festhalten, dass die Verknüpfung der Autorenschaft mit einer Aussage und mit einem vom Autor vorgegebenen Fassung eine weitaus größere Rolle spielt als beispielsweise bei einer Nachrichtenseite. (Nachweisbare) Autorschaft ist in der Wissenschaft die wichtigste Form, soziales Kapital zu akkumulieren. Eine wissenschaftliche Publikation soll vielleicht nicht ausschließlich in einer fixen autorisierten Variante rezipierbar sein. Aber es sollte sie zumindest für das Archiv und für eine eindeutige Zitierbarkeit in einer solchen geben. Man braucht also eine absolut fixierte, zeit- und anzeigestabile Digitalfassung eines wissenschaftlichen Textes. Daraus könnte sich die unverminderte Dominanz des PDF-Formats in der Wissenschaft erklären lassen.

Die Frage, was sie von sich in der Wissenschaft entwickelnde „beyond the PDF“-Bewegungen hält, beantwortete die Expertin Gitelman übrigens hoffnungsvoll ratlos:

„It may be that future protocols for scholarly communication can displace current publication norms, I don't know. I'm hopeful.“

Trevor Owen: *The PDF's Place in a History of Paper Knowledge: An Interview with Lisa Gitelman*. In: The Signal. Digital Preservation. 16.07.2014

John Rodzvilla: In: Publishing Research Quarterly. [Online First Articles] 18.12.2014. DOI: 10.1007/s12109-014-9391-2

Abigail J. Sellen, Richard H.R. Harper: *The Myth of the Paperless Office*. Cambridge, London: MIT Press, 2002

University Presses, 1955 und 2015

2015-02-09

Eine Notiz von Ben Kaden (@bkaden)

Wer die Rolle der Verlage in den Geisteswissenschaften verstehen möchte, profitiert möglicherweise von einem Blick zurück. Vor ziemlich exakt 60 Jahren erschien in der Zeitschrift *The Nation* ein kurzer Artikel von Victor Reynolds, damals Chef der Cornell University Press, über die Funktion der Universitätsverlage in den USA, also der *University Presses*, die zu diesem Zeitpunkt immerhin bereits auf eine 85-jährige Geschichte zurückblicken konnten. Die von der *Association of American University Presses* herausgegebene und von Reynolds zitierte Rollenbeschreibung umfasst drei Aspekte:

1. Sie publizieren Forschungsergebnisse zum Nutzen anderen Wissenschaftler, also der Wissenschaftsgemeinschaft.
2. Sie publizieren lesbare und authentische Interpretationen dieser Forschung für eine allgemeine Öffentlichkeit („for the layman“).
3. Sie publizieren Bücher, die die regionale Kultur und Geschichte behandeln.

Interessant sind aus Sicht der Wissenschaftskommunikation vor allem die Punkte (1) und (2). Wer die Folien von Peter Bekery von dessen Vortrag auf der *Academic Publishing in Europe (APE)* aus dem Januar 2015 dagegen hält, entdeckt eine bemerkenswerte Kontinuität. Der *Publishing-„Mix“* 2015 umfasst Monographien „by scholars, for scholars“, so genannte *Crossover Monographies* sowie regionalgeschichtliche Publikationen. Also exakt das, was man auch 1955 im Programm hatte. Dazu kommen Literatur (vorwiegend in Übersetzung), Lyrik, Lehrbücher und Zeitschriften.

University Presses: An Overview from Peter Bekery auf der APE 2015

Die Zahl der von diesen Verlagen publizierten Titel lag 1953 bei 1200, was 10 Prozent der gesamten Neuerscheinungen in den USA entsprach. Sie standen mehr oder weniger in Konkurrenz mit den kommerziellen Verlagen, aber eigentlich auch nicht. Denn ihnen fiel die Aufgabe zu, dort aktiv zu werden, wo kommerzielle Verlage eher kein Geschäft erkennen können: Beim Publizieren von wissenschaftlichen Titeln. Die Entscheidung zur Publikation in einem Universitätsverlag „is based on scholarly merit and usefulness, not on possible profit.“

Dies dürfte ähnlich für das literarische Programm der Universitätsverlage gelten, die damit im Prinzip literaturwissenschaftliche Forschungsgegenstände unabhängig davon zugänglich machen, ob sich ein Publikumsverlag auf die jeweiligen Texte einzulassen bereit ist.

Reynolds sah entsprechend, dass die kommerziellen und die Universitätsverlage unterschiedliche Absatzfelder ansprechen. Und die lagen überwiegend im geisteswissenschaftlichen Bereich. Von den 1200 Titeln kam mehr als die Hälfte aus diesem, ein Drittel aus den Sozialwissenschaften und nur ein Sechstel aus den *Sciences*. Auch bei Berkery dominieren die geisteswissenschaftlichen und die sozialwissenschaftlichen Bücher (Folie 6). Als Qualitätssicherung erwähnt er bei der Gelegenheit zwei Elemente als unverzichtbar: Peer Review und ein (vergleichsweise) sorgfältiges Lektorat.

Interessant in Reynolds Text wenn auch kaum überraschend an den *University Presses* ist weiterhin, dass sie mit ihrem Programm grundsätzlich eng an die Mutterinstitution, also die Universität gebunden sein sollten. Sie sollte vor allem deren Forschung bzw. Interessen spiegeln. Reynolds erwähnt Überlegungen,

„that the faculty of the university may be expected to provide manuscripts for at least a third of the books published“.

Assoziationen zu inneruniversitären Debatten um Open-Access-Repositoryen scheinen hier nicht so abwegig und mit ein wenig mehr Zeit könnte man in eine vergleichende Diskursanalyse einsteigen. Legt man beide Ansätze gegeneinander, sieht man freilich auch die Lücke, die für die Wissenschaftler, wie die Fu-PusH-Befragungen ergeben, häufig entscheidend ist. Die mehr auf das Produkt Buch als den digitalen Kanal konzentrierten Universitätsverlage bieten im Idealfall (bzw. laut Berkery unverzichtbar) einen Schritt der Qualitätsveredelung des Outputs, den Repositoryen in der Regel nicht abdecken können. Bei Gelegenheit empfiehlt sich sicher ein vertiefender Blick auf Akteure, die im Feld der Open-Access-Monographien genau in diese Lücke drängen. Unklar bei der Aussage von Reynolds ist, ob der Richtwert von „ein Drittel“ an den Universitätsverlag, also die verlagsseitige Akquise, oder die Wissenschaftler, also die einen Verlag suchenden Autoren, adressiert war.

Waren Universitätsverlage grundsätzlich und erklärtermaßen nicht darauf aus, Profite zu erwirtschaften, sondern Zugang zu relevanter Forschung zu ermöglichen, so mussten sie doch wirtschaftlich arbeiten. So war es auch 1955 notwendig, die Ressourcen zu bündeln und zum Beispiel den Vertrieb gemeinschaftlich zu organisieren. Die University of Chicago Press übernahm beispielsweise die Pflege einer Adress- und Mailing-Liste. Die Yale University Press koordinierte die Präsentation von Titeln der Verlage beispielsweise auf den Treffen von Fachgesellschaften. Cornell University Press kompilierte monatliche Neuerscheinungs-Newsletter und die University of Illinois Press halbjährlich annotierte Bibliografien, die an 200.000 Wissenschaftler verschickt wurden.

Im Jahr 2015 gerät das Finanzierungsmodell der Verlag, so Berkery, durch drei Aspekte unter Druck (Folie 7): Open Access, eine *Channel Disruption*, also die Veränderung der Vertriebswege zum Beispiel durch E-Books und entsprechende Machtkonzentrationen bei Akteuren wie Amazon, sowie die Verschiebung in den Bibliotheksbudgets, die häufig zu einer Verkleinerung des Etats für den Ankauf von Monographien führen. Umso wichtiger für das Bestehen der Universitätsverlage ist daher offenbar die Kooperation mit Partnern auch außerhalb ihres Geschäftsfeldes, wozu unter anderem Bibliotheken und Bibliotheksverbände gehören (Folie 9). Was Berkery als Outreach bezeichnet, könnte man auch prinzipiell als wechselseitige Öffnung begreifen. Denn dass es Publikationspartner gibt, die weitgehend *no-profit*-orientiert mit entsprechenden Know-How hochwertige Produkte geisteswissenschaftlicher Fachkommunikation in zeitgemäßen Medienformaten erstellen, vermitteln (und zur Gegenfinanzierung verkaufen), dürfte tatsächlich auch im Interesse von wissenschaftlichen Bibliotheken sein. Die Publikationsbedingungen der Gegenwart sind nicht weniger komplex als vor 60 Jahren. Eher im Gegenteil. *Self-Publishing* ist, wie sich zeigt, nur eingeschränkt eine Option. Institutionen die nach Relevanz und Qualität filtern sind nicht verzichtbar. Es liegt auf der Hand, dass Bibliotheken, Verlage und auch andere Akteure, die die oben zitierten Werte der *University Presses* teilen, an dieser Stelle ihre Aufgaben im Prozess der Wissenschaftskommunikation haben.

Quelle: Victor Reynolds (1955): *Refuge to the Scholar. The University Press...* In: *The Nation*, April 30, 1955, S.366-367

(Für einen aktuellen und ausführlichen Artikel zur Situation und den Herausforderungen an die *University Presses* siehe Scott Sherman (2014) *University Presses Under Fire. How the Internet and slashed budgets have endangered one of higher education's most important institutions*. In: *The Nation*, May 26, 2014.)

Demnächst: Ein Open-Access-Journal in den Altertumswissenschaften. Eine Notiz zu Digital Classics Online

2015-02-13

von Ben Kaden (@bkaden)

An der Universität Leipzig wird ab diesem Frühjahr ein *peer reviewed* Open-Access-Journal mit dem Namen *Digital Classics Online* erscheinen. Das meldete gestern die Universität Pressemitteilung: „Digital Classics Online“: Leipziger Historiker geben neue elektronische Zeitschrift heraus.

Inwieweit Aspekte des *Enhanced Publishing* dort einfließen werden, ist noch nicht erkennbar. Von der Ausrichtung und der Verortung im Digital-Humanities-Bereich würde das aber ausgezeichnet passen. In der Pressemitteilung betont die Mitherausgeberin Charlotte Schubert zudem:

„[D]ie technischen Möglichkeiten in der Wiedergabe von Multi-Media-Inhalten sind neu und waren bisher so nicht realisierbar.“

Das Konzept von *Digital Classics Online* fasst in jedem Fall genau das zusammen, was uns in den Fu-Push-Befragungen regelmäßig als Perspektive für digitale Geisteswissenschaften beschrieben wurde:

„Neue Möglichkeiten der Datengenerierung und -analyse, der Visualisierung und Textqualität sowie Fragen der Quellen- und Textkritik im Hinblick auf digitale Editionen oder in digitalem Format erzeugte Quellen ermöglichen neue Wege der historischen Analyse. Die erheblich gewachsene Internationalität der historischen Forschung, die im digitalen Zeitalter immer weniger standortgebunden arbeitet, bringt neue Formen der Fachkommunikation hervor; auch Altertumswissenschaftler/innen sind zunehmend auf frei zugängliche, in hoher Qualität erschlossene Literatur- oder Quellenbestände und auf netzgestützte Möglichkeiten gemeinsamer Forschung und Publikation angewiesen.“

Werkzeuge für digitale und kollaborative Forschung unterstützende Forschung (a), eine entörtlichte Fachkommunikation (b) und ein umfassender und direkter Zugang zum Forschungsmaterial (c) sind also die Ansprüche dieser Art von Wissenschaft, die damit zugleich neue Annäherungen an ihre Gegenstände sowie Abbildungsformen für ihre Ergebnisse sucht und vielleicht auch findet.

Programmatisch begibt sich die Zeitschrift, wie man liest, mitten hinein in das Kerngebiet der Digital Humanities als ein sehr auf Datenverarbeitung und -visualisierung orientiertes Forschungsprogramm. Das schließt die Beschäftigung mit den technischen und infrastrukturellen Rahmenbedingungen solcher Wissenschaft und wissenschaftstheoretische und methodologische Fragen mit ein:

„Vor diesem Hintergrund richten sich die **DIGITAL CLASSICS ONLINE** an Wissenschaftler/innen und Nachwuchswissenschaftler/innen, die sich mit multimedialen Informationen und Diskursen beschäftigen, die unter anderem durch große Datenmengen und -typen entstehen. Erwünscht sind Beiträge aus allen Bereichen, die sich mit Methoden beschäftigen oder diese anwenden, mit denen Fragestellungen und Probleme der Altertumswissenschaften, insbesondere der Alten Geschichte, Klassischen Philologie und Klassischen Archäologie und ihrer Nachbarfächer zu erschließen und darzustellen sind, die nach methodisch-theoretischen Grundlagen digitaler Praktiken fragen (wie z.B. Datenformate, Beschreibungsstandards, Webtechnologien, Datenbanken, Programmiersprachen und Visualisierungen in den Altertumswissenschaften), aber auch nach Chancen wie Grenzen virtueller Forschungsumgebungen, und nach neuen

Wegen suchen in der Qualifizierung und der Nutzung digitaler Elemente in der altertumswissenschaftlichen Lehre.“

Einige erste Beiträge sind bereits angekündigt. Inwieweit sie den nicht wenig ambitionierten Anspruch eines derart umfassenden Diskurses über die digitalen Altertumswissenschaften und ihre Bedingungen einlösen, wird man im Mai nach Erscheinen der ersten Ausgabe sehen.

Auffällig ist zunächst auch, mit welcher Ausführlichkeit das Herausbergremium der Zielgruppe die Bedingungen der Zeitschrift als (a) elektronisch und (b) Open Access erläutert. So findet sich in einer Rubrik „Vorteile der Neuerung für die Autoren“ folgende Liste:

- Ihr Beitrag ist deutlich schneller publiziert, er ist früher für Dritte zitierbar und zitierpflichtig.
- Ihr Beitrag ist dank Open Access leichter und breiter verfügbar – Sie erreichen mehr Leser, und das weltweit.
- Ihr Beitrag kann in der Online-Fassung durch zusätzliche Materialien („supplemental material“) bereichert werden.
- Abbildungen, die aus technischen Gründen heute oft nicht in die Druckfassung übernommen werden können, sind in guter Auflösung und als Farbabbildungen möglich. Ihre Daten (z.B. als Tabellen) können über ein Datenrepositorium mit dem Artikel direkt verlinkt werden, so dass eine neue Form der Datentransparenz ermöglicht wird (s. dazu unter „Informationen zum Datenrepositorium“). Dazu ist es erforderlich, die Metadaten in dem Tabellenblatt unter „Informationen zum Datenrepositorium“ auszufüllen und die Daten in einem entsprechenden Format (s. „Informationen zum Datenrepositorium“) zur Verfügung zu stellen.
- Ihr Beitrag ist besser für Suchmaschinen auffindbar, sie liefern exaktere Treffer auf Ihre Inhalte.
- Andere können Ihren Beitrag direkt über Links verknüpfen.

Mit den „supplemental material“ berücksichtigt die Neuerscheinung also auch ein Element erweiterter Publikationen. Ebenfalls interessant ist die Anbindbarkeit von zusätzlichen Daten bzw. Forschungsdaten. Erstaunlich ist, dass man dieser Fachgemeinschaft offenbar auch heute noch lieber mitteilt, dass Internetdokumente verlinkt werden können.

Digital Classics Online demonstriert also als Konzept sehr anschaulich, wie sich die Geisteswissenschaft in einer Art Zwischenstadium befinden. Einerseits werden sehr zeitgemäße Aspekte des elektronischen Publizierens (Open Access, Creative Commons, DOI-Vergabe, Forschungsdatenpublikation, Multimedia-Enhancements) wie selbstverständlich angeboten. Andererseits muss man sich noch immer in den FAQs mit „Warum online?“ erklären und den potentiellen AutorInnen mitteilen, dass sie statt Sonderdrucken auch einfach einen Link verschicken können. Fraglich ist allerdings, ob AutorInnen, die diese Erklärung brauchen, Maßgebliches zum Scope der Zeitschrift beizutragen in der Lage wären. Aber es ist dennoch sehr anerkennenswert, wie man sich um Breitenakzeptanz bemüht und aus der Ausführlichkeit dieses Erklärungsteils kann man durchaus mutmaßen, dass solche Angebote in bestimmten Fachgemeinschaften auch heute nicht ganz ohne Gegenwind eingerichtet werden können.

Zugleich rüstet man dann wieder überraschenderweise bereits für eine Zeit nach dem PDF und liegt nicht weit von der Front der Formatdiskussion (siehe zum Thema PDF und Wissenschaft auch diesen Beitrag) im Bereich des wissenschaftlichen Publizierens, wenn auch mehr aus dem Blickwinkel der Archivierung als aus dem der Präsentation:

„WAS GESCHIEHT MIT IHREM BEITRAG, WENN Z. B. IN NAHER ODER FERNER ZUKUNFT PDF ALS STANDARD-ARCHIVFORMAT FÜR TEXTE DURCH EINE NEUE TECHNIK ABGELÖST WIRD?

Ihr Text wird weiterhin in einer dann zeitgemäßen Weise verfügbar sein. Dazu werden ggf. Datenkonvertierungen u. a. nötig sein. [...]“

Warum man sich allerdings gerade bei einer Open-Access-Zeitschrift für einen RSS-Feed extra registrieren muss, bleibt unverständlich. Aber vielleicht liegt das auch an OJS.

Dessen ungeachtet ist *Digital Classics Online* unbedingt ein Publikationsprojekt in den digitalen Geisteswissen-

schaften, das wir im Auge behalten. Und wenn das nicht so einfach per RSS-Feed funktioniert, dann spekulieren wir einfach darauf, dass das Erscheinen der ersten Ausgabe seine Wellen auch über die üblichen Kanäle (=Twitter) zu uns schlägt.

Die Empfehlungen der BBAW zur Zukunft des wissenschaftlichen Publizierens

2015-06-01

Eine Anmerkung von Ben Kaden (@bkaden)

Im Deutschlandfunk konnte man unlängst einen Dialog hören, der alle, die sich permanent im Bereich digitaler Wissenschaftskommunikation und z.B. auch den *Digital Humanities* bewegen, noch einmal daran erinnern könnte, dass zwischen dem, was für sie selbstverständlich scheint und dem, was wissenschaftsgesellschaftlicher Mainstream ist, eine deutliche Lücke besteht. Benedikt Schulz unterhielt sich mit dem Wissenschaftssoziologen Peter Weingart über Open Access und führte zum Ende des knappen Interviews noch einmal eine Grundfrage an:

„Vielleicht mal mit Blick in die Zukunft: Wird denn digitale Publikation das wissenschaftliche Arbeiten an sich verändern?“

Für uns ist das ja eher ein Blick in die jüngere Vergangenheit, denn die Veränderung ist längst da und an vielen Stellen führte sie zu neuen Quasi-Standards. Peter Weingart betont dies ja auch in seiner Antwort:

„Ja, das hat sie ja schon. Der Einfluss ist erheblich, denken Sie nur an die Zugänglichkeit von Informationen über das Internet – nehmen wir meinetwegen Historiker oder auch Archäologen, die früher weite Reisen unternehmen mussten, um in irgendwelche Archive zu kommen, die können sich heute die Informationen aus dem Netz holen. Die Zugänglichkeit von Daten ist enorm gesteigert worden und hat das Arbeiten erleichtert. Auch die Manipulationen, die Sie mit den Daten vornehmen können, das sind alles Dinge, die durch die Digitalisierung fundamental verändert worden sind, und das wird auch sicherlich noch weitergehen, also diese Entwicklung ist nicht am Ende.“

Die Beispiele sind sicher für Radiointerviews typisch verkürzt und selbst wenn man Horst Bredekamps Betonung des Auratischen des Originals nicht für jedes Forschungsobjekt zustimmen mag, so gibt es durchaus nach wie vor in vielen Fällen gute Gründe, sich nicht auf Scans allein zu verlassen. Mitunter ist dagegen die Kombination des Originals mit dem Digitalisat der sinnvollste Forschungsansatz.

Mehr Spielraum zur Auseinandersetzung lässt da das Papier mit den „Empfehlungen zur Zukunft des wissenschaftlichen Publikationssystems“, das vergangene Woche an der Brandenburgischen Akademie für Wissenschaften auf einer Webseite mit der Maßgeblichkeit versprechenden Adresse www.publikationssystem.de veröffentlicht wurde und an dem auch Peter Weingart mitwirkte. Im Vorwort des Dokuments wird die aktuelle Situation des wissenschaftlichen Publizierens folgendermaßen umrissen:

„Das wissenschaftliche Publizieren unterliegt gegenwärtig dramatischen Veränderungen. Einerseits eröffnen die digitalen Technologien bislang ungeahnte Möglichkeiten: Sie versprechen einen nahezu unbegrenzten Zugang zu und eine schnelle Verbreitung von Publikationen und Daten. Die parallele Veröffentlichung von Forschungsdaten kann zu einer Verbesserung der Nachvollziehbarkeit von Forschungsergebnissen und zu einer erleichterten Nachnutzung im Rahmen weiterer Forschung führen. Andererseits verändert die Einführung dieser Technologien grundlegend die traditionelle Rolle der Bibliotheken und Verlage, was mit Risiken verbunden ist. Darüber hinaus stellen sich auch für die Wissenschaft neuartige Herausforderungen und Fragen, so etwa, ob die verschiedenen Spielarten von Open Access nicht auch zu einer Erosion von Qualitätsstandards führen können. Schließlich eröffnet die Digitalisierung des Publizierens ganz neue

Möglichkeiten der Beobachtung der Wissenschaft anhand formaler Merkmale: Die inzwischen flächendeckend in Universitäten und Forschungseinrichtungen eingeführten publikationsbasierten Leistungsindikatoren können – wenn sie mit finanziellen Anreizen verbunden werden – zu unbeabsichtigten Nebenfolgen, d.h. zu Veränderungen des Publikationsverhaltens führen.“

Ausgangspunkt ist also das *Versprechen* der Digitalisierung, dessen Kerneigenschaften, nämlich die vernetzte zeit- und raumunabhängige Streu- und Abrufbarkeit digital codierter Inhalte, freilich mittlerweile gar nicht mehr als solches verhandelbar scheint. Denn (anschlussfähige) wissenschaftliche Kommunikation, die nicht wenigstens digital unterstützt wird, ist heute kaum mehr denkbar. Daher ist die Differenz zwischen Benedikt Schulz' „Blick in die Zukunft“ und dem „gegenwärtig“ sehr wichtig.

Präziser könnte man vielleicht schreiben, dass die gegenwärtigen und vorwiegend digital geprägten technologischen Bedingungen diverse Zugangsvarianten ermöglichen, die man 2015 eigentlich nicht mehr zwingend als Veränderung sondern mehr als Optionen mit bestimmten Vor- und Nachteilen begreifen muss. Auf dieser Basis lässt sich dann verhandeln, welche Art(en) des wissenschaftlichen Publizierens in welchem Zusammenhang für die beteiligten Akteursgruppen (Wissenschaftler_innen als Autor_innen, Wissenschaftler_innen als Rezipient_innen, Infrastrukturanbieter, Verlage) am sinnvollsten sind.

Vordigitale Zeiten sind dabei in den meisten Fällen nur noch sehr eingeschränkt als Referenzpunkt geeignet, grundiert sich doch selbst die zeitgenössische Printkultur überwiegend digital. Es spricht jedoch nichts dagegen, sich von Erfahrungen aus 500 Jahren gedruckten Diskursen anregen zu lassen. Immerhin bzw. immergrün gibt es eine Empfehlung zur „Eindämmung des Mengenwachstums“, eine Nebenwirkung, die die Menschheit vermutlich seit Erfindung der Schrift herausfordert. Klaus Graf deutet dies in seinem kurzen Kommentar zum Papier so:

„Die Kritik am Mengenwachstum ist elitär.“

Eventuell ist sie aber auch schlicht trivial und der Fokus sollte, wie es im Text ja auch mit der „Informationsressource zur Beurteilung der Qualität von Gold Open Access Journalen“ (Empfehlung 15) angedeutet wird, auf qualitätsgewichtenden Filterverfahren liegen. Eine entsprechende bibliotheks- und informationswissenschaftliche Schwerpunktforschung könnte/sollte an dieser Stelle auch in Hinblick auf automatisierte Verfahren als Unterstützung mit ins Gespräch kommen.

Die wissenschaftskulturellen Ursachen des *Mengenwachstums* sind selbstverständlich komplexer und blitzen im Vorwort unter der Formulierung „leistungsbasierte Leistungsindikatoren“ hervor. Lange und oft bis heute wurden/werden besonders umfangreiche Publikationslisten häufig eher belohnt als solche, die wenige und dafür idealerweise konzentriertere Publikationen aufstufen. Das „Monitoring mithilfe bibliometrischer Indikatoren“ (vgl. S. 19) als eine von vier Wandlungsdynamiken des wissenschaftlichen Publikationssystems, das im aktuellen Zustand, wie im Text betont, kaum als nach wissenschaftlichen Standards objektiv bzw. „neutral“ gelten kann, lässt sich im digitalen Publikationsstrukturen analog zu anderen „Social Metrics“ noch präziser und granularer anwenden und es steht außer Frage, dass die Grenzen der Sinnhaftigkeit solcher Verfahren in der Abwägung von Machbarkeit, Wünschbarkeit und Folgen besser noch intensiver als bisher Gegenstand von wissenschaftspolitischen und wissenschaftsoziologischen Debatten sein sollte.

Eine andere Wandlungsdynamik, nämlich die *Ökonomisierung*, wirkt hier von der anderen Seite und insbesondere durch die Zeitschriftenkrise vor allem bei den Zeitschriften im STEM-Bereich. Die Quasi-Unverzichtbarkeit eines bestimmten Portfolios lässt hier bekanntlich auch bei den APC im Gold-Open-Access abenteuerliche Preisgestaltungen zu. Die Autoren des Empfehlungspapiers fordern daher nachvollziehbar, dass die Wissenschaftsförderung mehr Unterstützung in Gold-OA-Geschäftsmodelle fließen lässt. Was die beklagte „Erosion von Qualitätsstandards“ betrifft, zeigen zumindest die Befragungen im Fu-PuSH-Kontext, dass dies nicht unbedingt etwas mit den „Spielarten von Open Access“ zu tun haben muss. So wurde durchgehend eine nachlassende bis nachlässige Qualitätskontrolle für den Großteil des Verlagspublikationen betont, nicht selten verbunden mit der Aussage, dass man, wenn man das Lektorat ohnehin selbst übernehmen muss, eigentlich auch direkt Open Access publizieren kann. Was die Verlage beisteuern, ist die Marke, die wiederum Dissemination und Reputation beeinflusst. Ansonsten haben sich das wissenschaftliche Verlagswesen und insbesondere der vergangenen Mittwoch in der FAZ von Magnus Klau zumindest unscharf als Open-Access-Verlag benannte „seit Jahren expandierende Verlag Walter de Gruyter“ bei ihrer Zielgruppe keinen großen Gefallen getan. Der Wissenschaftsverlag als *Dienstleister des Geistes* (Klau, 2015): das gibt es so gut wie nicht mehr. Mitunter bekommt man den Eindruck, als seien die Wissenschaftler_innen heute vor allem ehrenamtliche Dienstleister der Verlage. Äußerst ausgereizte Preiskalkulationen verbunden mit einem leider oft nur quantitativen Hochleistungs-

Output und häufig unter Vollverzicht eines Lektorats haben jedenfalls auch erzkonservative Anhänger des gedruckten Buches ziemlich enttäuscht. Was diese Publikationspraxis trotz des hausgemachten Qualitätsabbaus auf gleichbleibendem Niveau wirtschaften lässt, sind eben der Mangel an wissenschaftsakzeptablen Alternativen und vermutlich auch, dass die wissenschaftlichen Bibliotheken immer noch zureichende Titelmengen abnehmen. Mit Open Access hat dies jedoch nichts zu tun. Daneben steht außer Frage, dass es im Bereich der Open-Access-Publikationen, die nicht gerade im *Web-of-Science*-Spiel eingebunden sind, tatsächlich an für die Wissenschaftsgemeinschaften klar nachvollziehbaren Qualitätsindikatoren mangelt.

Entsprechend sinnvoll scheint eine öffentliche Investition in angemessene Filter- (siehe oben) und Bewertungsverfahren, wie es sie mit dem DINI-Zertifikat zwar bereits in Ansätzen gibt, die jedoch aktuell vermutlich noch zu wenig und nicht eindeutig genug an der Stelle ansetzen, an der es die Einzelwissenschaftler_innen als für sie relevant wahrnehmen. Wenn das Empfehlungspapier die Fachgesellschaften mehrfach ausdrücklich anspricht, ist das vielleicht ein vielversprechender Weg für eine solche Übersetzungsleistung. Denn derzeit wirkt es fast so, als würde sich die Expertise im Bereich Open Access, Qualitätssicherung und digitale Publikationskompetenz hauptsächlich im Infrastrukturbereich konzentrieren, was den notwendigen Wissenstransfer in die Wissenschaftsgemeinschaften nicht unbedingt garantiert.

Eine andere, nicht minder spannende Erweiterung der Perspektive liegt sicher in der (Massen)Medialisierung der Wissenschaftskommunikation, also einer wachsenden Notwendigkeit, wissenschaftliche Arbeit auch andere Öffentlichkeiten in einer für diese verständlichen Form zu vermitteln. Dies ist insofern relevant, weil ein zentrales Argument der Open-Access-Bewegung lange Zeit lautete, dass die Öffentlichkeit, die einen Großteil von Wissenschaft finanziert, auch Zugang zu den wissenschaftlichen Ergebnissen erhalten sollte. Im Anschluss an diesen Anspruch kann man nun berechtigt dafür eintreten, dass die so unterstützte Wissenschaft auch verpflichtet ist, angemessene Vermittlungsstrukturen entweder anzubieten oder zu bedienen, die es auch Nicht-Wissenschaftler_innen ermöglicht, diese Resultate zu verstehen. In den Empfehlungen wird dieser Aspekt leider nicht wieder aufgegriffen, so dass unklar bleibt, weshalb das Thema als Wachstumsdynamik überhaupt aufgegriffen wurde. Zudem ist bei einem Dokument aus dem Mai 2015 bedauerlich, dass Schnittstellenmedien des Social Web und Phänomene wie die Citizen Science / Bürgerwissenschaft keinerlei Erwähnung finden. So bedeutsam Peter Weingarts Essaysammlung *Die Wissenschaft der Öffentlichkeit* (Weilerswist: Velbrück, 2005) für das Thema an sich ist, so kann man sich schon fragen, ob es für diesen Themenbereich gerade angesichts der Dynamik, die *SciencesBlogs*, *Hypotheses.org* u.ä. für eine Öffnung der Diskursgrenzen in der Wissenschaft darstellen, nicht eine diesbezüglich ergänzende aktuellere und präzisere Bezugsquelle gegeben hätte.

Dafür, dass sich das wissenschaftliche Publikationssystem insgesamt nicht allzu grundsätzlich wandelt, gibt es allerdings auch so verschiedene Anzeichen. Unter anderem nickt man leider, wenn man liest:

„Die Durchsetzungschancen neu gegründeter, frei zugänglicher elektronischer Zeitschriften werden hingegen insbesondere durch den Journal Impact Factor des Web of Science beeinflusst – hier besteht offensichtlich eine Rückkopplung zwischen Digitalisierung und dem Monitoring mithilfe bibliometrischer Indikatoren.“ (S.21)

Am Ende des Tages scheint der Hauptstrom der Wissenschaft eben doch den vertrauten und bekannten Verfahren, mögen sie auch nachgewiesen defizitär sein, eher zu vertrauen. Dies erklärt auch, warum sich die goldenen OA-Modelle der großen Wissenschaftsverlage so widerspruchlos etablieren lassen. Denn natürlich darf man sich wundern, warum sich ausgerechnet hochreflektierte Wissenschaftsgemeinschaften weite Teile der für ihre Selbstverständigung notwendigen Kommunikation an extrawissenschaftliche und keinerlei Begründungszwang unterliegenden Akteure zu solchen Konditionen auslagern. Andererseits scheint es tatsächlich so, dass sehr viele der Versuche, entsprechende eigene Infrastrukturen, beispielsweise in Form von Repositorien, für die die Autor_innen des Papiers Mehrwertdienste einfordern, nicht unbedingt zu für die Massennutzung akzeptablen Resultaten führt. Derzeit scheinen Start-Ups wie *ScienceOpen.com* an dieser Stelle weitaus zielstrebigere Lösungen anzubieten, die eigentlich auch für Repositorien- und *Digital-Library*-Infrastrukturen der Hochschulen ohne größeren Aufwand umsetzbar sein sollten.

Aus der Fu-PusH-Perspektive ist selbstverständlich besonders interessant, inwiefern sich Aspekte von erweiterten Publikationen im Papier entdecken lassen. Wenig überraschend findet sich das Thema der Forschungsdatenpublikation mit den wissenschaftsökonomischen und –ethischen Zielen Nachnutzung und Überprüfbarkeit. Von diesen liegt die Brücke zu erweiterten Publikationen nah. So liest man in den Empfehlungen im Abschnitt „Digitale Publikation als Voraussetzung für Open Access“ bei den Vorteilen digitaler Publikationen:

„Drittens kann durch die Nutzung der digitalen Publikation ein Mehrwert entstehen. Die Digitalität der Publikation und die technisch gegebene Vernetzbarkeit von Autorinnen, Gutachterinnen und Herausgebern eröffnen die Möglichkeit, Begutachtungsprozesse auf neuartige Weise zu organisieren. **Außerdem kann die Publikation mit weiteren Informationen wie zum Beispiel Forschungsdaten oder Daten, die im Zuge der Rezeption und Verwendung einer Publikation entstehen, verknüpft werden.**“ (S. 36, Hervorhebung von mir)

Was aus der Perspektive der *Enhanced Publications* etwas fehlt, ist die Perspektive einer Verschmelzung von Publikation und Datenerzeugung, wie sie für offene Dokumentenstrukturen und in Virtuellen Forschungsumgebungen problemlos vorstellbar ist. Annotierende Forschung muss nicht zwingend in formalisierte Forschungsnarrative führen, sondern kann als permanentes und unabgeschlossenes Kommunikationsgeschehen direkt am Forschungsgegenstand gedacht werden. Das Empfehlungspapier deutet diesen Schritt allerdings in gewisser Weise an:

„Viertens ermöglicht die digitale Publikation, aus einem elektronischen Mutterdokument andere Dokumentarten automatisch zu erzeugen. Zudem können digitale Dokumente mit Filmen oder Datenbanken angereichert und mit anderen elektronischen Dokumenten verknüpft werden. Fünftens erlaubt die digitale Publikation Rezeptionsweisen, die bei der gedruckten Publikation nicht gegeben sind. Dazu zählen u. a. die automatische Durchsuchbarkeit und die semantische Weiterverarbeitung.“ (S.37)

In der Fußnote 24 (S.39) wird zudem ein Verschmelzungsszenario aus der Astronomie angeführt.

Insgesamt werden als Vorteile digitaler Publikationen in etwa folgende Aspekte festgehalten:

1. Beschleunigung des Austausches von Inhalten
2. Erleichterung von Zugänglichkeit und Nachnutzbarkeit von Inhalten / Forschungsdaten
3. Mehrwerte
 - 3.1 Mehrwerte und Optimierung bei der Begutachtung
 - 3.2 Enhancements mit Forschungs- und Rezeptionsdaten
4. Enhancements
 - 4.1 Weiterverarbeitbarkeit mit dem Ziel von Spin-Off-Dokumenten
 - 4.2 Enhancements mit digitalen / multimedialen Inhalten
 - 4.3 Verknüpfung mit anderen Dokumenten
5. Maschinenunterstützte Rezeption
 - 5.1 Volltextdurchsuchbarkeit
 - 5.2 Semantische Verarbeitung

Für das Medium des gedruckten Buches sprechen Haptik und materialbedingte Abgeschlossenheit, damit verbunden also eine Art Brems- bzw. Besinnungsfunktion und schließlich die vergleichsweise einfache Langzeitarchivierbarkeit von Printmaterialien. Gerade für die Geisteswissenschaften dürfte zudem die fachkulturelle Tiefenverankerung sein, die sich in den Empfehlungen mit dem Passus niederschlägt:

„Das Prinzip der Wählbarkeit gebietet es aber, die digitale Publikation nicht als verbindlich zu empfehlen.“ (S. 37)

bzw.

„Die Vielfalt von Nutzungs- und Verbreitungsformen sowie insbesondere die Bedeutung des gedruckten Buchs sollen [...] nicht eingeschränkt werden.“ (S. 51)

Außerordentlich wichtig ist dabei, dass im Gegenzug die Langzeitarchivierung und –verfügbarhaltung umso komplizierter wird, je dynamischer und offener die Dokumente / Publikationen sind. Im Prinzip müsste man nämlich das gesamte technologische System inklusive Software und vermutlich Hardware als Archivkopie zu bestimmten Zeitpunkten einfrieren, was schnell in irrsinnige Szenarien führen kann. Für die Autor_innen der Empfehlungen liegt die Herausforderung der Langzeitarchivierung dagegen weniger im technischen Bereich und mehr in dem des Vertrauens:

„Während in vielen Bereichen der Natur-, Lebens- und Technikwissenschaften der digitalen

Langzeitarchivierung der Vorzug gegeben wird und sich hier auch Beispiele von seit einem Vierteljahrhundert erfolgreich archivierten Datenbeständen finden, gibt es insbesondere in den Geisteswissenschaften ein solches Vertrauen nicht überall.“ (S.47)

Möglicherweise ist diese Skepsis auch berechtigt. Denn einerseits sind 25 Jahre aus archivarischer Sicht ein sehr überschaubarer Zeitpunkt. Und andererseits funktioniert die Langzeitarchivierung vor allem auf zwei Ebenen: der Bitstream-Archivierung und der Archivierung von digitalen Printabbildern. Wenn die wissenschaftliche Kommunikation auch weiter in diesen Bahnen bewegt, dann sind die Empfehlungen in Richtung des „doppelten Bodens“, also „der Überlassung einer Kopie und eines eigenständigen Hostings durch den Lizenznehmer (Wissenschaftsorganisationen und Bibliotheken)“ vermutlich ausreichend. Sobald man jedoch beginnt, die eigentlichen Potentiale und Dynamiken des digitalen Publizierens und Kommunizierens zu adressieren, stellt sich die Frage (siehe oben) deutlich differenzierter.

Quellen:

- Mitchell Ash, Martin Carrier, Olaf Dössel, Ute Frevert, Siegfried Großmann, Martin Grötschel, Reinhold Kliegl, Alexander Peukert, Hans-Jörg Rheinberger, Eberhard Schmidt-Aßmann, Uwe Schimank, Volker Stollorz, Niels Taubert, Peter Weingart (2015): Empfehlungen zur Zukunft des wissenschaftlichen Publikationssystems. [PDF] Berlin: BBAW.
- Magnus Klaue (2015): *Der Geist und seine Dienstleister*. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 27.05.2015, S.N4
- Peter Weingart, Benedikt Schulz (2015): Open Access und Wissenschaft „Qualitätskontrolle ist schon wichtig“. In: Deutschlandfunk / Campus & Karriere, 28.05.2015

(Berlin, 01.06.2015)

Projektseminar: Szenarien des elektronischen Publizierens in den Geisteswissenschaften

2015-02-16

Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft der Humboldt-Universität zu Berlin

Sommersemester 2015 | Do 10-12 | R 121 (IBI) | Dozenten: Ben Kaden und Michael Kleineberg

Das wissenschaftliche Publikationswesen und damit auch das wissenschaftliche Bibliothekswesen befinden sich massiv im Umbruch. Nahezu alle Prozesse der wissenschaftlichen Kommunikation sind mittlerweile digital geprägt. Dies betrifft auch die Geisteswissenschaften, die traditionell tiefer und robuster in der Buch- und Printkultur verankert sind als andere Wissenschaftsfelder.

Das DFG-Projekt „Future Publications in den Humanities“ (Fu-PusH), angesiedelt an der Universitätsbibliothek der HU, untersucht, wie der digitale Wandel auf geisteswissenschaftliche Disziplinen und ihre Publikations- und Kommunikationsverfahren wirkt. Dabei werden auch Anwendungsszenarien entwickelt, bei denen erweiterte Funktionalitäten wie beispielsweise Multimedialität, semantische Strukturierung, Forschungsdatenintegration, Annotationen und Social Reading eine zentrale Rolle spielen.

Das einmalig stattfindende Projektseminar vermittelt aufbauend auf den Erkenntnissen des Fu-PusH-Projektes einen Überblick über aktuelle Trends der geisteswissenschaftlichen Wissenschaftskommunikation und ermöglicht den TeilnehmerInnen aktiv an der Erarbeitung und Evaluation einschlägiger Publikationsszenarien von der Konzeption bis zur fertigen Veröffentlichung mitzuwirken. Das Seminar bietet die Gelegenheit, einen unmittelbaren Einblick in die immer häufiger anzutreffende angewandte Forschungsarbeit an der Schnittstelle zwischen Fach- und Bibliothekswissenschaft zu erhalten.

Das Projektseminar wendet sich an Bachelor- und Masterstudierende des Instituts für Bibliotheks- und Informationswissenschaft.

Mit Twitter über neue Publikationsformate sprechen. Ein Beispiel aus dem Fu-PusH-Stream

2015-02-18

von Ben Kaden (@bkaden)

Die Bewertung von Twitter als Medium der wissenschaftlichen Kommunikation schwankt, so legen es auch die Fu-PusH-Interviews nah, oft zwischen dem Nutzen als Streu- und Netzwerkmedium und Ablehnung bzw. Unverständnis. Selbst vielen, die Twitter wohlwollend gegenüber stehen, erscheint der Gedanke, mittels Microblogging auch so etwas wie einen argumentativen Austausch durchzuführen, eher befremdlich. Das mag daran liegen, dass in den Geisteswissenschaften ein Argument in 140 Zeichen kaum eine Tradition hat. Und sicher sind komplexe Argumentationsführungen schwer abbildbar. Der Tweet-Stream von @NEINQuarterly zeigt immerhin in einem hohen Elaborationsgrad, wie sich wenigstens in englischer Sprache punktgenau und meist nah am Aphorismus Wahrnehmungen und Alltagskommentare in diesem Zeichenumfang verdichten lassen (ein aktuelles Beispiel).

Dass aber auch ein richtiger Dialog unter Nutzung von Twitter möglich ist, zeigt das unten als Screenshot zitierte Beispiel aus der vergangenen Woche. Ausgangspunkt war ein Artikel in der Tageszeitung *The Guardian*. In diesem argumentierte der Start-Up-Unternehmer Ijad Madisch (Porträt bei *Wired*), dass die Zeit des PDF als Publikationsformat in der Wissenschaft endlich vorbei sein sollte. Seine Stimme hat diesbezüglich Gewicht, denn sein Start-Up ist das soziale Netzwerk für Wissenschaftler *ResearchGate* (Wikipedia). Es liegt auf der Hand, dass ein derart kommerzieller Anbieter die in seinem Netzwerk entstehenden Daten als Basis eines Geschäftsmodells nutzen möchte, das wiederum, so es denn angenommen wird, auf die wissenschaftliche Kommunikation selbst zurückwirkt. Madischs Anliegen ist nun, das Format des PDFs durch ein anderes zu ersetzen: „one that’s open, easy to work with and social.“

Er benennt drei Argumente, die gegen das PDF-Format sprechen: Erstens liest es sich schwierig, weil man zu den Zitationen und dann wieder zur Textstelle zurückscrollen muss. Beheben ließe sich das durch eine einfache Optimierung der Bildschirmdarstellung. Zweitens führt nicht zuletzt die Geschlossenheit des Formats dazu, dass die Kommunikation per PDF ein Ein-Kanal-Geschehen bleibt. Feedback zu der so publizierten Forschung erscheint an einem anderen Ort (in einem anderen PDF) und ist so nicht an das Ursprungsdokument angekoppelt. Und drittens ist es zumindest teilweise dem Format des PDFs geschuldet, wenn wissenschaftliche Publikationen so wenig gelesen werden. Was daran liegt, dass die Einzeldatei ohne Kontextualisierung im Netz steht, wobei hier natürlich eine automatisierbare und maschinenlesbare Kontextualisierung gemeint sein muss. Denn alle möglichen Metadaten vom Titel der Zeitschrift über Keywords bis hin zur Korrespondenzadresse der Autoren erzeugen semantisch schon Kontext. Diesen nachzuvollziehen ist sogar technisch möglich, aber eben etwas aufwendig. So ist Forschungskommunikation im PDF-Format für Madisch potentiell verloren: „The results are lost like a package without an addressee.“

Neu ist das alles nicht. So argumentierten zum Beispiel 2006 Michael Seringhaus und Mark Gerstein in einem Artikel namens *The Death of the Scientific Paper* (in: *The Scientist*, Vol. 20, Iss.9, S.25) für die Überwindung des wissenschaftlichen Fachaufsatzes wie wir ihn (auch neun Jahre später und ziemlich unverändert) kennen und notierten:

„[I]t has become obvious that preserving data in its native digital format – with search, annotation, and update capabilities – is desirable. Databases are already the primary form of information storage and access for genomics and protein structure research.“

Der Forschungsdatenboom (inklusive der Idee einer mandatierten Forschungsdatenpublikation) und die Notwendigkeit einer interaktiven Auseinandersetzung wurden da schon fast wie allgemeingültige Einsichten verhandelt.

Gleiches galt natürlich für Kontextualisierungen mit all dem, was wir unter *Enhancements* von Publikationen diskutieren:

„For instance, a data set might link not only to its companion article, but also to earlier versions of the data, news coverage, reviews, and related talks given by the authors. Community annotation and discussion would add another dimension to peer review, and interested parties of all pedigrees could access information at a level suitable to their needs.“

Die Autoren benannten auch schon ein Problem, was möglicherweise die Überlebensfähigkeit des PDF-Formates maßgeblich grundiert: Wissenschaftliche Kreditierung findet traditionell auf Basis der in die Form eines weitgehend statischen Aufsatzes (oder in den Geisteswissenschaften: eines Buches) eingepassten Forschung statt und wird bislang nur in dieser Form übergreifend anerkannt. Die klassische Publikation ist das, was im Zweifelsfall bei der Forschungsevaluation zählt. Das will bislang kein Wissenschaftler aufs Spiel setzen bzw. hören wir vermutlich von den Wissenschaftlern, die sich dem entziehen, einfach nichts (mehr) innerhalb des Wissenschaftssystems. (Weitere Gründe, warum das PDF in den Geisteswissenschaften eine so zentrale spielt, habe ich in diesem Blogposting erörtert.)

ResearchGate könnte versuchen, das mit seinem so genannten RG Score zu unterlaufen. Das gelänge freilich nur, wenn ResearchGate auch den überwiegenden Teil des wissenschaftlichen Kommunikationsgeschehens in seinen Datenbanken relationieren kann. Was uns zu dem kleinen, unten dokumentierten Twitter-Trialog zwischen Hendrik Buschmeier (@hbuschme), Christian Pietsch (@ChPietsch) und schließlich Charles Knight (@Charlesknight) führt. Denn genau gegen die Gefahr einer solchen denkbaren und über ein Alternativformat durchgesetzten Kontrolle der Forschungskommunikation durch ResearchGate richtet sich deren Kritik.

Madisch selbst erwähnt (a) den PubReader™ des *National Center for Biotechnology Information (NCBI)*, der von Kent Anderson vor allem als ein Werkzeug zur Markenstärkung von Pubmed Central angesehen wurde, die auf Kosten der Verleger geht. Und (b) einen *Article of the Future* genannten Ansatz von Elsevier. Beide sind strukturgemäß als Versuche zu sehen, sich im Feld der wissenschaftlichen Kommunikation mit einer Zukunftstechnologie möglichst zentral zu positionieren. Dass ResearchGate selbst mit dem RG Format nachzieht, ergänzt die Redaktion des Guardian in einem Nachsatz freundlicherweise für ihre Leser.

Die auf Twitter Diskutierenden suchen nun nach anderen Alternativen und Hendrik Buschmeier erwähnt zudem eine weitere Stärke des PDF-Formates: es lässt sich abspeichern und offline lesen. Gerade seine Geschlossenheit eröffnet dem Leser also zusätzliche Optionen. Christian Pietsch setzt dagegen auf EPUB3, also einen offenen Standard, der ähnliches zu leisten in Aussicht stellt, was Pubmed Central, Elsevier und ResearchGate für ihre Lösungen versprechen. Charles Knight argumentiert schließlich von der Formatfrage selbst weg zu einem Kern der digitalen Ökonomie: die Nutzung von Angeboten wie ResearchGate beruht wie auch zum Beispiel bei Facebook auf dem Tausch der Nutzung einer Plattform gegen das Einspeisen von Daten in die dahinterstehenden Datenbanken, wobei diese Daten den Wert des Unternehmens erhöhen.

Auf die Frage, ob bzw. weshalb eine solche Konzentration für die Wissenschaft ein Problem wäre, kann man Seringhaus und Gerstein mit ihrer 2006er Kritik am Vorgehen des heutigen PubReader™-Anbieters, des National Center for Biotechnology Information (NCBI) antworten lassen:

„The major difference is that the NCBI approach is monolithic: an attempt to amass and house all scientific communication in one place. This is neither realistic nor desirable. We must recognize the plurality of voices contributing to science worldwide. The driving force behind data integration should not be a single American entity; instead, it should be a collaborative effort driven by journals: decentralized information, central access.“

Womit man im Prinzip ein Argument gegen jedes proprietäre Format hätte. Das trifft selbstverständlich auch das PDF-Format. Diesem, bzw. Adobe, muss man im vorliegenden Fall aber zugutehalten, dass der begrenzte und geschlossene Ansatz zwar zu einer sperrigen Speicher- und Darstellungsform führt. Darüberhinaus aber belässt es die wissenschaftliche Kommunikation in ihren traditionellen und vielfältigen Bahnen ohne übergeordneten Kontrollanspruch. Und es soll ja nicht wenige Wissenschaftler geben, die damit in ihrem Alltag gar nicht so unglücklich sind.



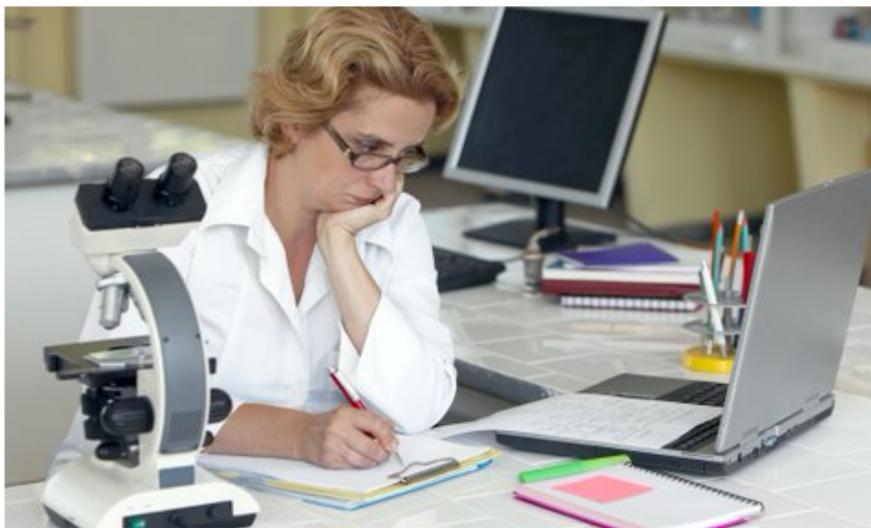
Fu-PusH
@FuPush

Researchers: it's time to ditch the #PDF /
Guardian gu.com/p/45kpm/stw

#ResearchGate



 **The Guardian**



Researchers: it's time to ditch the PDF

The PDF makes reading science research even more difficult and prevents a two-way conversation from taking place

[View on web](#)

RETWEETS 5 FAVORITE 1



6:42 AM - 11 Feb 2015



Reply to @FuPush



Hendrik Buschmeier @hbuschme · Feb 12

@FuPush @ChPietsch Sad that the suggested alternative is a not yet released and most likely proprietary "RG" format. No thanks.



Christian Pietsch @ChPietsch · Feb 12

@hbuschme @FuPush Migrating research output into a walled garden à la Facebook would indeed be a huge step backward.



Hendrik Buschmeier @hbuschme · Feb 12

@ChPietsch @FuPush I actually like PDFs because I can save them locally and look at them whenever I want

Twitter-Kommunikation zum Thema PDF im Fu-PusH-Nachrichtenstrom

THIS BOOK WAS PRODUCED USING
PRESSBOOKS.COM

THIS BOOK WAS PRODUCED USING
PRESSBOOKS.COM

In Kürze: Das Journal of Brief Ideas publiziert 200-Wörter-Paper. 2015-02-18

Vorhin argumentierte ich bezüglich Wissenschaftskommunikation und Twitter, dass es vermutlich ziemlich schwer ist, ein Argument in 140 Zeichen zu fassen. In 200 Wörtern soll es aber schon gelingen und zwar wissenschaftskommunikativ voll akzeptabel. Dies ist jedenfalls der Anspruch des *Journal of Brief Ideas*, das Chris Woolston in der aktuellen Ausgabe von *Nature* beschreibt. (Chris Woolston: *Journal publishes 200-word papers*. In: *Nature* 518,277, DOI: 10.1038/518277f) Das Journal verzichtet bislang auf ein Peer Review, was hier eigentlich wunderbar schnell gehen würde, rüstet die Beiträge jedoch so aus, dass sie in den Wissenschaftsdiskurs integrierbar sind. Nämlich mit einer DOI:

„Each article receives a DOI (digital object identifier), a unique number that allows the paper to be archived and cited.“

Der Verzicht auf Peer Review folgt der Einsicht, dass man 200 Wörter auch gleich selbst hinsichtlich ihrer Qualität bewerten kann. Was allerdings nur funktioniert, wenn sich nicht übermäßig viele Short-Read-Texte zu einer potentiell relevanten Long-Read-Gesamtheit addieren. Die Qualitätssicherung soll über ein Ranking/Rating, also *post-publication*, erfolgen. Geisteswissenschaftliche Inhalte sucht man bisher vergeblich. Aber es gibt einen durchaus interessanten Beitrag aus der Hochschulforschung: *Why research reputation trumps teaching reputation in universities* (Sean Leaver, <http://dx.doi.org/10.5281/zenodo.15414>). Generell zeigt dieses Beispiel natürlich vor allem, wie man mit neuen Publikationsformen schwindenden Zeitbudgets zu begegnen versucht.

Christian Heise über digitales Publizieren in den Geisteswissenschaften. Ein exemplarisches Experteninterview

2015-02-21

Audiodatei abrufbar unter:

DOI 10.5281/zenodo.15569

Transkriptionsprotokoll abrufbar unter:

DOI 10.5281/zenodo.15575

Das Gespräch mit Christian Heise, Politik- und Kulturwissenschaftler am *Centre for Digital Cultures* (CDC) an der Leuphana Universität Lüneburg sowie Vorstandsmitglied der *Open Knowledge Foundation*, führte Michael Kleineberg am 15. Januar 2015 im Jacob-und-Wilhelm-Grimm-Zentrum der Humboldt-Universität zu Berlin.

Christian Heise hat unmittelbar vor Beginn des Gespräches einer Veröffentlichung sowohl der Audiodatei als auch des Transkriptionsprotokolls zugestimmt. Aus datenschutzrechtlichen Gründen wurden personenbezogenen Passagen der Aufzeichnung zum Teil unkenntlich gemacht (Stille bei fortlaufender Audiodatei) und entsprechende Auslassungen im Protokoll als solche gekennzeichnet.

Diese exemplarische Veröffentlichung ist im Rahmen der projektbezogenen Experteninterviews ein Einzelfall und soll vor allem einer transparenteren Methodik dienen. Allen anderen GesprächspartnerInnen wurde ausdrücklich zugesichert, dass die Audioaufzeichnungen unter keinen Umständen veröffentlicht und die Transkriptionsprotokolle lediglich in Auszügen und streng anonymisiert Eingang in Publikationen finden werden.

Das Fu-PusH-Team bedankt sich bei Christian Heise für die Bereitschaft zur Veröffentlichung!

Wissenschaftsblogs aktuell. Zu einem Artikel im Tagesspiegel 2015-03-02

Eine Notiz von Ben Kaden (@bkaden)

Der Beitrag Astrid Herbolds zu „bloggenden Wissenschaftlern“ im Tagesspiegel vom 19.02. entging uns zunächst, ist jedoch sehr relevant für unsere Beschäftigung mit den digitalen Formen der Wissenschaftskommunikation und soll daher wenigstens kurz verzeichnet werden. (Astrid Herbold: Kurz und bündig. Was bloggende Wissenschaftler umtreibt – und was die Lese[r] davon haben. In: tagesspiegel.de, 19.02.2015)

Ausgangspunkt ist der neu eingerichtete Blog zur Zeitschrift *Feministische Studien*. Dass man Weblogs begleitend zu Zeitschriften einrichtet, ist nicht ganz neu. So ging zum Beispiel LIBREAS mit einem Weblog bereits in der Mitte des vergangenen Jahrzehnts online und ist mittlerweile auch auf das noch niedrigschwelligere Tumblr expandiert, um das Microblogging vom originärerem Bloggen zu trennen. Allerdings stellte sich da bei einer genuin elektronischen Open-Access-Zeitschrift auch kein größerer Medienbruch ein.

Bei den *Feministischen Studien* war dies jedoch der Fall. Ausgangspunkt der Entscheidung pro-Blog war, wie der Tagesspiegel berichtet, das Schwinden der Abonnenten und damit das Sinken der Reichweite. Damit sind sie, so Astrid Herbold, „voll im Trend“.

Die Skepsis dem Medium Blog gegenüber ist in der Wissenschaft offenbar wenigstens dann rückläufig, wenn es um die Wissenschaftskommunikation in die allgemeine Öffentlichkeit hinaus geht, also das, was man im internationalen Sprachraum auch „Public Engagement“ oder „Outreach“ nennt. Blogbeiträge sind daher in dieser Lesart (also der des Artikels) keinesfalls wissenschaftlichen Artikeln ebenbürtig, sondern liegen mehr im Bereich der Organisationsvermittlung:

„[E]in Blog [...] generiert deutlich mehr Aufmerksamkeit als eine statische Webseite oder eine kurze, sachliche Pressemitteilung.“

So also sieht in diesem Fall die Vergleichsgröße aus. Auch für den Klimatologen Stefan Rahmstorf ist die Zielgruppe ein Laienpublikum. Wem die Wissenschaftsseiten der Presse also nicht mehr reichen, der findet beispielsweise unter *scilogs.de* hochfrequent Nachrichten aus diversen Wissenschaften und eben auch Rahmstorfs klimakundliche Notizen. Die Geisteswissenschaften sind in diesem Portal, hinter dem in Deutschland die Zeitschrift Spektrum der Wissenschaft steht, nicht übermäßig repräsentiert. Sie tauchen aber besonders bei den so kategorisierten Chronologs durchaus auf. Steht hinter dieser Plattform der Holtzbrinck-Verlag, also ein kommerzieller Akteur, bieten die Helmholtz-Blogs als Repräsentationsweblogs der Helmholtz-Gemeinschaft eine ganz ähnlich getaktete Plattform aus öffentlicher Hand – naturgemäß jedoch ganz ohne geisteswissenschaftliche Themen. Diese findet man dafür in hoher Konzentration bei Hypotheses, die Astrid Herbold leider für den vorliegenden Artikel übersehen hat. Dafür erwähnt sie den weithin etablierten Verfassungsblog. Auch dieser versteht sich nicht als Meldemedium für Forschungsergebnisse sondern ausdrücklich als Debattenmedium bzw. „Diskursplattform“. Und er dient, wie der Tagesspiegelleser erfährt, mittlerweile auch als Forschungsgegenstand.

Das ist bedauerlicherweise der einzige Aspekt, den der Artikel des Tagesspiegels und vielleicht auch Teile der deutschen Wissenschaftsblogosphäre dahingehend sehen, dass Wissenschaftsblogs auch für die Kommunikation innerhalb der Wissenschaft selbst relevant sein könnten. Dabei ist die Medienform eigentlich neutral genug, um auch ausgezeichnet für die Fachkommunikation unterhalb der Ebene formalisierter Publikationen verwendet zu werden und zwar nicht nur als Ersatz für die nach wie vor erstaunlicherweise weitverbreiteten Mailinglisten.

Nebenbei dürften sich die doch recht gut strukturierten und oft auch kategorisierten und ausgetaggten Blogbeiträge selbst hervorragend als Forschungsdaten für die digitale Wissenschaftsforschung und die Wissenschaftsgeschichte

der Zukunft eignen. An der Stelle muss man freilich fragen, wie Bloginhalte, die eben nicht über etablierte Erwerbungs- und Sammelabläufe als Bibliotheksbestände langzeitarchiviert werden, perspektivisch verfügbar gehalten werden können. Die Potentiale des gar nicht mal so frischen Mediums (Wissenschafts)Blogs reichen jedenfalls weit über das hinaus, was im Artikel des Tagesspiegels angedeutet wird.

Die Praxis ist dagegen häufig bescheidener, wie auch ein Blick in das Verzeichnis der aktuell an der Humboldt-Universität über den entsprechenden Dienst der Universität verfügbaren Weblogs zeigt. Viele der recht wenigen Blogs sind auf ein konkretes Ereignis bezogen und daher abgeschlossen. Nur sehr wenige werden regelmäßig aktualisiert. Zudem wirkt die Präsentation der vorhandenen Blogs als Webbaukasten-Liste ohne weitere Metadaten ist, nun ja, eher lieblos.

Dass dieses Angebot der HU bislang in einem solchen Larvenstadium verharrt, könnte freilich auch daran liegen, dass im Feld des Bloggens aktive Wissenschaftler der Universität eben doch lieber zu übergreifenden Anbietern gehen. Am Ende geht es ja auch weniger um die Einrichtung, als um die Community, die erreicht werden will. (Ein Beispiel ist das *Digital-Intellectuals-Weblog* auf *hypotheses*.) Zudem ist eine überinstitutionelle Verortung solcher Kommunikationskanäle auch angesichts der Fluidität gerade der Beschäftigungsstrukturen von NachwuchswissenschaftlerInnen sicher keine schlechte Variante. Diese soziale Komponente ist ebenfalls ein Aspekt, den eine eventuelle Forschung zum Wissenschaftsbloggen als Gegenstand wählen könnte.

Nichtsdestotrotz eignen sich gut geschriebene und regelmäßig aktualisierte Weblogs zweifellos exzellent in verschiedener Hinsicht als Medium zur öffentlichen Darstellung einer Hochschule wie beispielsweise der Humboldt-Universität. Hierfür sind allerdings vermutlich noch zahlreiche Schritte zu gehen – von der allgemeinen Akzeptanz des Mediums als einer ernsthaften Variante wissenschaftlichen Kommunizierens (bei WissenschaftlerInnen sowohl als LeserInnen wie auch AutorInnen) bis hin zu einer professionellen Vermittlung und Präsentation solcher Möglichkeiten. Unter anderen die Tatsache, wie das Thema beim Tagesspiegel mehr als Kuriosum und Novität behandelt wird, zeigt, wie wenig etabliert und konsolidiert bloggende Wissenschaft derzeit (noch) zu sein scheint.

Produziert die Wissenschaft zu viel Wissenschaft? Und wie neu ist das Phänomen des ‚Attention Decay‘ in der Wissenschaft?

2015-03-13

Eine Anmerkung von Ben Kaden (@bkaden)

Bei der Süddeutschen Zeitung wurde eine kuriose Überschrift daraus: **Studie:** Wissenschaftler produzieren zu viele Studien. Aber ganz so selbstbezüglich wie das zunächst klingt, ist die unlängst auf arXiv.org publizierte Arbeit von Pietro Della Briotta Parolo, Raj Kumar Pan, Rumi Ghosh, Bernardo A. Huberman, Kimmo Kaski und Santo Fortunato zum Attention decay in science nicht. Verschiebungen in der Aufmerksamkeitsökonomie in der Wissenschaft wirken selbstverständlich erheblich auf die Frage zurück, wie wissenschaftliche Publikationen sinnvoll vermittelt werden können und sollen. Am Ende steht möglicherweise die Frage, ob die herkömmlichen Form des wissenschaftlichen Aufsatzes bzw. der wissenschaftlichen Monografie überhaupt noch auf die neuen Wahrnehmungs- und Filterkonventionen passen. Eine stärkere Öffnung hin zu dynamischen Formen im *Social Web* ist zumindest in den Geisteswissenschaften freilich noch nicht in Sicht, wie Thomas Thiel vergangenen Mittwoch in der FAZ von der Wissenspeicher-Tagung in Düsseldorf zu berichten wusste:

„Dass man die Schleusen der Wissenschaft nur für qualitativ gesichertes Wissen öffnen und Social Media und Blogs dem Experimentellen, Vorläufigen und Wissenschaftsjournalistischen überlassen solle, stieß unter Professoren auf große Sympathien.“ (Thomas Thiel: *Die Neuermessung des elektronischen Speicheruniversums*. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 11.03.2015, S. N4. Für eine umfänglichere Auseinandersetzung mit diesem Bericht siehe LIBREAS-Tumblr)

Die Studie zum *Attention Decay* lässt wiederum vergleichsweise wenige Schlüsse hinsichtlich der Entwicklungen in den Humanities zu, denn die Autoren untersuchten Forschungsbereiche aus Natur- und medizinischen Wissenschaften (genau: Physics, Chemistry, Molecular Biology, Physiology or Medicine) deren Publikationskulturen sich deutlich von denen in den Geisteswissenschaften unterscheiden. Da sie als Datengrundlage die gängigen *Citation Indices* heranzogen, konnten sie zunächst einmal den Zitationsverfall (citation decay), also Verschiebungen in der Halbwertszeit messen und feststellen, wann eine Publikationen das Stadium der Obsoleszenz erreicht hat:

„In this paper we focus on the decay of attention in science, on the basis of scientific articles, which like any other content, become obsolete after a while. Typically this happens because their results are surpassed by those of successive papers, which then „steal“ attention from them.“

Wobei die Wortwahl („steal“) auch wieder etwas suggeriert, was so vielleicht nicht ganz angemessen ist und in jedem Fall tiefere Untersuchungen auf der Inhaltsebene der „bestohlenen“ und „bestehenden“ Publikationen nach sich ziehen müsste. Denn es ist durchaus ein Unterschied ob „surpassed“ bedeutet, dass die Ergebnisse falsifiziert werden, was eine Arbeit generell aus dem Diskurs schieben dürfte, oder ob sie Ergebnisse bestätigt, was sie als zusätzlichen Beleg zu einer Annahme wertvoll bleiben lässt oder ob eine andere Forschungsfrage plötzlich interessanter ist, was dem „Vergessen werden“ eher entspräche. Hier scheint konzeptioneller Schärfungsbedarf gegeben, weshalb gar nicht so leicht ist, die Ergebnisse der Untersuchung zu deuten. In jedem Fall ist die Schlussfolgerung der Süddeutschen Zeitung aus wissenschaftstheoretischer Sicht ziemlicher Nonsens:

„So umfangreich die Analyse war, so eindeutig ist ihr Ergebnis – und für die Wissenschaft mehr als besorgniserregend. Zwar steigt die Zitierquote kurz nach der Publikation von neuen Werken rapide an und

erreicht dann schnell ihren Höhepunkt, so heißt es in der Studie, meist fällt diese Quote aber nach sehr kurzer Zeit stark wieder ab, oft schon nach dem ersten Jahr.“

Die Analyse war zwar in der Menge halbwegs umfangreich aber, wie auch die Autoren zugeben, äußerst grob gerastert und lässt daher viele Detailfragen offen. Dass die Zitierquote zu einem bestimmten Zeitpunkt nach der Veröffentlichung stark ansteigt und bald wieder abfällt, überrascht selbst szientometrieferne Beobachter des massiv auf Aktualität setzenden naturwissenschaftlichen Kommunikationsbetriebs in etwa so viel wie jede andere Binsenweisheit. (Auch die Existenz von Preprints, wie die Publikation auf arXiv selbst einer ist, sind eine Folge des Aktualitätsgebots.) Die Neuigkeit der Untersuchung liegt nun in der Feststellung einer Beschleunigung des Prozesses, also einer Verkürzung der Halbwertszeit der Publikationen und die Rolle des Anwachsens der Publikationsmenge:

„So, the growing number of publications proportionally increases the likelihood of a paper to become obsolete [...]“

Auch dieses Phänomen ist nicht furchtbar verblüffend und ebensowenig die permanente Zunahme des wissenschaftlichen Publikations-Output. Derek de Solla Price stellte nämlich ca. 1963 fast dauerhaft gültig fest:

„Die ständige Verdoppelung etwa alle 15 Jahre hat uns das gegenwärtige wissenschaftliche Zeitalter beschert und die eigenartige Gegenwartskonzentration der Wissenschaft erzeugt, die uns zu sagen erlaubt, daß der größte Teil der wissenschaftlichen Arbeit jetzt erfolgt und die meisten Wissenschaftler als unsere Zeitgenossen leben.“ (zitiert nach der deutschen Ausgabe von 1974, vgl. www.ib.hu-berlin.de/~wumsta/price14.html)

Die Feststellung des beschleunigten „Aufmerksamkeitsverfall“ wäre vermutlich auch vor 20 Jahren genauso ausgefallen, wenn auch vielleicht mit anderen Messwerten. Die leicht alarmistische Lesart der Süddeutschen Zeitung entsprechend sicher ebenfalls:

„Neu veröffentlichte Artikel und Studien verschwinden demnach viel schneller aus dem wissenschaftlichen Diskurs als noch vor 40 Jahren. Besonders beunruhigend ist laut der Analyse, dass vor allem in den vergangenen Jahren die Kurve immer extremer abfällt. Fazit: Das Wissen wächst zwar immer schneller, aber es verschwindet auch immer schneller wieder. Und die Forscher sind kaum noch in der Lage, den Überblick zu behalten.“

Übrigens stellte die selbe Zeitung 1996 intuitiv fast weitsichtiger, wenn auch ebenfalls nicht hundertprozentig konzeptschärf, fest:

„Das Wissen im Bereich elektronisches Publizieren hat tatsächlich eine kurze Halbwertszeit: Gestern kannte niemand ‚html‘, heute braucht man die Sprache, um Seiten für den Internet- Browser WorldWideWeb zu programmieren, morgen wird man sich auf die Schenkel klopfen, wenn der Name fällt.“ (Doris Schneyink: *Lockrufe aus dem Daten-Dschungel*. In: Süddeutsche Zeitung, 24.02.1996, S. 815)

Dass ich das heute problemlos zitieren kann, zeigt übrigens auch, wie relativ das „Vergessen“ von Publikationen dank digitaler Nachweissysteme geworden ist. Möglicherweise also liegen der Verringerung der Zeitspanne, in der ein Artikel zitierwürdig ist, ganz andere Faktoren als ein Überblicksverlust zugrunde. Dass man sich diesen wissenschaftstheoretisch komplexer nähern muss, als es Parolo et al tun, wissen dieses Autoren sicher selbst. Die Wissenschaftsredaktion der SZ könnte das allerdings auch. Dann würde sie angesichts der Normalität des Ergebnisses vielleicht auch etwas vorsichtiger mit Deutungen wie „besorgniserregend“ umgehen. Parolo et al enthalten sich aus gutem Grund solchen Wertungen. Genau genommen bestätigen sie nämlich, dass sich an den Beschleunigungsprozessen seit de Solla Price nichts grundlegend geändert hat. Die untersuchten Disziplinen befinden sich folglich eher auf ihrer ganz normalen Entwicklungsbahn. Die Öffentlichkeit glaubt allerdings bei der Meinungsbildung zum Thema Wissenschaft, so ist zu befürchten, eher der Tagespresse.

(Berlin, 13.02.2015)

Pietro Della Briotta Parolo, Raj Kumar Pan, Rumi Ghosh, Bernardo A. Huberman, Kimmo Kaski. Santo Fortunato (2015) *Attention decay in science*. [Preprint submitted to Elsevier] <http://arxiv.org/abs/1503.01881>

Apps als Brücke zwischen Print und Digital. Das Beispiel Mosaik Magic. 2015-03-31

Bisweilen entdeckt man gute Hinweise auf Möglichkeiten erweiterter Publikationen auch an eher nicht primär im Focus stehenden Stellen. So berichtete unlängst der Tagesspiegel über digitale Erweiterung der Comic-Zeitschrift Mosaik und teasert

„Unter dem Slogan „Das magische Auge“ führt der Mosaik-Verlag jetzt vor, wie sich klassische Print-Produkte elektronisch erweitern lassen“.

Der interessante Aspekt des Ansatzes ist, dass nicht etwa die Printzeitschrift als elektronische Version nachgebildet wird, sondern dass man die Printausgabe per Smartphone-App namens *Mosaik Magic* um Mehrwertdienste, also die digitale Interaktion mit der gedruckten Vorlage ergänzt:

„Die entsprechenden Seiten werden mit dem Smartphone gescannt und schon bekommt man interessante Zusatzinformationen geliefert. Das können kurze Filme sein, die den Entstehungsprozess der entsprechenden Seite zeigen, oder auch Hintergründe zu den gerade laufenden Geschichten.“

Band das Mosaik traditionell solche Zusatzangebote als Sonderseiten in die Mitte der Hefte, werden sie also nun in aus dem Druckbild direkt aktivierbar auch auf dem Smartphone und damit offenbar auch multimedial sichtbar. (Einen Erfahrungsbericht mit der APP gibt es bei [Splashcomics.de](http://splashcomics.de).)

Es liegt auf der Hand, derartige Verfahren auch in wissenschaftlichen Lehrbüchern und anderen Druckpublikationen anzuwenden. Mittels QR-Code lassen sich beispielsweise weiterführende Inhalte, Diskussionsforen zu den Texten oder auch Forschungsdatensätze unmittelbar in mit einem gedruckten Inhalt verbinden. Die Lücke, die bleibt, ist, dass sich diese Praxis eher für mobile Geräte, also Smartphones oder Tablets eignet. Für die Desktopwissenschaft benötigt man dagegen eher wieder möglichst leicht abtippbare Short-URLs.

Generell bleibt bei all diesen Verbindungen mindestens zwei Herausforderungen. Die erste dürfte darin bestehen, die Verknüpfungen auch zeitstabil dauerhaft eindeutig vorzuhalten, was nichts anderes bedeutet, als die Verbindung vom scannbaren Symbol oder der Kurzadresse zu einem entsprechenden auf das jeweilige Objekt weisenden persistenten Identifikatoren zeitoffen abzusichern.

Die zweite liegt dagegen wie bei allen trackbaren Interaktionen zwischen Mensch und Inhalten im Datenschutz. So könnte man prinzipiell anhand der Abrufprofile zu Lehrbüchern nachprüfen, welcher Appnutzer wann welchen Inhalt angesehen hat. Als Big-Data-Pool ist es für die Inhaltsoptimierung sicher praktisch. Bei E-Books wird ein Rezeptionsmonitoring vermutlich aus ähnlichen Gründen attraktiv.

Nun dringt möglicherweise in Printbücher, wovor bereits im Kontext des *E-Learnings* gewarnt wurde. Auch wenn zum Beispiel Madeth May und Sébastien George den Aspekt in einer Art Zweistufenverfahren abzusichern meinen:

„Firstly, we always inform users of any tracking process when they access learning platforms or use CMC tools. Secondly, only on approval of users that any tracking process can take place.“ (May, George, 2011)

stellt sich hier die klassische Frage aller soziodigitalen Monitoringverfahren, wie perspektivisch bei einer breiten Etablierung solcher Lektürepraxen überhaupt Opt-out-Möglichkeiten realisiert werden können, ohne dass ein Opt-out gleichzeitig zu einem Pauschalverdacht führt. Die Frage stellt sich selbstverständlich bei allen trackbaren Lektüre-

formen. Das granulare Aufzeichnen von Interaktionen mit Druckmedien per App wäre aber ein neuer Schritt, der zumindest informationsethisch gründlich durchreflektiert werden sollte.

(31.03.2015)

Martin Jurgeit (2015): *Der Zukunft zugewandt – die Abrafaxe digital*. In: Tagesspiegel.de, 29.03.2015

Madeth May, Sébastien George (2011): *Using Students' Tracking Data in E-learning: Are We Always Aware of Security and Privacy Concerns?* In: IEEE International Conference on Information and Education Technology (ICIET 2011), <http://liris.cnrs.fr/Documents/Liris-5378.pdf>

Die DFG-Fachinformationsdienste und die Anforderungen der Geisteswissenschaften. Zu einem FAZ-Artikel.

2015-04-08

Eine Notiz von Ben Kaden (@bkaden)

Auf der Seite *Forschung und Lehre* der Frankfurter Allgemeinen Zeitung setzt sich heute (Mittwoch, 08.04.2015) der Historiker Martin Schulze Wessel sehr ausführlich mit der Umorientierung der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) im Bereich der wissenschaftlichen Literaturversorgung von Sondersammelgebieten (SSG), bei denen jeweils eine Bibliothek schwerpunktmäßig für ein Wissenschaftsfeld sämtliche verfügbare Fachliteratur zur erwerben anstrebt, in Fachinformationsdienste (FID), die die Fachinformationsversorgung in den Disziplinen flexibler organisieren soll:

„War es das Kernanliegen des alten Systems, durch einen umfassenden Bestandsaufbau nach einheitlichen Kriterien auf möglichst alle Anfragen aus der Wissenschaft reagieren zu können, so kehrt das neue System die Rollen um: Die Wissenschaft selbst soll künftig ihre Erwartungen und aktuellen Bedürfnisse artikulieren; den Bibliotheken wird der enge Austausch „mit bedeutenden Forschungsverbänden im jeweiligen Fachgebiet“ nahegelegt.“

Für eine ausführliche bibliothekswissenschaftliche Analyse der Entwicklung fehlen hier und heute Raum und Zeit. Daher sollen nur kurz zwei Aspekte vermerkt werden, die aus Sicht der Geisteswissenschaften und der geisteswissenschaftlichen Fachkommunikation im Artikel herausgearbeitet werden.

So betont Martin Schulze Wessel die Notwendigkeit einer möglichst vollständigen Sammlung aufgrund der Potenzialität kommender Forschungsfragen:

„Welche Themen künftig relevant sein werden, wissen wir nicht.“

Was heute nicht gesammelt wird, ist in dieser Zukunft häufig nicht mehr zu beschaffen. Die Sammlungen und Bestandsstrukturen wirken also unmittelbar auf die Forschungsmöglichkeiten und auch Forschungsagenden zurück. (Wie die umfassende Sammlung für digitale Quellen vor allem jenseits der offiziellen Publikationskanäle aussieht und gelöst werden kann, ist übrigens ein nach wie vor ungeklärter Aspekt.)

Der zweite für die Geisteswissenschaften bedeutsame Aspekt des Artikels ist die *e-only-policy* des FID-Programms, die, wie Martin Schulze Wessel erläutert, bedeutet, dass beim Vorliegen einer elektronischen Ausgabe diese lizenziert und nicht ein Exemplar der Druckausgabe für den Bestand erworben werden soll. Allerdings kann diese vorrangige Behandlung laut FID-Richtlinien der DFG eingeschränkt werden, „wenn es auch fachlicher Sicht nicht sinnvoll erscheint.“ Warum dies in den Geisteswissenschaften tatsächlich so sein kann, erläutert der Autor folgendermaßen mit einem ökonomischen Argument:

„Die DFG fördert nach eigenem Selbstverständnis den Erwerb des sogenannten „Spitzenbedarfs“, also die forschungsrelevante Literatur. Gerade für dieses Segment bietet sich der Erwerb elektronischer Medien nicht an. Spitzenbedarf sind in den Geisteswissenschaften Bücher, die aufgrund ihres Spezialisierungsgrads von ganz wenigen Personen gelesen werden. Für diesen Bedarf ist der Erwerb eines einzelnen gedruckten Exemplars sehr viel billiger als der Erwerb einer digitalen Lizenz. Fällt dennoch die Entscheidung für den Erwerb des e-books, so wird man aus Kostengründen den Kreis der Nutzer limitieren müssen, das heißt,

man erwirbt keine Nationallizenz, sondern eine vielfältig eingeschränkte: auf eine Bibliothek, auf eine bestimmte Disziplin, möglicherweise auch auf bestimmte Statusgruppen.“

Das Problem einer klaren Lizenzierung und der jeweiligen Reichweite scheint in der Tat bei vielen GeisteswissenschaftlerInnen – so jedenfalls die Erfahrungen aus den Fu-PusH-Befragung – eher als Aspekte wie Lesefreundlichkeit und Materialität eine Hürde für einer weitreichendere Akzeptanz digitaler Publikationsformen zu sein. Ein Hauptanliegen dieser Disziplinen ist eine langfristige und dauerhafte Zugänglichkeit zu Quellen.

Aufgrund der oft als sehr kompliziert wahrgenommenen rechtlichen Lage digitaler Nutzungslizenzen, bei denen jeder Lektüre im Prinzip auch ein explizites nutzungsvertragsrechtliches Geschehen vorausgehen muss, vertrauen die WissenschaftlerInnen daher lieber auf das in dieser Hinsicht unkomplizierte und bewährte Prinzip des gedruckten Exemplars im Bibliotheksregal, das man unmittelbar jetzt und – so die Erwartung – auch in 50 Jahren ohne größere Hindernisse zur Hand nehmen kann.

Nationallizenzen wären für elektronische Bestände ein Lösungskonzept. Eindeutig und frei lizenzierte Open-Access-Publikationen ein anderes und dann besseres, wenn Bibliotheken eigene Archivkopien vorhalten dürfen. Die technischen Bedingungen der Absicherung der Langzeitverfügbarkeit digitaler Publikationen sind ohnehin schon Herausforderung genug. Die Fallstricke eines bei weitem noch nicht ausdifferenzierten digitalen Urheberrechts erschweren die Situation bekanntlich zusätzlich. Und wenn man der Position zustimmt, dass die Aufgabe wissenschaftlicher Bibliotheken eine Dekommodifizierung von Wissen für die Nutzung in der Wissenschaft ist, wäre eine e-only-Erwerbungs politik in vielen Fällen auch aus bibliothekarischer Sicht nicht sinnvoll.

Da hilft es unter Umständen tatsächlich wenig, wenn die DFG verlangt:

„Produkte, die im Rahmen der DFG-geförderten Fachinformationsdienste erworben werden, müssen über geeignete Bereitstellungsmechanismen allen interessierten wissenschaftlichen Nutzerinnen und Nutzern über vertraglich festzulegende Modelle zugänglich gemacht werden können sowie langfristig nachweisbar und verfügbar gehalten werden.“ (DFG-Vordruck: *Grundsätze für den Erwerb von Publikationen im DFG-geförderten System der Fachinformationsdienste für die Wissenschaft*. DFG-Vordruck 12.101-12/12, S.1, PDF-Download)

Denn das muss erst einmal im Einzelfall umgesetzt werden und es ist sogar vorstellbar, dass dieser Passus ausschließt, dass bestimmte Quellen überhaupt angeschafft werden können oder am Ende ein äußerst restriktiver Nutzungsmodus (nur im Lesesaal an besonderen Terminals) steht, der alle Vorteile einer digitalen Ausgabe konterkariert. (So vermerkt das DFG-Merkblatt u.a. „Weiterverarbeitungsfunktionalitäten, wie z.B. der Download und das Ausdrucken von digitalen Inhalten für den persönlichen und wissenschaftlichen Gebrauch, sind Gegenstand der Lizenz.“ (S.7)) Ein „Hybrid“-Erwerb von gedruckter und elektronischer Version, die den Nutzungsinteressen vieler GeisteswissenschaftlerInnen besonders entspräche, schließt das entsprechende Merkblatt der DFG übrigens weitgehend aus:

„Der Erwerb sowohl der gedruckten als auch der elektronischen Version eines Produktes ist nur in Ausnahmefällen möglich, die einer besonderen Begründung bedürfen.“ (DFG-Vordruck: *Grundsätze für den Erwerb von Publikationen im DFG-geförderten System der Fachinformationsdienste für die Wissenschaft*. DFG-Vordruck 12.101-12/12, S.2)

Quelle: Martin Schulze Wessel: *Sammeln für die Interessen von morgen*. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 8. April 2015, S. N 4

Die Hand und das Digitale. Aktuelle Werkzeuge zur Übertragung von Handlichkeit in die Cloud.

2015-04-20

Sehr häufig sind bei der Betrachtung des Verhältnisses von analog zu digital gerade die Schnittstellen interessant. Digitale Technologien bzw. Geschäftsmodelle, die auf analogen Praxen aufsetzen, sehen sich häufig herausgefordert, hier möglichst weiche und für die Anwender aufwandsarme Übergänge zu schaffen. Besondere Aufmerksamkeit erhält dabei das Erzeugen von Zeichen bzw. Bildern mit der Hand. Christoph Schmälzle berichtete am vergangenen Mittwoch im Wissenschaftsteil der Frankfurter Allgemeinen Zeitung unter der Überschrift „Die sehende Hand“ von einer Tagung, die dieses Thema umkreiste:

„Im Anschluss an den Zoologen Gerhard Neuweiler wies [Horst] Bredekamp der motorischen Intelligenz nun eine gattungsgeschichtliche Schlüsselrolle zu: „Handlichkeit“ ist demnach die zentrale Möglichkeitsbedingung für die Entfaltung des Denkens. Mit Blick auf die Zukunft muss offenbleiben, inwiefern das Wischen auf Bildschirmen dieselbe evolutionäre Dynamik entfalten kann wie traditionelle Formen des differenzierten Fingergebrauchs, etwa Zeichnen oder Klavierspielen. Auffällig ist jedenfalls der Befund, dass die neuen Medien die Haptik der alten zunehmend imitieren, sei es aus Akzeptanzgründen, sei es, weil daran nichts mehr zu verbessern ist.“ Christoph Schmälzle: *Die sehende Hand*. [Bericht zum Symposium „Don't touch! Touch screen!“] In: FAZ, 15.04.2015, S. N3)

Wie diese Imitation aussehen kann, zeigt unter anderem die Geschäftsidee von FiftyThree. Bei ihr wird nicht mehr gewischt, sondern mit einem aus Walnussholz geschnitzten Stift direkt auf dem iPad per App gezeichnet. Das Gefühl der Handlichkeit wird halbwegs bewahrt, auch wenn die Widerständigkeit des Zeichenmaterials in diesem post-materialen Szenario nicht der des Papiers entspricht. Die Anwendung zeigt zugleich, dass vermutlich eher das Konzept der Computermaus als Interaktionsmedium mit digitalen Werkzeugen verschwinden wird, als die Idee des Stiftes, die sich in solchen Ideen wiederbelebt findet.

Mix by FiftyThree / Create Together from FiftyThree on Vimeo.

Wer dagegen nach wie vor auf Papier schreiben oder zeichnen will, findet mittlerweile selbstverständlich ebenfalls Dienstleister, die die Übertragung ins Digitale übernehmen. Die Idee der der Mod Notebooks der Firma Need/Want adressiert die Frage, wie man die in den nach wie vor besonders im Moleskine-Format äußerst populären klassischen Notizbücher enthaltenen Notizen, Skizzen, Entwürfe dauerhaft in einer Cloud digital archivieren und zugänglich halten kann. Die Lösung dürfte auch die Post freuen: Man sendet das Notizbuch einfach an den Anbieter, der die Digitalisierung übernimmt und das Analogprodukt im Anschluss wahlweise dem Urheber zurückschickt oder recycelt. Das ganze Dienstleistungspaket (Buch, Porto, Digitalisierung und offenbar auch dauerhaftes Hosting) kostet derzeit \$29. Ein klassisches Moleskine-Notizbuch kostet etwa die Hälfte. Allerdings hat Moleskine vermutlich nicht zufällig Mod-Notebooks, so genannte Livescribe-Notebooks, im Sortiment, die funktional ein wenig zwischen dem *Graphite*-Stift von FiftyThree und eben den Mod-Kladden liegen. Hier wird mit einem – separat erhältlichen und vergleichsweise dann doch eher teuren Smartpen – zugleich auf Papier und per App auf dem Tablet dokumentiert, was die Hand so zu zeichnen hat.

Die Sinnlichkeit der Kreation per Hand ist, wie man sieht, folglich nicht notwendig allein an das Papier gebunden und das Wischen über den Touchscreen als eher grobe Interaktionspraxis nicht der digitalen Taktilität letzter Schluss. Und vermutlich befinden wir uns erst am Anfang einer, wenn man so will, digitalen Sinnlichkeit. Denn das *Handliche* ist am Ende der auch nur eine Variante auf der Beziehungslinie von Körper und Kognition. Und so fragte man auch folgerichtig nach der Tagung, von der die FAZ berichtete:

„Und spätestens seit Ferran Adrià's Einladung zur Documenta 2007 ist das Kulinarische, der Geschmack in seiner elementarsten Form, im Kunstbetrieb angekommen. Eine weitere Frage lag in der Luft: Wo bleibt – nach Auge, Hand und Mund – die Nase?“

(bk / 20.04.2015)

Choose Privacy Week 2015: Was passiert mit unseren Daten in der Bibliothek 2.0?

2015-05-28

Ein Gastbeitrag von Katharina Leyrer

Choose Privacy Week 2015: Was passiert mit unseren Daten in der Bibliothek 2.0?

Michael Zimmer fordert Best Practice Beispiele für den Schutz von Persönlichkeitsrechten

Unter Bibliothek 2.0 versteht Zimmer die Erweiterung traditioneller Bibliotheksdienstleistungen um interaktive, kollaborative und NutzerInnen-orientierte Services, beispielsweise die Bewertung von Medien durch Kommentarfunktionen, die Einbindung von Wikis, Blogs und Diskussionsforen, personalisierte Empfehlungen oder Verknüpfung der Sammlungen und Services mit Web 2.0-Plattformen wie Wikipedia, GoodReads und Facebook. Um dies technisch zu realisieren, kommen in vielen Bibliotheken Cloud-Computing-Lösungen zum Einsatz, die von Dritten bereitgestellt werden.

Da Cloud Computing auf der Erfassung und Sammlung von Daten über NutzerInnen-Aktivitäten basiert, werden hier die bibliothekarischen Normen über den Schutz der Persönlichkeitsrechte der BenutzerInnen erschüttert. In der prädigitalen Bibliothek hatten jahrzehntelang entwickelte und praktizierte Normen, festgelegt beispielsweise in der ALA's Library Bill of Rights, den Datenschutz der BenutzerInnen gesichert: NutzerInnen-Aktivitäten werden nur begrenzt erfasst und für kurze Zeit gespeichert; am physischen Regal ist anonymes Browsen garantiert. Die Web 2.0-basierten Tools erweitern zwar die traditionellen Bibliotheks-Services und ermöglichen personalisierte Dienstleistungen, sind aber gleichzeitig eine Gefahr für den Schutz der Persönlichkeitsrechte der BibliotheksbenutzerInnen. Es ist nun an den Bibliotheken, zu entscheiden, inwiefern sie diese Gefahr in Kauf nehmen, um neue Services anbieten zu können.¹

In einem Pilot-Forschungsprojekt untersucht Zimmer nun, welche Cloud-Computing-Services von Dritten in Bibliotheken zum Einsatz kommen, inwiefern diese die Persönlichkeitsrechte von BenutzerInnen betreffen und wie Bibliotheken damit umgehen. Von diesem Ausgangspunkt sollen Best Practice-Beispiele für die zukünftige Implementierung von Cloud Computing in Bibliotheken erstellt werden. Ziel ist es, einen angemessenen Mittelweg zwischen dem Schutz von Persönlichkeitsrechten und der Bereitstellung kosteneffizienter Services zu finden.

Bisher wird der Schutz von Persönlichkeitsrechten in Digitalen Informationsinfrastrukturen im Bibliothekswesen kaum diskutiert; so hat Zimmer 630 Fachartikel zum Thema Library 2.0 untersucht und festgestellt, dass nur in 7,5% der Artikel Persönlichkeitsrechte thematisiert wurden. Es ist also längst überfällig, einen breiten Diskurs über Datenschutz und Persönlichkeitsrechte im Zusammenhang mit Digitalen Informationsinfrastrukturen zu führen – allen voran unter Bibliotheks- und InformationswissenschaftlerInnen, damit diese bei der Erstellung und Verbesserung digitaler Angebote den Datenschutz stets mitdenken.

Die Aufgabe von Bibliotheken ist damit jedoch nicht zu Ende. Denn Aufgabe von Bibliotheken ist es auch, ihren NutzerInnen die nötige Informationskompetenz zu vermitteln, um zu verstehen, wo ihre Persönlichkeitsrechte im Netz gefährdet und verletzt werden und wie sie sich dagegen wehren können. Die französische Wochenzeitung „Libération“ warnt vor einem digitalen Analphabetismus unbekanntem Ausmaßes, der all den „algorithmischen Totalitarismen“² das Feld überlässt³.

1. Choose Privacy Week 2015: Toward a Set of Best Practices to Protect Patron Privacy in Library 2.0 [Elektronische Ressource] / by Michael Zimmer. – Chicago : ALA, 2015. – Online-Ressource Adresse: <https://chooseprivacyweek.org/choose-privacy-week-2015-toward-a-set-of-best-practices-to-protect-patron-privacy-in-library-2-0/> Gesehen: 15.5.2015.

2. Privacy Week [Elektronische Ressource] : Our Story. – Chicago : ALA, 2015. – Online-Ressource Adresse: <https://chooseprivacyweek.org/our-story/privacy-week/> Gesehen: 15.5.2015.

Auch die ALA beschreibt die aktuelle Situation auf der Seite „Choose Privacy Week“ als bedenklich: Viele BürgerInnen würden nicht realisieren, dass ihre Online-Suchanfragen, Telefongespräche und Online-Einkäufe von Regierungsorganisationen nachverfolgt werden können und haben sich damit abgefunden, dass ihr Recht auf Privatsphäre unterlaufen wird: „convenience and fear trump the fundamental right of privacy“⁴.

Quellen:

- Choose Privacy Week 2015: Toward a Set of Best Practices to Protect Patron Privacy in Library 2.0 [Elektronische Ressource] / by Michael Zimmer. – Chicago : ALA, 2015. – Online-Ressource Adresse: <https://chooseprivacyweek.org/choose-privacy-week-2015-toward-a-set-of-best-practices-to-protect-patron-privacy-in-library-2-0/> Gesehen: 15.5.2015.
- Privacy Week [Elektronische Ressource] : Our Story. – Chicago : ALA, 2015. – Online-Ressource Adresse: <https://chooseprivacyweek.org/our-story/privacy-week/> Gesehen: 15.5.2015.
- Privacy Week [Elektronische Ressource] : The Situation. – Chicago : ALA, 2015. – Online-Ressource Adresse: <https://chooseprivacyweek.org/our-story/the-situation/> Gesehen: 15.5.2015.
- Surveillance [Elektronische Ressource] : pour un autre politique des algorithmes / Olivier Ertzscheid. – Paris : SARL Libération, 2015. – Online-Ressource Adresse: http://ecrans.liberation.fr/ecrans/2015/05/09/surveillance-pour-une-autre-politique-des-algorithmes_1302062 Gesehen: 15.5.2015.

Katharina Leyrer studiert am Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft der Humboldt-Universität zu Berlin und arbeitet als studentische Mitarbeiterin im Fu-PusH-Projekt.

3. Privacy Week [Elektronische Ressource] : The Situation. – Chicago : ALA, 2015. – Online-Ressource Adresse: <https://chooseprivacyweek.org/our-story/the-situation/> Gesehen: 15.5.2015.

4. Surveillance [Elektronische Ressource] : pour un autre politique des algorithmes / Olivier Ertzscheid. – Paris : SARL Libération, 2015. – Online-Ressource Adresse: http://ecrans.liberation.fr/ecrans/2015/05/09/surveillance-pour-une-autre-politique-des-algorithmes_1302062 Gesehen: 15.5.2015.

Clipper – ein Werkzeug zur Annotation von „time-based-media“.

2015-06-08

Über die Repositories-Mailingliste der JISC wurde heute ein von eben dieser JISC im Rahmen des Research Data Spring gefördertes Projekt namens *Clipper* mit dem Aufruf zum Feedback gestreut. Mit dem auf den ersten Blick, nämlich dem des Demos, erfreulich überschaubar gehaltenen und auf HTML5 setzenden Werkzeugs soll es möglich sein, Bewegtbild, Tonaufnahmen und also so genannte „time-based media“ zu markieren und zu annotieren sowie die Annotationen, mit einem URI versehen, zu teilen. In der Beschreibung liest sich das folgendermaßen:

Users will be able to specify what parts of a video or audio recording to select and share in the form of ‘virtual clips’, by indicating a source, start and end time. In addition, they can associate descriptive textual annotations with each clip that are used as a basis for exploratory search across clip collections. Clips from the same, or different, video and audio files, can be combined to create a clip playlist – which we call ‘cliplists’ – that enable researchers to structure and view the data according to their coding themes. Rather than just embedding an online video or linking to one, Clipper opens up new possibilities for research data service development using time-based media.

Ein Democlip auf Youtube visualisiert das entsprechend:

Das Potential einer derartigen Lösung ist nicht nur für die Film- und Medienwissenschaft sondern vielleicht sogar für eine auf YouTube referenzierende Social Annotation sofort einsichtig. Dass es als Open-Source-Anwendung vorliegen wird, macht es nur noch sympathischer und entsprechende Erweiterungen wahrscheinlicher. Da das Werkzeug jedoch noch in Entwicklung ist, kann man aktuell nicht allzu viel mehr dazu sagen. Aber vielleicht ergänzen, dass der hinter dem Projekt stehende John Casey auch die Stärken des Mediums Papier in einer Weise zu würdigen versteht, der wir uns aus eigener Erfahrung gern anschließen.

In Deutschland werden kaum digitale Lehrbücher verkauft. Meldet die FAZ.

2015-06-10

Mittlerweile liegen die Wirtschaftszahlen des deutschen Buchhandels für das Jahr 2014 vor und werden heute eifrig in der Presse referiert. Unter anderem berichtet der Wirtschaftsteil der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, dass das Ende der Trilogie *Shades of Grey* eine spürbare Delle im Gesamtumsatz hinterließ. Spannender aus Fu-PusH-Perspektive ist jedoch ein anderer Aspekt: von den in Deutschland verkauften E-Books sind offenbar nur 6 % dem Bereich Sachbücher zuzuordnen. Die Zeitung merkt dazu an:

„Das deckt sich mit Erfahrungen von Fachbuchverlagen, wonach vor allem Lehrbücher immer noch zu 90 Prozent als gedruckte Ausgabe gekauft werden, weil man sich so besser einen Überblick über den Inhalt verschaffen und mit ihm aktiv arbeiten kann (Anmerkungen, Hervorhebungen, Hinweise).“

Das kontrastiert ein wenig das Leitnarrativ, welches der Verleger Matthias Ulmer 2009 in der Frühphase des Konfliktes um die Digitalisierung von Bibliotheksbeständen für die Nutzung an elektronischen Leseplätzen in Bibliotheken (§ 52b UrhG) in einem Brandartikel im Boersenblatt begründete. Er schrieb:

„Seit vergangener Woche ist das Lehrbuch in Deutschland tot.“

Sechs Jahre danach muss man sagen: Es lebt offenbar. Vielleicht liegt das auch daran, dass das ebenfalls sehr plastisch modellierte Szenario

„Der Buchhändler vor den Toren der Uni geht vor seinen Auslagen auf und ab und wundert sich. Nach der Vorlesung strömen die Studenten nicht zu ihm, um die Literatur für das Semester zu kaufen, sie strömen mit gezücktem USB-Stick in die Bibliothek.“

gar nicht so viel mit der Realität zu tun hat(te), eben weil – siehe Zitat aus der FAZ – eine digitale Kopie eines Lehrbuchs, zumal eine, die eher nur ein reines Scanabbild darstellt, nicht dem entspricht, was einer auf Lernerfolg gerichteten Auseinandersetzung mit solchen Medien entspricht. Erstaunlich ist freilich, dass sich digitale Varianten, die derartige *Enhancements* bieten, bisher nicht auf dem Buchmarkt durchsetzen konnten. Die Gründe dafür sind vermutlich vielfältig und reichen vom diesbezüglich überschaubaren Angebot seitens der Verlage bis hin zu den Anforderungen an die Hardware, die nicht selten eine simple aber grundsätzliche Nutzungshürde darstellen.

Eine Lösungsvariante könnte man in browserbasierten und eher als E-Learning-Applikationen denn als Lehrbücher zu verstehenden Vermittlungsformen sehen. Annotieren, Hervorheben, Kommentieren, Teilen sind Grundprinzipien zeitgenössischer Webnutzung und für alle dieser Nutzungsformen sind anwendbare Werkzeuge längst entwickelt. Wie entsprechende tragfähige Geschäfts- und Lizenzmodelle aussehen können und wie sich traditionelle Lehrbuchverlage, die mehr denn je Softwareentwicklungspartner brauchen, dabei aufzustellen vermögen, ist dagegen sicher eine noch zu bewältigende Herausforderungen. Entsprechend verwundert es nicht, dass der Printmarkt für Lehrbücher nach wie vor deutlich größer ist als der Digitalmarkt. Sowohl Form wie auch Nutzungsregeln sind sofort einsichtig und weithin bekannt. Und dazu kommt, dass man mit dem gedruckten Lehrbuch ohne Login und unter jeder Lichtquelle sofort in die Interaktion mit dem Lernstoff einsteigen kann. Für die Mehrzahl der Lehrbuchnutzer_innen dürfte dies nach wie vor ein maßgebliches Kriterium sein.

(bk / 10.06.2015)

FAZ / geg.: *Dem Buchhandel fehlen die Bestseller*. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 10.06.2015, S. 21
Matthias Ulmer: *Die Landesbibliothek als Copyshop*. In: boersenblatt.net, 02.04.2009

THIS BOOK WAS PRODUCED USING
PRESSBOOKS.COM

THIS BOOK WAS PRODUCED USING
PRESSBOOKS.COM

Das Oligopol der Wissenschaftsverlage und die Geisteswissenschaften 2015-06-15

Eine Notiz zu

(2015): *The Oligopoly of Academic Publishers in the Digital Era*. In: PLOS ONE. June 10, 2015. DOI: 10.1371/journal.pone.0127502

von Ben Kaden (@bkaden)

Nachdem das Fu-PusH-Projekt (also Michael und ich) unlängst vor der Herausforderung standen, in einem Interview für ein Studienprojekt möglichst kompetent Auskunft über Perspektiven in den Sozial- und Geisteswissenschaften zu geben und aus unserer Erfahrung heraus konstatieren mussten, dass die Publikationsbedingungen im HSS-Bereich disziplinär doch sehr unterschiedlich sind, fühlen wir uns nun nachträglich durch eine aktuelle Studie von Bibliotheks- und Informationswissenschaftlern der Université de Montréal sehr bestätigt. stellen für das Publizieren in den Geisteswissenschaften fest:

„On the other hand, papers in arts and humanities are still largely dispersed amongst many smaller publishers, with the top five commercial publishers only accounting for 20% of humanities papers and 10% of arts papers in 2013, despite a small increase since the second half of the 1990s. The relatively low cost of journals in those disciplines—a consequence of their lower publication density—might explain the lower share of the major commercial publishers. Also, the transition from print to electronic—a strong argument for journals to convert to commercial publishers—has happened at a much slower pace in those disciplines as the use for recent scientific information is less pressing. Moreover, these disciplines make a much more important use of books and generally rely on local journals, all of which are factors that make it much less interesting for big publishers to buy journals or found new ones in the arts and humanities.“

Die nach wie vor starke Konzentration auf das Medium Buch (bzw. die Monografie), überschaubare Erwerbungskosten für geisteswissenschaftliche Publikationen und ein eher zurückhaltender Umgang mit der digitalen Transformation sowie nicht zuletzt die vergleichsweise langsamere Kommunikationsgeschwindigkeit – alles Aspekte, die sich auch in den Fu-PusH-Interviews ermitteln ließen – haben im Nebeneffekt dazu geführt, dass im geisteswissenschaftlichen Publikationsbereich bis heute eine recht große Vielfalt an Verlagen erhalten blieb. Für die *Big Five* – Reed-Elsevier, Wiley-Blackwell, Springer, Taylor & Francis und Sage Publications – sind andere wissenschaftskommunikative Felder als Schwerpunktgeschäft offenbar interessanter. Was ganz und gar nicht heißt, dass es im geisteswissenschaftlichen Bereich nicht auch Konzentrationsbestrebungen gibt, wie beispielsweise in Deutschland die Verlagspolitik des Verlag Walter De Gruyter in den vergangenen Jahren deutlich zeigte.

Dessen Publikationen sind allerdings proportional nicht durchgängig umfassend im *Arts and Humanities Citation Index* erfasst, weshalb sie der Studie vermutlich entgingen. Diese ermittelt, dass 20% der geisteswissenschaftlichen Publikationen über die Big Five veröffentlicht werden. In den Sozialwissenschaften sind es 70%. Der Durchschnittswert für alle wissenschaftlichen Publikationen liegt bei 50% (immer vor dem Hintergrund der Datenbasis des *Web of Science*).

Die Fu-PusH-Interviews legen darüberhinaus nah, dass es in den unterschiedlichen Disziplinen durchaus Konzentrationen gibt, die eng an die Reputation eines Verlages gebunden sind, was insbesondere auch für monografische Publikationen zutrifft. So hat man selten mehr als drei bis vier prestigeträchtige Verlage, die als Publikationsorte für das erste und das zweite Buch als wirklich reputationsbildend gelten. Allerdings eben oft spezialisiert pro Disziplin, was die geisteswissenschaftliche Verlagsvielfalt begründet. Insgesamt gilt auch hier:

„researchers are still dependent on one essentially symbolic function of publishers, which is to allocate academic capital“

was es für neue Akteure und insbesondere das Publizieren abseits etablierter Verlagsstrukturen sehr schwer macht. Open Access ist etwas, das prinzipiell sehr viele Wissenschaftler_innen begrüßen. Wenn es aber darum geht, karrierewirksame Publikationslisten zu kumulieren, bleibt man lieber auf Distanz, jedenfalls dann, wenn die entsprechenden Verlage auf diese Distanz bestehen. Dies betrifft ausdrücklich auch die Generation der mutmaßlichen Digital Natives. Denn bis heute belohnen die Wissenschaftsgemeinschaften im Zweifelsfall eine traditionellen Mustern folgende Publikationskonformität. schreiben beschreiben die gegenwärtige Situation entsprechend nicht überraschend so:

„Young researchers need to publish in prestigious journals to gain tenure, while older researchers need to do the same in order to keep their grants, and, in this environment, publishing in a high impact Elsevier or Springer journal is what ‘counts’. In this general context, the negative effect of various bibliometric indicators in the evaluation of individual researchers cannot be understated.“

Wobei die Reputationseffekte geisteswissenschaftlicher Verlage in Deutschland eher auf Ruf, persönlichen und wissenschaftssozialen Netzwerken sowie den fachgemeinschaftlichen Stellungen der Herausgeber beruhen, als auf Impact-Messungen. Die Frage, was besser ist – vermeintlich harte Evaluationskriterien mit einem oft fragwürdig konstruierten Hintergrund (*Impact-Factor*) oder weiche traditionsbasierte Anerkennungsmechanismen – ist derzeit kaum entscheidbar. Beides funktioniert für bestimmte Akteure recht gut und für andere gar nicht und reproduziert jeweils weitgehend bestehende Strukturen. Die breite Ablehnung von Evaluationsansätzen und die Warnung vor einer Szientifizierung, wie sie in den deutschen Geisteswissenschaften (und Wissenschaftsfeuilletons) häufig zu beobachten bzw. zu hören ist, fußt ja nicht zwingend im Willen, Wissenschaft anders und weniger deterministisch zu denken, sondern durchaus hin und wieder im Bestreben, den eigenen Status mitsamt einem sehr spezifischen wissenschaftskulturellen Idealbild abzusichern. Das Pochen auf Qualitätssicherung und zwar nach Ansätzen, die bisher alternative Publikationskanäle mit anderen Sichtungskriterien weithin ausklammern, lässt sich durchaus auch als ein Pochen auf die eigene Auswahlkompetenz interpretieren. Es gibt selbstverständlich auch andere Diskursformationen. Wer jedoch schon einmal Zeuge erbitterter fachgesellschaftlicher Diskussionen darüber wurde, ob man E-Only-Publikationen als wissenschaftswürdig anerkennen sollte, der schüttelt solche Vermutung nicht ganz leicht wieder ab.

Publikationsqualitativ ist nach dem weitgehenden aus Spargründen (und weil die Wissenschaftler_innen einfach mitspielen) Aussterben eines soliden Wissenschaftslektorats spielt die Publikationsinstanz im digitalen Publizieren kaum mehr eine Rolle. Der *Scholar-2.0* übernimmt dank eigenem Blog- und Twitternetzwerk sogar die Öffentlichkeitsarbeit in die Zielgruppe. Die Hauptfunktion der Verlage scheint heute an sehr vielen Punkten darin zu liegen, in einer prinzipiellen Unübersichtlichkeit wissenschaftlichen Outputs als allgemeines Orientierungs- und Filterlabel zu fungieren. Das kann durchaus sinnvoll sein. Die aktuelle Frage ist allerdings, wie viel sich die Wissenschaft dies kosten lassen möchte. Das aktuelle Desiderat, dass angesichts der zweifellos vorliegenden Konzentrationsprozesse deutlich im Raum steht, sind alternative Mechanismen, zur Ermittlung der Güte wissenschaftlicher Publikationen. Digitale Datenkulturen bieten dafür weit über herkömmliche Zitationsmessungen hinausreichende Ansätze. Eine zeitgemäße Bibliothekswissenschaft (in Kooperation mit weiteren Akteuren) wäre sicher ein naheliegendes Feld, dass sich systematisch an die Entwicklung von Alternativen sowohl zu dem in die Jahre gekommenen Science Citation Index und zu den bisher sehr kurz greifenden altmetrischen Ansätzen begeben könnte. Bestandsanalysen wie die vorliegende schaffen es in jedem Fall, die Notwendigkeit solcher Entwicklungen zu verdeutlichen.

Gibt es Schnittmengen zwischen digitalem Journalismus und digitaler Wissenschaftskommunikation?

2015-07-01

Eine Notiz von Ben Kaden (@bkaden)

Die Beobachtung von Trends im Bereich der *Enhanced Publikationen* im Rahmen des Fu-PusH-Projektes zeigt, dass es für das erweiterte Publizieren im Web derzeit einen besonders heißlaufenden Innovationsinkubator gibt. Dieser befindet sich nicht im Feld der Wissenschaft sondern im Onlinejournalismus. Das *NiemanLab*, stabil zu empfehlen-der Anlaufpunkt zu Entwicklungen in diesem Bereich, veröffentlichte daher gestern einen Beitrag, in dem Ideen des Facebook-CEOs Mark Zuckerberg zur Zukunft einer Facebook-moderierten journalistischen Arbeit zusammengefasst werden.

Auffällig ist an dieser Entwicklung, dass die Einbindung und Dissemination von journalistischen Inhalten (man kann beim *Digital Journalism* wohl nicht mehr wirklich von *Presse* und vermutlich auch nicht mehr von *Artikeln* sprechen) in diesem Szenario nicht mehr als Erweiterung verstanden werden kann. Vielmehr wird das Soziale Netzwerk direkt zur Publikationsplattform. Inwieweit die Inhaltsobjekte unanabhängig genug sind, um auch außerhalb von Facebook vernetzt zu werden. Eindeutig lässt sich jedoch auch hier ein Anspruch an Granularisierung, also das Zergliedern von Inhaltselementen bzw. Teilen einer Story in separat publizier- und vielleicht kombinierbare Einheiten feststellen. Zuckerberg:

„There’s an important place for news organizations that can deliver smaller bits of news faster and more frequently in pieces.“

Die zweite aus Sicht der Publikationserweiterungen relevante Entwicklung zeichnet sich im Bereich multimedialer Inhalte bzw. „rich content“ ab:

„On richness, we’re seeing more and more rich content online. Instead of just text and photos, we’re now seeing more and more videos. This will continue into the future and we’ll see more immersive content like VR. For now though, making sure news organizations are delivering increasingly rich content is important and it’s what people want.“

Inwieweit sich gerade aus der Prognose einer zunehmenden Bedeutung von Prinzipien der virtuellen Realität – ein Ansatz an dem sich vor einigen Jahren aus einer anderen Warte der Hype um *Second Life* abarbeitete – auch in die Wissenschaft einbringen werden, muss man genauso abwarten, wie die Klärung, ob und wie weit man in solchen Zusammenhängen überhaupt noch von Publikationen sprechen kann. Die virtuellen Forschungsumgebungen wurden jedenfalls vorerst weitgehend als zu mächtig, teuer und unpraktisch für die alltägliche Forschungsarbeit zugunsten einzelner und weniger aufwendiger digitaler Werkzeuge als Entwicklungshorizont für die digitale Wissenschaft zurückgestellt.

Geht man jedoch zum Beispiel im Feld der Digital Humanities davon aus, dass sich einzelne Elemente (z.B. 3D-Simulationen) sinnvoll und leicht zugänglich so granularisieren lassen, dass sie entweder als Laborsimulationen oder als Forschungsdokument in den Prozess der wissenschaftlichen Kommunikation eingebunden werden können, ist es keinesfalls abwegig, auch derartige Elemente für zukünftige Publikationsszenarien in den Geisteswissenschaften in Betracht zu ziehen.

Was multimediale Inhalte betrifft, stellt das Urheberrecht bekanntlich nach wie vor eine ganz zentrale Hürde für eine stärkere Verbreitung dar. Im Idealfall produzieren die WissenschaftlerInnen derartige Inhalte natürlich selber, wie

es beispielsweise bei der Visuellen Anthropologie ja schon lange geschieht. Erforderlich wäre hierfür jedoch eine einschlägige Medienkompetenz, die in den Methodenkanon der meisten Fächer erst noch integriert werden müsste. Darüber, ob *visual storytelling* überhaupt eine Option zur Kommunikation von Forschungsergebnissen bzw. zur Gestaltung von Forschungsnarrativen sein kann oder sollte, müssen sich zudem die entsprechenden Fachgemeinschaften überhaupt erst einmal verständigen und dann passende Formate entwickeln.

Insofern bestehen durchaus deutliche Unterschiede zwischen dem webbasierten Publizieren im Journalismus und digital vermittelter wissenschaftlicher Kommunikation. Das sollte die am Thema wissenschaftlichen Publizieren Interessierten allerdings nicht davon abhalten, die Entwicklungen im digitalen Journalismus, die meist mit deutlich höheren Entwicklungs- und Experimentierbudgets ausgestattet sind, im Blick zu behalten. Die genannten Grundprinzipien – Granularisierung z.B. zu Nanopublikationen, multimediale Anreicherungen und partiell auch Simulationen – und auch der Wunsch nach Beschleunigung der Vermittlung weisen durchaus eine gewisse Deckung mit den Ansprüchen wissenschaftlichen Publizierens auf. Und nicht zuletzt vom Datenjournalismus kann die Wissenschaft hinsichtlich des Aspektes der Visualisierung und Forschungsdatenpublikation sehr viel lernen.

NiemanLab / Laura Hazard Owen: *Mark Zuckerberg has thoughts on the future of news on Facebook*. In: niemanlab.org, 30.06.2015

De Gruyter denkt Publikationen von der Technologie her. Und weitere Eckpunkte des BBKs vom 07.07.2015.

2015-07-08

Eine Notiz von Ben Kaden (@bkaden)

Beschäftigt man sich mit der Zukunft des wissenschaftlichen Publizierens, so ist – derzeit jedenfalls noch – von großer Bedeutung, welche Vorstellungen die Wissenschaftsverlage, tradierte Intermediäre zwischen den Publikationen und den Bibliotheken als Großabnehmern, von dieser haben. Wenn nun Anke Beck, Geschäftsführerin des Verlages Walter De Gruyter, im Berliner Bibliothekswissenschaftlichen Kolloquiums (BBK) des Instituts für Bibliotheks- und Informationswissenschaft der Humboldt-Universität zu Berlin die „Positionierung eines mittelständischen Verlages“ in der aktuellen wissenschaftsverlegerischen Landschaft beschreibt, ist das folglich ein vielversprechender Termin. Und in der Tat erhielt man als Beobachter einen sehr guten Einblick in das Denken, Planen und Selbstverstehen solcher Akteure.

Anke Beck mühte sich sichtlich, eventuellen Vorurteilen und nicht nur positiven Einschätzungen präventiv entgegenzuwirken, die nicht zuletzt während der recht offensiven und öffentlichkeitswirksamen Umstrukturierungen durch ihren Vorgänger Sven Fund gerade im geisteswissenschaftlichen Bereich und auch im Bibliothekswesen entstanden. De Gruyter, so betonte sie, sei ein Familienbetrieb, dem es gerade nicht um die Erhöhung des Shareholder-Value ginge und der auch jeder Börsenhandelslogik enthoben wirtschaften kann. Damit macht er jährlich etwa 50 Millionen Euro Umsatz. Im Vergleich zu den wirklich großen Verlagen, Springer und Elsevier zum Beispiel, ist das nicht nur auf dem Tortendiagramm, mit dem die Betonung der Überschaubarkeit unterstrichen wurde, wenig. Sondern auch objektiv. Mit 300 MitarbeiterInnen besitzt De Gruyter etwa die Größe des Wiener Springer Verlags. Diese sorgen dafür, dass u.a. 1300 Buchtitel im Jahr und 700 laufende Zeitschriften erscheinen und die 40 Datenbanken gepflegt werden. Im Vergleich zu anderen mittelständischen Wissenschaftsverlagen in Deutschland ist das wiederum gewaltig.

Dass es die Megaverlage gibt, wird ökonomisch für De Gruyter deshalb zum Problem, weil diese bereits mächtig genug sind, um die begehrten Bibliotheksbudgets schon allein weitgehend abzuschöpfen. Die Abnehmer, also die Bibliotheken, dagegen wolle möglichst große Pakete, weshalb ein anderer Schritt für De Gruyter die Bildung von Vertriebspartnerschaften u.a. mit diversen *University Presses* (zum Beispiel dieser) ist. Komplementierung statt Konkurrenz ist dabei das Motto. Auf der technischen Ebene kommt ein weiteres K-Wort dazu: Kompatibilität. Eine große Vielfalt an E-Publikationen, die allesamt denselben technischen Standards folgen und somit auch sehr gut automatisiert verarbeitbar sind können – so dürften derzeit die Ansprüche der Bibliotheken aussehen.

Und um die allein geht es bekanntlich diesem Zweig des Verlagswesens. Die Individualkunden sind für dieses Segment nur Beifang, was sich übrigens, wie Anke Beck auf Nachfrage betonte, auch nicht änderte, gestaltete man die Preisgestaltung für Individualkunden freundlicher. Entsprechende Versuche der hausinternen Marktforschung hätten ergeben, dass zum Beispiel die Lehrbuchzielgruppe der Studierenden die Literaturversorgung von ihrer jeweiligen Bibliothek einfordert und keinesfalls gewillt ist, sich mittelpreisige Titel ins Regal zu stellen. Vor einigen Jahren berichtete der *Buchreport* über eine dänische Studie, die u.a. ermittelte:

„Nur 46% kaufen das Lehrbuch neu.“

und:

„Rund 88% der Studenten finden Lehrbücher zu teuer.“

Aber einige kaufen es eben doch. Zugegeben anekdotische Erfahrungen zum Beispiel mit Studierenden des IBI zeigen, dass der Besitz eines Exemplars nach wie vor als hilfreich für die Bewältigung des Studiums angesehen wird. Wobei „Besitz“ die Druckausgabe meint, was auch erklärt, warum das digitale Lehrbuch bislang noch nicht auf allzu große Nachfrage stößt.

Perspektivisch könnte das, wie so vieles im Bereich der Wissenschaft, anders aussehen. Statt Lehrbüchern könnte es multimediale, vielleicht MOOC-basierte Interaktionsplattformen geben und das wissenschaftliche Publizieren offen, dicht vernetzt und semantic-web-basiert geschehen. Die Wissenschaftsförderung setzt zumindest sehr auf Open Access, wobei die Bedingungen dafür je nach Förderer und / oder Land unterschiedlich aussehen können. Eine Reaktion darauf dürfte der Kauf der polnischen Open-Access-Publikationsplattform *Versita* gewesen sein, der für De Gruyter wohl weniger wegen des Portfolios und mehr wegen der Expertise im OA-Bereich als Akquisition interessant erschien.

Zugleich wuchs der Anteil der Open-Access-Zeitschriften bei De Gruyter dadurch erheblich. Auch das wachsende Feld der Open-Access-Monographien kann offenbar über De Gruyter Open gut bedient werden. Andere Zukäufe – Birkhäuser, Oldenbourg, Akademie Verlag – waren vor allem strategische Entscheidungen. Durch die Übernahme von in bestimmten Wissenschafts- und Fachgemeinschaften etablierten Verlagsmarken sichert man sich einen Zugang zu diesen Zielgruppen. Das ist möglicherweise nicht zwingend für den unmittelbaren Absatz von Bedeutung. Aber, was leider im Vortrag etwas kurz kam, vermutlich als Attraktor für die Gewinnung von relevanten AutorInnen, deren Beiträge letztlich dafür sorgen, dass De-Gruyter-Titel für die Fachgemeinschaften relevant und daher für die diese versorgenden Bibliotheken notwendig erwerbbar bleiben.

Der zweite Grund für Zukäufe und damit ein Umsatzwachstum liegt in der festgestellten Notwendigkeit, angesichts einer schwer abschätzbaren Entwicklung der Mittelverteilungen in der Wissenschaft in den nächsten Jahren, unterschiedliche Geschäftsmodelle zu testen und parallel erheblich in eine zeitgemäße technische Infrastruktur zu investieren. Die Zukunft ist ganz klar digital und bei De Gruyter, wo man, wie Anke Beck betonte, Publikationen nicht vom Medium Buch oder Zeitschrift oder Datenbank her denkt, sondern konsequent von der Technologie her, strebt man das an, was in anderen Zusammenhängen Nanopublikationen genannt wird.

Es handelt sich dabei um XML-basierte *Content*-Objekte die zu einem Format der Wahl frei kombiniert werden können. Die Frage, inwiefern WissenschaftlerInnen bereit oder befähigt sind, Publikationen in solchen Strukturkategorien zu verfassen (oder coden), blieb diesmal unbesprochen, vielleicht auch, weil eine solche Zukunft eben noch nicht da ist. Momentan ist es zunächst wünschenswert, wenn die Manuskripte möglichst gering vorformatiert eintreffen, damit man aus diesen XML-Daten erstellen kann, die wiederum zu den PDFs werden, welche sich die NutzerInnen herunterladen und / oder ausdrucken können.

Der Verlag agiert hier also besonders als ein Formatdienstleister. Nicht nur angesichts einer solchen Ausrichtung liegt es nahe, dass man auch Technologieanbieter als direkte Wettbewerber sieht. Gerade von Google erwartet Anke Beck zunehmend Aktivitäten in diesem Bereich. Hält man dagegen, mit welcher Nüchternheit Google sein Google-Scholar-Programm bisher im Vergleich zum technisch Machbaren quasi innovationsreduziert hält, kann man in dieser Beziehung allerdings noch wenig Nachdruck erkennen. Als Konkurrenz und vielleicht auf Augenhöhe relevanter wären in diesem Kontext eventuell doch Netzwerkplattformen wie *ResearchGate* oder *ScienceOpen*, die sehr konsequent und wissenschaftsnah bestimmte Stärken des Digitalen ins Zentrum ihrer Geschäftsmodelle rücken. Ob dagegen institutionelle oder Fachrepositorien als mögliche Publikationsinfrastrukturen für das Self-Publishing bzw. den grünen Weg des Open Access aus Sicht De Gruyters ebenfalls in diese Kategorie fallen, blieb offen.

Open Access ist nicht zuletzt angesichts förderpolitischer Vorgaben selbstverständlich allgegenwärtiges Zentralthema. In der grünen Variante erwartungsgemäß mit Embargo, damit der Verlag ein Zeitfenster für den Absatz bekommt. In der goldenen Variante, also als direktes Geschäftsmodell, mutmaßlich lieber, auch wenn die Erlöse aktuell, so Anke Beck, eher noch klein sind. Generell bringt freilich ohnehin Print noch deutlich höhere Umsätze als die digitalen Publikationen, wobei das Verhältnis sich je nach Schwerpunkt erheblich unterscheidet. In den drucklastigen Bereichen, also vor allem allen bildorientierten Disziplinen, kommt man durchaus auf 80-90 % und es zeichnet sich auch nicht ab, dass diese Fächer (Architektur, Archäologie, Kunstwissenschaften u.ä.) allzu bald vom Druckparadigma abrücken.

Dass Open Access dort nicht unbedingt sinnvoll ist, wo große Pakete veräußert werden, illustrierte Anke Beck schließlich bei den Ausführungen zum eigentlichen Wachstumstreiber. Denn genaugenommen wächst De Gruyter nicht so sehr durch die Erweiterung des Portfolios und schon gar nicht in Mitteleuropa, wo der Markt bestenfalls stagniert und schwer kalkulierbare Entwicklungen in der Wissenschaftsförderung der Entwicklung langfristig ausgerichteter Geschäftsmodelle entgegenstehen. Sondern im arabischen Raum und in China. Und für diese Märkte, so war zu

erfahren, muss man mit einigem Aufwand die Pakete vorsortieren. Dass kann man so oder so deuten. Aber vermutlich eher so. Für die Wissenschaft westlichen Zuschnitts stellt sich ohnehin die Frage, inwieweit ihrer Werte und Normen in weniger liberalen Regionen Universalität beanspruchen können. Das wäre mal ein schönes Thema für ein gesonderstes Symposium, gern natürlich auch mit VertreterInnen aus der Wissenschaftswirtschaft.

Als Ausblick bleibt die Feststellung, dass die Gegenwart des wissenschaftlichen Publizierens aus Sicht eines mittelständischen Verlags sehr printgeprägt ist, für die Zukunft jedoch nahezu volldigitale Zustände erwartet werden. Für die muss man sich mit passenden Geschäftsmodellen, Vertriebspartnern und Vertriebswegen, einer adäquaten technischen Infrastruktur und einem Konzept rüsten, welche Form für welchen Inhalt eigentlich in diesen Kontexten als Verkaufs- oder Lizenzierungsgrundlage (= Publikation) funktioniert. Ein wenig fehlte aus einer (bibliotheks)wissenschaftlichen Sicht eine Idee, wie sich De Gruyter als gestaltende Größe im Bereich der Wissenschaftskommunikation idealerweise auch in Dialog mit Wissenschaft und Bibliotheken einzubringen plant. Dass sich Anke Beck der Diskussion in einem Rahmen wie dem BBK stellt, ist jedoch zweifellos ein schöner Schritt in diese Richtung.

(Berlin, 08.07.2015)

Social Annotation und Genius.com

2015-07-10

In der Frankfurter Allgemeinen Zeitung (bzw. online) erschien unlängst ein Interview mit dem Hildesheimer Literaturwissenschaftler Guido Graf. Während der Anlass – die Vergütung von Autoren nach Zahl der gelesenen Seiten, wie sie Amazon gerade forciert – ist aus Fu-PusH-Sicht nicht ganz zwingend relevant. Anders verhält es sich mit bestimmten Schlussfolgerungen. So wird das Konzept des offenen Dokuments offenbar auch für die Literatur interessanter:

„Das sind Texte, die nicht unbedingt abgeschlossen sein müssen, die nicht die Form eines klassischen Romans oder einer Novelle haben müssen, sondern sich wie bei der Fernsehserie eher wuchernd entwickeln können, ohne dass man am Anfang weiß, wie es irgendwann weitergeht.“

Noch interessanter und zwar eventuell auch vor dem Hintergrund einer Art „Citizen Scholarship“ ist die Erwähnung der Plattform genius.com:

„Ich finde das großartig. Dieses Angebot setzt nur konsequent fort, was Genius.com vorgemacht hat. Diese Seite begann einst als Rap.genius und bietet mittlerweile zahlreiche Sparten, unter anderen auch Lit.genius, wo Leser sich gegenseitig Texte erklären. Hier versammelt sich ein eher jüngeres Publikum aus Pop-affinen Kontexten, um neben Kendrick Lamar oder J Dilla gemeinsam auch Shakespeare, Dante oder Jonathan Franzen zu lesen und zu diskutieren. Das ist zukunfts zugewandtes Social Reading!“

Dabei muss es gar nicht auf ein jüngeres Publikum und den außerakademischen Bereich beschränkt bleiben. Ausgehend vom Bedürfnis, sich die Anspielungen in Rap-Texten zu erläutern, liegt hier nämlich sehr praktikables Verfahren zur Social Annotation weit entwickelt und elaboriert vor, das man sich ohne Probleme als Grundlage für Lektüreseminare und andere Wissenschaftskontexte vorstellen, in denen mehrere Personen gleichzeitig und in der Zeit Texte lesen, interpretieren und annotieren. (Hier als Beispiel die Seite zum Text *Structure, Sign, and Play in the Discourse of the Human Sciences* von Jacques Derrida.) Insofern ist Genius.com derzeit möglicherweise das alltagstauglichste und meist genutzte Digital-Humanities-Tool im Web. Und für die Narrativ- und Intertextualitätsanalysen der Gegenwart steht als Dreingabe gleich ein ganzer großer Bestand von Forschungsdaten bereits zur Verfügung (so zum Beispiel dieser exzellente Aufsatz von David Foster Wallace.)

Eine Zwischenstandsmeldung im August 2015-08-05

Es gibt zwei kleine Zwischenmeldungen in die allgemeine Sommerfrische hinein. Einerseits haben wir für Fu-PusH mittlerweile eine Begleitwebseite angelegt, die uns unter anderem als Testfall für Beispielumsetzungen von Enhancements für digitale Publikationen dient. Man erreicht sie über den Klick auf den Screenshot oder diesen Link.

Fu-PusH
Materialsammlung zum DFG-Projekt: Future Publications in den Humanities

Projektbeschreibung
Projektbeschreibung auf der Seite der Universitätsbibliothek der Humboldt-Universität zu Berlin.

Wissenschaftsblog
Auf dem Fu-PusH-Weblog dokumentieren wir die Fortschritte des Projektes und geben Hinweise zu themenbezogenen Veranstaltungen und einschlägiger Literatur.

Experteninterview
Diese exemplarische Veröffentlichung eines Experteninterviews stellt einen Einzelfall dar und soll vor allem einer transparenteren Methodik dienen.

Twitter

Fu-PusH @FuPush 10m
Kurze und knackige Literatur: Verlage drängen mit 30.000-Zeichen auf den Digitalmarkt: kress.de/kress.de/tagesdienst/de... via @kressZwitscher

Ben @kalden 4h
Natürlich kann man #koppedMedia auch für die Presseschau benutzen. #GSF #DNYT für halter www.ub.hu-berlin.de

Fu-PusH-Materialsammlung unter www2.hu-berlin.de/fupush

Weiterhin entdeckten wir mit großer Freude, dass das Projekt in einem Aufsatz von Johannes Fournier für die Open-Access-Zeitschrift *Archäologische Informationen* erwähnt wurde. In dem bereits vor knapp einem halben Jahr als *Early-View*-Fassung publizierten Text zu den Perspektiven und Positionen der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) in den Bereichen Open Access und Open Data liest man:

„In DFG-geförderten Projekten kann schließlich auch erprobt und ausgelotet werden, wie die wissenschaftliche Praxis auf Veränderungen bezüglich der Darstellung von Forschungsergebnissen reagiert und welche Potenziale neue Formen der Wissenschaftskommunikation öffnen. In diesem Sinne untersucht das ebenfalls im Programm „Elektronische Publikationen“ geförderte Vorhaben „Future Publications in the Humanities“ an der UB der Humboldt-Universität mit speziellem Fokus auf die Bedürfnisse geisteswissenschaftlicher Forschung und in enger Rückkopplung an die Fachwissenschaften, welche Mehrwerte eine Veröffentlichung in Form einer sog. „enhanced publication“ generiert [...]. Dazu gehört auch die Frage, welche infrastrukturellen Voraussetzungen zu schaffen oder auszugestalten sind, um das volle Potenzial solcher Mehrwerte überhaupt ausschöpfen zu können.“ (S. 5)

Es wird noch ein wenig dauern, bis wir eine fixe Antwort auf diese Frage kommunizieren können. Bisher jedoch zeigt sich in den Erhebungen, dass es große theoretische bis utopische Vorstellungen für digitale Publikationsstrukturen gibt, denen auf der praktischen Seite eher niedrigschwellige, manchmal auch nur mäßig spektakuläre Alltagslösungen gegenüber stehen. Die Zukunft des wissenschaftlichen Publizierens auch in den Geisteswissenschaften wird fraglos digital geprägt sein und bestimmte Mehrwerte umfassen. Das Hauptanliegen der WissenschaftlerInnen ist allerdings zugleich, dass dieses Publizieren verlässlich, kreditierbar und zeitstabil nachvollziehbar erfolgt. Spätestens wenn es um die Steuerung und Verwaltung der Reputation mittels Publikation geht, sind allzu komplexe Experimente nicht mehr das, was man sich wünscht. Weitere und detailliertere Ausführungen dazu folgen in den kommenden Monaten und unter der oben angegebenen Seite wird sich sicher sukzessive ein wachsender Bestand an Beispielen und Materialien finden.

Quelle

Johannes Fournier (2015): *Open Access und Open Data. Positionen und Perspektiven der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG)*. In: Archäologische Informationen, Early View. Online publiziert 20. Febr. 2015. (PDF-Download)

Wie digital archivieren? Wolfgang Ernst befasst sich in der ZfBB mit der Memorisierung des Web.

2015-08-18

Eine Notiz von Ben Kaden (@bkaden).

Eine zentrale Frage für alle, die sich mit konkreten Lösungen für kulturelle Überlieferungen befassen und damit insbesondere „Gedächtnisinstitutionen wie Archiv und Bibliothek“ (Wolfgang Ernst), lautet: Wie sammeln und archivieren wir digitale Inhalte möglichst lange und möglichst verfügbar? Die aktuelle Ausgabe der Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliografie (ZfBB) widmet sich nun dieser Herausforderung unter der Überschrift „Webarchivierung in Bibliotheken“.

In seinem Beitrag *Memorisierung des »Web« – Von der emphatischen Archivierung zur Zwischenarchivierung der Gegenwart* analysiert der Medientheoretiker Wolfgang Ernst vor allem aus der Perspektive von Zeitlichkeit und Flüchtigkeit:

„Das Vertrauen auf die Strahlkraft des Wissens in Archiven und Bibliotheken, das seit Zeiten der Schriftträger und des Buchdrucks das abendländische Bewusstsein prägt, unterliegt einer doppelten Transformation, die radikaler nicht sein kann. Einmal wandeln sich *litterae* in binär kodierte Datenworte (Bits); zudem transformiert ihre Substanz von dauerhafter Fixierung (Tinte und Druckschwärze) in flüchtige Ladungen und Impulse – von der der Inschrift zum Datenstrom.“

Und eigentlich geht es auch um das Konzept von Geschichtlichkeit, das für unsere Kultur und vor allem auch die Geisteswissenschaften prägend war und ist und das nun vielleicht gefährdet ist. Denn:

„Das vertraute Konzept von historischer Zeit bedeutet Computern nichts.“

Was freilich implizierte, dass Computer so etwas wie Bedeutung kennen könnten. Solange sie allerdings im Erbe der Kommunikationstheorie nach Claude Shannon operieren, ist das nicht zu erwarten. Sinnvoller wäre folglich, zu fragen, ob wir das Konzept der *historischen Zeit* im Digitalen verankern wollen? Bejahen wir das, muss man entsprechende informatische Strategien angehen. Das ist selbstredend eine Kulturaufgabe ersten Ranges. Gedächtnisinstitutionen allein sind, wie aus dem Text Ernsts immer wieder hervorgeht, bereits damit vollausgelastet, die Ansprüche der digitalen Gegenwart anzunehmen, die ihrer Tradition doch erheblich entgegenstrebt.

Echtzeit und Differenz

Das beginnt bei der Form des Sammlungsgegenstandes, sofern man im Digitalen den Sammlungs begriff überhaupt noch sinnvoll bemühen kann. Besonders kennzeichnend für das Digitale ist bekanntlich, dass es nicht mehr um die geschlossene Einheit des Dokuments geht, sondern um die Veränderungen von Inhalten, also Webseiten, die in einem Verfahren gesichert werden, das man *Incremental Harvesting* nennt. Bei diesem werden nur die Daten für die Archivierung neu erfasst, die sich im Vergleich zur Vorversion, also der bestehenden Archivkopie eines Datenobjektes, verändert haben. Für Ernst folgt daraus, dass die klassische Aussage als Bezugsgröße durch die „Differenz als Information“ abgelöst wird.

Interessant an seinem Text ist zudem, dass er die Institution Bibliothek und insbesondere die Nationalbibliothek mit ihrem nationalen Sammelauftrag als „die Gejagten des Internets“ sieht, deren digitales Sammelgut sich wie auch ihr „territorialer Bezugsrahmen“ sich permanent verändern. Wo sich Zusammenhänge heterotopisch und chronotopisch verändern, muss die Bibliothek dynamisch gedacht werden und, so könnte man vielleicht ergänzen, als digitale Bibliothek womöglich utopisch, d.h. also – auch vom Konzept der Derrida’schen *Différance* her – als permanente Verschiebung. Die damit zu verknüpfende bibliothekarische bzw. webarchivistische Sammeltätigkeit lässt sich nicht weniger

von inhaltlichen bzw. semantischen Auswahl her denken, sondern als intervall-basiertes Sampling. Das Zeitmaß der digitalen Kultur ist die Echtzeit.

Wissen und seine Aktualisierung

Die konsequente Verflüssigung harmoniert ganz gut mit der Idee des Wissens, die es auch schon in der Druckkultur gab: „Wissen an sich war immer schon notwendig instabil.“ Die Fixierung auf Trägermedien markierte dabei Gültigkeitsintervalle und mit der nächsten Auflage wurde es dann manifest aktualisiert. Dies verdichtet sich für Ernst im Konzept der nie endgültigen Einträge in der Wikipedia. Diese Wissenskultur setzt auf die „Zeitform der beständigen Aktualisierung“. Archivierbar sind daher keine geschlossenen Einheiten sondern allein Momentaufnahmen, zeitgestempelte Zeugnisse von Zwischen(zu)ständen, erfasst nach der *numerus currens* die der Veröffentlichungszeit entspricht. Die Zugangskanäle in diese Datenarchive sind noch zu entwickeln, beispielsweise als „stochastische Suche statt bibliothekarischer Klassifikation.“

„Das bedeutet, die alte Form der Gedächtnisorganisation nicht auf das neue Medium ab[zu]bilden, sondern die Wissensästhetik des Web selbst zum Ausgangspunkt zu nehmen.“

Indem man dem folgt, lösen sich auch die Trennungen zwischen Archiv und Bibliothek auf. Mehr als zuvor ist nicht mehr ein intellektueller Akteur sammlungsgestaltend sondern die auf Sammlung programmierte Maschine:

„Das neue Gesetz des Sagbaren (das *archive* im Sinne von Michel Foucault) ist keine menschlich autorisierte Auswahl mehr, sondern die Übersetzbarkeit in den binären Code durch algorithmenbasiertes Sampling [...]“

All das harmoniert freilich weniger gut mit der „Eigenzeitlichkeit“ der Gedächtnisinstitutionen, die Echtzeiterfassung nun gerade nicht als ihre Aufgabe sehen. Der Charakter digitaler Kommunikation unterläuft dieses nachträgliche, filternde und damit auch kontrollierbare Erfassen von Kultur:

„Die notwendige Distanz der bisherigen Verwaltungs- und Kulturspeicher Archiv und Bibliothek zur operativen Gegenwart [...] implodiert [...]“

Digitalität bedeutet für die Gedächtnisinstitutionen zwangsläufig einen Verlust von Macht und zudem eine Gefährdung, die man gar nicht so vordergründig auf die „Auslieferung an das Hacking“ fokussieren sollte. Bereits das Verschwinden der klaren Grenze zwischen Gegenwart und Archiv, das permanente und vielleicht einzig mögliche Auftreten von Vergangenheit als „augmentierte Gegenwart“, die man in anderen Zusammenhängen als Remixability bezeichnen würde, zwingt uns, bestimmte mit den Gedächtnisinstitutionen verbundene Stabilitäten zu hinterfragen. Es geht kaum mehr um eine „andauernde[...] Archivierung“. Die Funktion der Webarchive ist in gewisser Weise auf die Reaktivierbarkeit oder auch nach Nachnutzbarkeit von Gewesenen gerichtet (bzw. wie Ernst schreibt: „kurzfristige[...] Mobilisierung von Datenformaten“).

Die Bibliothek als Labor

Was folgt nun für die Bibliotheken? Eine Rolle könnte die Invertierung dessen sein, was derzeit oft unter dem Schlagwort Digital Humanities verhandelt wird, nämlich das Eindringen von Big-Data-Analytik in die Geisteswissenschaften. Ernst schreibt von der „Verteidigung der klassischen geisteswissenschaftlichen Überlieferungshermeneutik“ im Sinne einer „Humanities of the Digital“ (im Anschluss Jan Claas van Treeck), was vermutlich einer Anpassung und Anwendung tradierter Deutungsverfahren auf digitale Kulturphänomene entspräche. (vgl. dazu u.a. auch Ben Kaden (2015) Zur Epistemologie digitaler Methoden in den Geisteswissenschaften. (im Druck)) Die Bibliothek hielt dabei Kulturspuren als Forschungsdaten vor, so wie sie es bereits seit langer Zeit tut. Hier behielt Sammlung im Sinne einer – sicher mit Algorithmen unterstützten – intellektuellen Auswahl und Kuratierung ihre Funktion. Die Bibliothek verwandelte sich jedoch explizierter vom Bewahrungsort zum Labor. Ernst fasst dies so:

„Zum Zweck der Bereitstellung von Big Data als Zeitzeugnis obliegt es Gedächtnisinstitutionen weiterhin, wohldefinierte Datenbanken anzubieten.“

Die Bibliothek als Gegenarchiv

Andererseits, oder besser wohl: darüberhinaus, lassen sich Bibliotheken oder ähnliche Kulturakteure auch als etwas denken, dass Ernst als „taktische Zwischenarchive“ beschreibt. Diese werden:

„zu entscheidenden Faktoren einer ganz anderen Gedächtniskultur, die auf Löschung zielt, sobald sich ihre analytische Funktion erschöpft hat.“

Es wäre eine Art subversive Gegenarchivierung, wie sie auch im Zusammenhang mit den Snowden-Leaks (als Snowden-Commons) diskutiert wurde. (vgl. LIBREAS, 2015) Dieses sehr progressive Verständnis von Kulturbewahrung richtete sich auf exakt die Inhalte, Dokumente und Datenströme, die gerade nicht archiviert werden sollen. Die NSA, so informiert Ernst, verzichtet beispielsweise auf die Bewahrung in der Langfristperspektive:

„Eine solche Staatsmacht verlangt keine Archive auf Ewigkeit mehr. An die Stelle der Langzeitspeicherung tritt vielmehr eine kurzfristige Datenpufferung als Interferenz von Rück- und Vorratsdatenspeicherung für *predictive analytics*, um aus dieser Knowledge Base der Gegenwart (r)echtzeitig künftige Profile und Regeln zu extrahieren.“

Sie erstellen damit Pro-Archive als Basis proaktiver Handlungen. Das ist jedoch nur eine Fassung des Verschwindens der Stabilität des Archivs. Die Kulturdaten-Hubs der Gegenwart, also die Social-Media-Anbieter und der Echtzeitjournalismus, verzichten erkennbar auf systematische Archivstrategien, mutmaßlich in der Annahme einer mangelnden Relevanz des Gewesenen. Dieses taucht eher zufällig auf: die Kommunikationen werden gen Jahresende rein auf Aktivitäts- und andere Kennzahlen verdichtet als einer Art Bilanzgimmick vermeldet.

Dies zu adressieren wäre ebenfalls Gegenstand einer von Ernst angemahnten „algorithmisierten Archivkritik“. Ausschnittsarchive mit solchen Webinhalten, die im besten Fall auch die Kontexte der jeweiligen Kommunikationen systematisch dokumentieren, ermöglichen dieser Archiv- und Kulturkritik immerhin, die jeweiligen Bedingungen der digitalen Kommunikation und Kulturproduktion zu einem bestimmten Zeitpunkt an exemplarischen Ausschnitten nachvollziehbar zu halten. Daher sind Twitter-Archive durchaus relevant und umso relevanter, je mehr die Anbieter die Zugänge zu solchen Daten erschweren. Darüberhinaus sind das Neue und Besondere des Digitalen gar nicht so sehr die spezifischen Inhalte einzelner Webseiten. Neu an den digitalen Netzen ist das explizite und nachvollziehbare Vernetzensein, also, dass sichtbar wird, welche Quelle und welcher Akteur über wie viele Stufen mit welcher anderen Quelle und welchem anderen Akteur zu welchem Zeitpunkt in Beziehung gesetzt wird. Man kann und sollte möglicherweise Webarchivierung primär vor dem Hintergrund der Herausforderung denken, wie sich dieses Beziehungsnetzwerke, möglicherweise sogar mit pragmatischen Beschreibungsdaten, archivieren und zugänglich machen lassen.

Skripting als Perspektive

Das vieles aus der Kultur- und Diskursproduktion verschwinden wird, ist ein Kennzeichen von jeder Kultur, ebenso wie eine gewisse Zufälligkeit der Auswahl des Bewahrten, allen systematischen Ansätzen aus Bibliothek und Bibliothekswissenschaft zum Trotz. Etwas zu bewahren, was künftig Rückschlüsse auf die jeweiligen medialen Gegenwarten zulässt, steht dessen ungeachtet als sinnvolle und zweckmäßige Möglichkeit für Gedächtnisinstitutionen auch unter digitalen Bedingungen im Raum. Und letztlich muss man die Echtzeitfixierung und -analytik nicht ganz so unentrinnbar interpretieren, wie es Ernst offenbar unternimmt. Man sollte nicht vergessen, dass die digitale Kultur auf vom Menschen entwickelten Modellen und geschriebenen Code (Skriptionen) aufsetzt. Madeline Akrich beschreibt diese Praxis in ihrem klassischen Text zur *De-Description of Technical Objects*:

„A large part of the work of innovators is that of „inscribing“ this vision of (or prediction about) the world in the technical content of the new object. I will call the end product of this work a „script“ or a „scenario.““

Es spricht nichts dagegen, zu überlegen, wie wir die Dimension der Historizität als unsere Vorstellung von Welt in die Bedingungen digitaler Technologie miteinschreiben.

Akrich, Madeleine (1992): *The De-description of Technical Objects*. In W. E. Bijker & J. Law (Eds.): *Shaping Technology/Building Society: Studies in Sociotechnical Change*. S. 205–224. Cambridge: MIT Press

Ernst, Wolfgang (2015): Memorisierung des »Web« – Von der emphatischen Archivierung zur Zwischenarchivierung der Gegenwart. In: *ZfBB* 62 (3-4), S. 144–152. DOI: 10.3196/1864295015623424.

LIBREAS, N.N. (2015): *From the Snowden Files to the Snowden Commons: The Library as a Civic Hub*. LIBREAS. Library Ideas, 26 (2014). <http://libreas.eu/ausgabe26/08anonym/>

Open Access, Wissenschaftskultur und Forschungsdaten. Zu einem Beitrag bei derStandard.at.

2015-08-24

In der Tageszeitung *Der Standard* erschien unlängst ein weiterer Beitrag über Open Access, diesmal aus österreichischer Sicht und erwartungsgemäß eher allgemein gehalten. Wer sich mit der Debatte etwas auskennt, findet daher sicher wenige neue Einsichten und stattdessen mehr Erinnerungen an heißere Phasen der Debatte, denn sogar sowohl Roland Reuß mit seiner Warnung vor dem Zwang zu Open Access wie auch Uwe Jochum mit seiner These, dass digitale Daten nur mit unkalkulierbaren, in jedem Fall äußerst hohen Kosten langzeiterhalten werden können, finden sich in dem Artikel wieder.

Aus Sicht von Fu-PusH sind zwei andere Aspekte notierenswert. So bestätigt Bernhard Haslhofer unsere Erfahrung, dass es beim Open Access keine alle Fachkulturen integrierende Generallösung geben kann und auch überhaupt Formen digital vermittelter Wissenschaftskommunikation in der einen Disziplin der Normal- und in einer anderen ein Sonderfall sind:

„Wie der Datenwissenschaftler berichtet, beschäftigt man sich dort [=bei arXiv.org] nicht nur mit der Archivierung, sondern geht auch der Frage nach, warum der Übergang zur digitalen Publikation in bestimmten Disziplinen weitaus länger dauert als zum Beispiel in der digitalaffinen Informatik. „Das hängt stark ab von der Kultur, die in einer wissenschaftlichen Disziplin herrscht. Daher ist es ganz wichtig, dass man bei Open Access berücksichtigt, dass man einzelne Kulturen nicht sofort verändern kann“, sagt Haslhofer.“

Oder sogar sollte. Erfahrungsgemäß sind neue Formen nur dann durchsetzbar, wenn sie sämtliche Funktionen der Vorgängervarianten zu übernehmen in der Lage sind und zusätzlich Mehrwerte bieten. In vielen Bereichen der Geisteswissenschaften fehlen nach wie vor überzeugende Angebote und mitunter auch Argumente, die unterstreichen, weshalb die wissenschaftliche Kommunikation hauptsächlich digital ablaufen sollte. Zudem lässt sich ein großer Teil der an sich überzeugenden Ansätze – beispielsweise digitale Annotationen – bisher kaum mit den üblichen Bewertungs- und Forschungspraxen der jeweiligen Fachkulturen in Übereinstimmung bringen. Ein drittes Problem, das man hier ergänzen sollte, ist, dass eine stark auf (Pilot)Projekte aufsetzende Transformationsgestaltung angesichts der bekannten Defizite der Projektwissenschaft in puncto Nachhaltigkeit am Ende eher Positionen wie die von Uwe Jochum stützt, als für Forschungs- und Kommunikationsformen zu werben, die das Potential des Digitalen betonen.

Der zweite und vielleicht noch interessantere Aspekt betrifft die Verfügbarkeit von Forschungsdaten:

„Auch dem in den letzten Jahren immer wieder in die Kritik geratenen Peer-Review-Begutachtungssystem soll mit Open Access Beine gemacht werden, sagt Peter Kraker vom Kompetenzzentrum für wissenschaftliche Anwendungen und Systeme (Know Center) an der TU Graz: „Wenn ich heute einen Aufsatz zur Bewertung bekomme, muss ich dem Autor relativ viel glauben, da von zugrunde liegenden Daten oft nicht viel verfügbar ist. Mit einem Open Peer Review hätten wir die Möglichkeit, eher in einen Dialog zu treten.“ Er stützt sich dabei nicht nur auf praktische Erfahrungen, sondern auch auf seine Forschungen zur wissenschaftlichen Publikationskultur im Netz.“

Interessanter ist die Position deshalb, weil sich Peter Kraker erstaunlicherweise nicht etwa für die Entwicklung verbindlicher Standards einer Forschungsdatenpublikationen (zum Beispiel als *Open Research Data*) ausspricht, sondern die Lösung im offenen Peer Review sieht, was wohl bedeuten soll, dass man einen Autor im Zweifelsfall um eine Präzisierung seiner Ausführungen oder eben die Forschungsdaten zur Einsicht bitten kann. Angesichts des Anspruchs an eine

Nachvollziehbarkeit von Forschung ist der Dialog jedoch nur ein Gesichtspunkt. Zweckmäßiger wäre es jedoch, wenn zum Publikationsnarrativ all diejenigen Materialien bereitgestellt werden, die es dem Leser bei Bedarf ohne Rückfrage ermöglichen, die Basis der jeweiligen Forschungsergebnisse direkt ohne viel Aufwand zu konsultieren. So kann man – möglicherweise im Sinne eines *Open Peer Review* – exaktere Begutachtungen der Güte der hinter einer Erkenntnis stehenden wissenschaftlichen Arbeit von der Datenerhebung über die Methodologie bis zur Datenanalyse vornehmen. Man kann aber zugleich auch abseits von der Fixierung auf den eigentlichen Erkenntnisprung im Gegenstandsbe- reich sehr viel darüber erfahren, mit welchen Verfahren sich Peers welcher wissenschaftlichen Fragestellung nähern und damit das eigene Forschungsvorgehen reflektieren. Und schließlich ist es auch möglich, bereits erhobene Daten- sätze für weitere Fragestellungen zu bearbeiten. Um dies wissenschaftlich solide zu können, benötigt man allerdings Einblick in den Gesamtrahmen der Erhebung, was häufig sogar über offene Daten hinausgehen dürfte.

Quelle:

Johannes Lau: *Der ewige Streit um den Zugang zum Wissen*. In: *derStandard.at*, 21.08.2015

Die FAZ über Universitätsverlage und die Rolle der Bibliothek für die Wissenschaft.

2015-09-02

Die Frankfurter Allgemeine Zeitung veröffentlicht heute (Mittwoch, 02.09.2015) auf ihrer Seite Forschung und Lehre (N4) gleich zwei Beiträge, die unmittelbar für die Domäne, in welcher Fu-PusH forscht, relevant sind. Einerseits befasst sich Magnus Klaue mit dem Phänomen der Universitätsverlage und den Unterschieden zwischen den deutschen und den angloamerikanischen Modellen. Den Ausgangspunkt des Artikels bietet die Bedeutung solcher Verlage vor allem für die Publikation von Qualifikationsarbeiten, die es in den Geisteswissenschaften zeitnah und möglichst einschlägig mit Renommé umzusetzen gilt:

„Erscheint eine Dissertation später als drei Jahre nach Abschluss des Promotionsverfahrens, kann es Probleme mit dem Erhalt des akademischen Titels geben. Erscheint die Arbeit in einer wenig renommierten Reihe, mindert das die Chance von Rezensionen. Die meisten geisteswissenschaftlichen Dissertationen werden, obwohl digitale Publikationsmöglichkeiten bestehen, noch immer in traditionellen Wissenschaftsverlagen herausgebracht.“

In Deutschland ist das vergleichsweise teuer und mühsam. Die Hausverlage von Universitäten in den USA oder Großbritannien haben neben den offenbar einfacheren Publikationsmöglichkeiten gegenüber ihren deutschen Gegenstücken oft auch den Vorteil, dass sie als Verlag eine Reputation besitzen, die den deutschen Universitätsverlagen in der Regel fehlt. Zudem schlagen sie die Brücke zwischen der wissenschaftlichen und der außerakademischen Öffentlichkeit. Ein Fachbuch gelangt so auch auf den Sachbuchmarkt und ist, sofern das Lektorat gute Arbeit leistet, auch für ein allgemeines Publikum interessant.

In Deutschland, so merkt Magnus Klaue an, werden die beiden Öffentlichkeiten häufig streng getrennt gesehen. Tatsächlich bestätigen auch die Fu-PusH-Interviews, dass hierzulande wissenschaftliche Publikationen für den allgemeinen Publikumsmarkt eine große Ausnahme darstellen.

Zusammenfassend stellt der Autor fest:

„Insgesamt sind die neuen Universitätsverlage in Deutschland historisch jünger, konzeptionell aber weniger modern als ihre Vorbilder.“

Gleichzeitig gibt es in Deutschland einige akademische Verlage, die an eine weitaus ältere Tradition anknüpfen und ebenfalls im Vergleich zu den angloamerikanischen Universitätsverlagen in einer Sonderrolle aktiv sind: Sie sind quasi überinstitutionell, also nicht einer spezifischen Hochschule verpflichtet. Dass die Universitätsverlage in Deutschland in ihrer Entwicklung den angloamerikanischen hinterher sind, wäre, so lässt sich aus dem Artikel festhalten, also eine falsche Schlussfolgerung. Vielmehr existieren zwei Sonderwege, eine Form mehr als technischer Dienstleister für eine Hochschule und eine als übergreifend und sehr traditionsbewusst agierender Zweig mit starker Ausrichtung auf den Buchmarkt. Dennoch, so wünscht sich der Autor, könnten die Hürden für die Publikation von Qualifikationsarbeiten ruhig durchaus etwas sinken.

Im zweiten Artikel reflektiert Michael Knoche, Direktor der Weimarer Herzogin Anna Amalia Bibliothek, über die Rolle der Bibliothek für die Wissenschaft und die „Tücken eine E-only-Politik“. Auslöser ist hier der Schritt der DFG, Sondersammelgebiete in Fachinformationsdienste zu transformieren. Michael Knoche fragt nun, was von der Idee des Bestandsaufbaus und der Sammlung bleibt und stellt fest:

„Der Aufbau einer umfassenden Sammlung im Sinne eines Reservoirs wird von der DFG nicht mehr gefördert.“

Ist das schlimm? Nun ja, es ist angesichts vor allem der vertragsrechtlichen Komplexität digitaler Angebote eine Herausforderung. So können Bibliotheken zum Beispiel elektronische Inhalte in der Regel nur von den Wissenschaftsverlagen lizenzieren, erwerben also kein Eigentumsrecht an Exemplaren. Die langfristige Bestandperspektive ist somit weitgehend unklar. Zudem entstehen als Folge der Bildung von Einkaufskonsortien zwar umfangreiche aber nicht unbedingt durchgängige und vor allem selten vollständige Bibliotheksangebote. Bevor ein solches auf die Lizenzierung von elektronischen Publikationen setzendes Verfahren wirklich zweckmäßig sein kann, ist es notwendig, so der Autor, dass Bibliotheken, Verlage und – auch noch im Spiel – der Buchhandel neue Formen der Kooperation für die Absicherung der wissenschaftlichen Informationsversorgung entwickeln. Dies gilt für alle Wissenschaften. Für die Geistes- und Kulturwissenschaften aber noch in einer besonderen Weise:

„Erst recht gilt dies für die hermeneutisch-interpretierenden, begrifflich-theoretischen und gestaltenden Forschungsformen, also die Geistes- und Kulturwissenschaften. Eine E-only-Politik schliesse die Mehrzahl von Publikationen aus. Denn wissenschaftliche Publikationen oder relevante Primärtexte (z.B. in Literatur, Philosophie oder Musik) werden noch lange auf Papier erscheinen. Von den wissenschaftlich relevanten Zeitschriften liegt nur ein Drittel auch in einer digitalen Parallelversion vor.“

Auch diesem Befund können wir vor dem Hintergrund der Fu-PusH-Interviews nicht widersprechen. Es ist vielmehr ein an Komplexität nicht gerade abnehmendes Nebeneinander diverser Publikationsformen, sowohl klassisch in print, digital und hybrid, wie auch, man denke an digitale Editionen, in wachsendem Abstand zu den traditionellen Sammelobjekten von Bibliotheken stehend. Dazu kommen mit dem Nebeneinander von Verlags-, Open-Access- und Zweitveröffentlichungen auch unterschiedliche Erwerbungsmodelle für einzelne Publikationen. Michael Knoche fasst dieses Vielfalt so:

„Neben gedruckten Verlagspublikationen sind E-Books, E-Journals, Datenbanken, Open-Access-Repositorien mit allen Zwischenformen, selbstpublizierte Titel und medial entgrenzte Inhalte jenseits des klassischen Publikationsbegriffs zu berücksichtigen.“

Und er betont:

„Es gibt für forschungsorientierte Bibliotheken aber alle guten Gründe, den Sammelauftrag auch künftig arbeitsteilig wahrzunehmen.“

Die Aufgabe der Bibliothek bleibt dabei die, die sie schon lange für die Wissenschaft übernommen hatte. Sie muss Forschungsinformationen:

„selektieren, aufbereiten, vertrauenswürdig archivieren, finanzieren und vermitteln.“

Das unterscheidet sich nicht sonderlich von der Definition, die Walther Umstätter vor fast zwanzig Jahren in einem Lehrbuch der Bibliotheksverwaltung formulierte. Die Bibliothek ist danach

„eine Einrichtung, die unter archivarischen, ökonomischen und synoptischen Gesichtspunkten publizierte Information für die Benutzer sammelt, ordnet und verfügbar macht.“ (vgl. Walther Umstätter, Gisela Ewert (1997): *Lehrbuch der Bibliotheksverwaltung*. Stuttgart: Hiersemann, S. 12)

Akuter wurde mit den Jahren vor allem der Aspekt der Finanzierung, der mehr oder weniger bewusst an die Stelle des Sammelns gesetzt erscheint. In den 1990er Jahren war er im Sinne des Bestandsaufbaus noch als Erwerbungssetat im Geschehen der Sammlung subsumiert. Ebenfalls neu sind im Vergleich die Anforderungen an die Organisation einer Publikationsvielfalt und -komplexität, für die die alten Bibliothekslehrbücher kaum mehr als Hilfestellung passen und für die es auch über ein von Michael Knoche angeregtes „neuformuliertes Sondersammelgebietsprogramm“ hinaus zeitgemäße Lösungen für die Bibliotheksdienstleistungen der Gegenwart zu entwickeln gilt.

Quellen:

Magnus Klaue: *Die Vorbilder der neuen Universitätsverlage*. In: FAZ, 02.09.2015, S. N4

Michael Knoche: *Der Bibliothekar als Gatekeeper der Wissenschaft*. In: FAZ, 02.09.2015, S. N4

Als Gruß nach Zürich (#oat15): Ein Blick in die FAZ-Berichterstattung zum Thema Open Access im Jahr 2003.

2015-09-07

von Ben Kaden (@bkaden)

Nachdem Hubertus Kohle heute bei seiner Keynote zur Eröffnung der Open-Access-Tage 2015 in Zürich offenbar erneut auf die Bemühungen der Frankfurter Allgemeinen Zeitung hinwies, den öffentlichen Diskurs zu Open Access mit, nun ja, kritischen Noten zu versehen

Die #FAZ als Trutzburg gegen #OpenAccess #oat15

— Joachim Höper (@Joachim_Hoepfer) September 7, 2015

haben wir fast ein wenig aus Nostalgie noch einmal im Archiv nachgesehen, was da unter stimmungsprägenden Überschriften wie „Billiger lesen“ (Ausgabe vom 29.04.2015, Nr. 99, S. 13) und „Schmerzen der Wende“ (Frankfurter Allgemeine Zeitung, 06.05.2015, Nr. 104, S. N4) in der jüngeren und älteren Vergangenheit tatsächlich zu Open Access kommuniziert wurde.

Den Rückblick auf die rhetorischen und konzeptionellen Besonderheiten des Heidelberger Appells sparen wir uns und lesen lieber im ersten Beitrag, den wir im FAZ/FAS-Archiv zum Thema ermitteln konnten. In diesem langen Bericht im Wissenschaftsteil der Sonntagszeitung setzte sich Ulf von Rauchhaupt im Oktober 2003 und damit Nachgang mit der Berliner Erklärung solide und differenziert zunächst mit den Gründen selbst für den Trend Richtung OA und dann auch mit den Folgen auseinander.

Zu den Auslösern der Bewegung heißt es:

„Hinter Open Access stehen zwei Motive. Das erste ist das Internet. Erst das Netz der Netze macht es möglich, Datensätze jedem Angeschlossenen jederzeit zugänglich zu machen. Schon in den Anfangsjahren des Internet wurde es vor allem unter Physikern üblich, den Fachkollegen Veröffentlichungen als sogenannte „Preprints“, also vor Abdruck in den Fachzeitschriften, elektronisch zugänglich zu machen. Da lag es nahe, auch die begutachteten und editierten Endprodukte ins Netz zu stellen.“

sowie, Stichwort *Zeitschriftenkrise*:

„Zudem haben viele Fachverlage in bestimmten Disziplinen quasi ein Monopol und diktieren damit den Preis. Abenteuerliche Steigerungen der Abonnementpreise sind die Folge, was vor allem die öffentlich finanzierten Fachbibliotheken an Universitäten und Forschungsinstitutionen zu immer mehr Abbestellungen zwingt. Die treffen aber erst einmal jene Zeitschriften, die nicht aus den großen Verlagshäusern kommen. Denn die haben die Bibliotheken oft „Bündelabonnements“ vieler Journale aus einem Verlagsprogramm aufgenötigt, von denen sich nicht eben mal der eine oder andere weniger benutzte Titel kündigen läßt. Die Folge ist ein Konzentrationsprozeß: Eine steigende Zahl von Journalen findet sich unter dem Dach immer weniger Verlage, die sich ihre Dienstleistung immer teurer bezahlen lassen können.“

Interessant ist aus der Fu-PusH-Perspektive aber vor allem, wie sich Kulturdaten und damit geisteswissenschaftliche Forschungsdaten als besondere Größe angeführt finden:

„Für die Geistes- und Kulturwissenschaften hat Open Access noch eine umfassendere Bedeutung. Ihnen

geht es nicht nur um das Publikationswesen, sondern auch um den ungehinderten Zugang zu ihren Quellen: zu Manuskripten, Artefakten, Gemälde, Fotos, Film- und Tondokumenten – dem ganzen Spektrum des in Museen und Bibliotheken versammelten kulturellen Erbes der Menschheit.

All dies läßt sich ebenfalls digitalisieren und im Internet verfügbar machen. Und wie bei den Forschungsergebnissen geschieht dies heute auch allenthalben – jedoch oft in einer Weise, die den Wissenschaftlern nicht recht sein kann.“

Gemeint ist hier die künstliche Verknappung des Zugangs zu den digitalisierten Fassungen. In den frühen 2000er Jahren befürchtete man vielleicht sogar mehr als aktuell, wo man Zugänge hintergründiger mittels Copyright-Regelungen und Nutzungsbeschränkungen zu steuern versucht, eine Hauruck-Kommerzialisierung des Zugangs. Jürgen Renn vom Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte sprach von einem Goldrausch und tadelte die Bestrebungen von Bill Gates, mit dem Codex Leicester per CD-Vertrieb noch reicher werden zu wollen. Der Zugang kostet aktuell in der Online-Fassung immer noch 9,90 € und spielt damit in etwa in der Netflix-Liga des gestreamten Filmerbes. Das wirkt heute ein wenig albern und tatsächlich ist es eine Forschungshürde. Ob es daran auch liegt, dass sich im *Web of Science* keine nennenswerten aktuelleren Aufsätze mit Bezug zum Codex nachweisen lassen und in Bibliothekskategorien jedenfalls per Grobrecherche auch keine Monografien zum Thema, die in den Jahren nach der Digitalisierung entstanden, muss freilich offen bleiben.

In jedem Fall ging es Jürgen Renn ausdrücklich um die Nutzbarkeit von Kulturdaten als digitale Forschungsdaten, als er 2003 eine Digital-Humanities-Perspektive skizzierte.

Das Potential des digitalen Kulturerbes

„liegt gerade in der Vernetzbarkeit von Wissen – und zwar nicht nur von Fachartikeln untereinander, sondern vor allem auch der Artikel mit ihren Quellen. „Ein Fachaufsatz, etwa in der altorientalischen Philologie, lebt von den Fußnoten“, sagt Renn. „Die kann man im Internet nun so gestalten, daß da nicht einfach nur ein Verweis auf den zitierten Keilschriftbrief steht – der im Magazin irgendeines möglicherweise entlegenen Museums liegt. Statt dessen ist da ein Link, und auf Mausclick erscheint eine Zeichnung oder ein digitales Bild der betreffenden Keilschrifttafel.“ [...] „Damit ist eine völlig neue Organisation von Wissen möglich“, sagt Renn. „Und es lassen sich damit Fragen bearbeiten, die langfristige Entwicklungszusammenhänge betreffen – und zwar nicht nur anhand von Fallstudien oder kursorischen Essays, sondern auf breiter empirischer Grundlage.““

Das zeigt, dass Open Access und Digital Humanities von Beginn an und zwar vor allem auf der Ebene der Forschungsdaten eng verbunden gesehen wurden und sinnvoller Weise auch heute so gesehen werden. Dass die Entwicklung der Geisteswissenschaften ins Digitale führt, ist für die Autoren der FAZ trotzdem lektüreerfahrungsgemäß nicht immer geboten, wohl aber, gefühlt, immer häufiger. Und auch in diesem Fall spürt man nicht immer das größte Wohlwollen sondern bisweilen eine Betonung dessen, was mit der digitalen Wende verlustig gehen könnte. So eröffnete Niklas Bender vor wenigen Wochen eine Würdigung des Romanisten Hans-Martin Gauger mit den Zeilen:

„Während die Literaturwissenschaft sich schwer damit tut, Teil der Digital Humanities zu werden, ist für die Linguistik die Benutzung von Datenbanken und Rechenprogrammen längst eine Selbstverständlichkeit; auch in ihren konkreten Sprachanalysen ist sie in der Welt von SMS und Internet angekommen.“

Das klingt zunächst ein bisschen naiv (SMS!), aber doch halbwegs zeitgenössisch. Dann aber setzte er dagegen:

„Umso mehr freut es Liebhaber schöner Texte, wenn sich Linguisten für ihren Gegenstand interessieren – zudem in einer Weise, die auch ein größeres Publikum in die Diskussion einbindet: durch Themen wie Sprachbewusstsein, Sprachgefühl oder Stil.“

Wozu dieser Bogen notwendig war, weiß vermutlich nur der Autor allein.

-
- Ulf von Rauchhaupt: *Keine Maut für den Geist. Die Vision vom Internet ohne Kassen*. In: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 19.10.2003, Nr. 42, S.71
 - Niklas Bender: *Der Sprache bewusst. Der Romanist Hans-Martin Gauger wird achtzig*. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 19.06.2015, Nr. 139, S. 14

Als Nachlese zu den Open-Access-Tagen 2015: Die Top40 des #oat15-Twitteraufkommens.

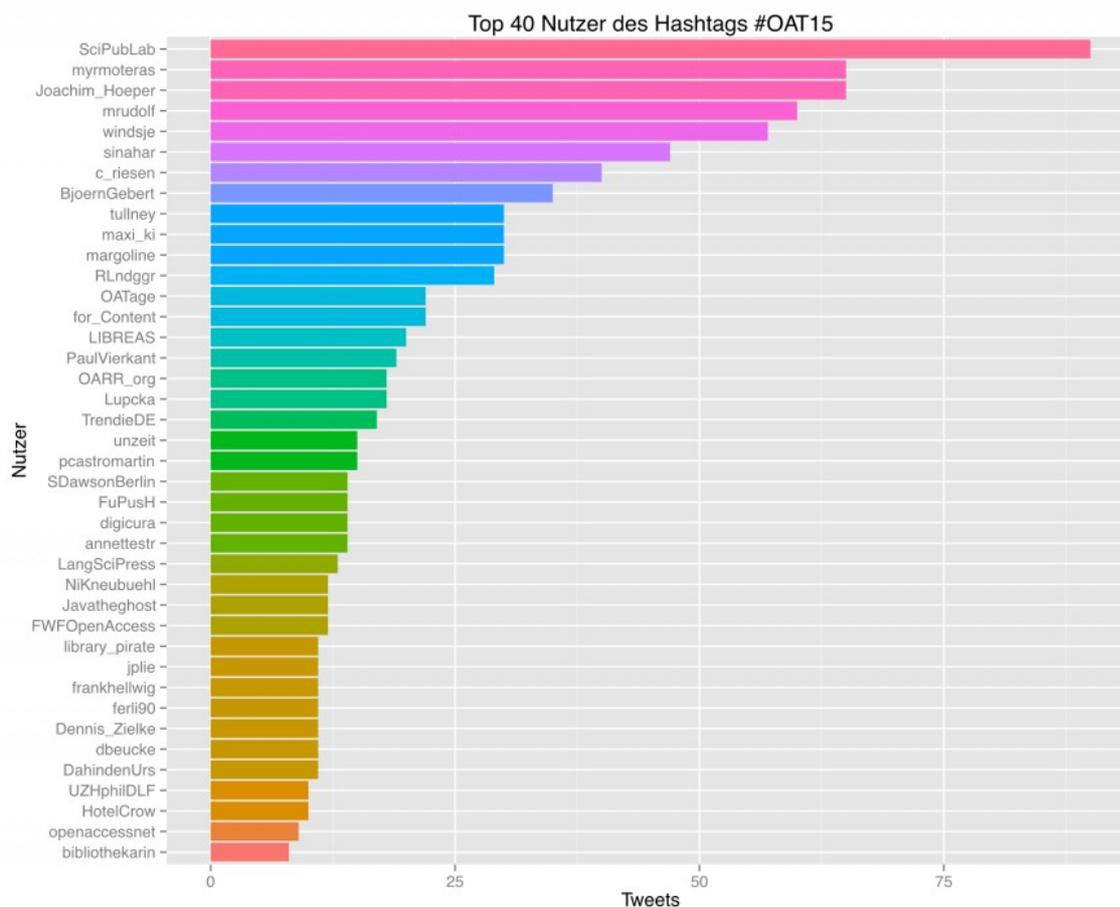
2015-09-11

Ausgerechnet heute also kürt der Neologismen-Sammeldienst Wordspy den Ausdruck „vanity metric“ zum Wort des Tages. Darunter versteht man:

„A measurement or score that is used to impress other people, but is not a true indicator of quality or success.“

Wer sich ein wenig mit der metrischen Dimension von Wissenschafts- und Social-Impact-Evaluationen befasst, sieht vermutlich sofort die Relevanz eines solchen Konzeptes für unser digital-statistisches Zeitalter. Inwieweit die unten stehende Grafik in diese Kategorie fällt, lassen wir jetzt mal offen. Wir haben jedenfalls die diesjährigen Open-Access-Tage 2015 in Zürich am Montag und Dienstag dieser Woche (07. und 08. 09.2015) intensiv bei Twitter über das Hashtag #oat15 hier in unserem Berliner Bibliotheksbüro mitverfolgt, was zwar nicht so gut ist, wie selbst dabeizusein, was aber immerhin ermöglicht, den thematischen Schwerpunkten der Diskussionen sowie der Grundstimmung der Tagung nachzuspüren. Auch das ist ein Vorteil digitaler Wissenschaftskommunikation: Kennt man das *Hashtag* einer Veranstaltung, kann man sich nebenbei an jede Konferenz ein wenig andocken, nebenbei der eigentlichen Arbeit nachgehen und dennoch im Diskursraum der jeweiligen Keynotes, Sessions und Workshops ein wenig echoloten.

Damit unsere Twitter-Verfolgung nicht ganz folgenlos bleibt, haben wir eine Grafik mit den Top-40-Accounts, die wir aus dem Tweetaufkommen herausmessen konnten, erstellt. Als besondere Aktivposten stellen sich danach der ScienceOpen-Mitbegründer Alexander Grossmann (@SciPubLab), der Biologe Donat Agosti (@myrmoteras) und der Bertelsmann-Medienexperte Joachim Höper (@Joachim_Hoepfer) heraus. Insgesamt lässt sich festhalten, dass bei den Twitterern Personen mit einem Hintergrund im Infrastruktur- und Bibliotheks- oder Publikationsbereich überwiegen. Wir haben nicht alle Accounts verifiziert, können aber doch vermutlich auch so behaupten, dass der Anteil der Fachwissenschaftler und insbesondere von Wissenschaftlern mit einem geisteswissenschaftlichen Hintergrund eher überschaubar ist, was freilich auch mit der TeilnehmerInnen-Liste korreliert. Die Open-Access-Tage waren und sind eine Veranstaltung vor allem für Experten aus dem dezidierten Open-Access- und Infrastruktur(entwicklungs)feld und aus der Distanz ist auch gar nicht ersichtlich, inwieweit ein Schritt weiter in die Fachwissenschaften hier möglich oder angestrebt ist. Dass unser eigener Twitter-Strom (@fupush) ganz gut platziert ist, war dagegen nicht beabsichtigt (Stichwort *vanity metric*), sondern ergab sich ganz natürlich bei diesem Themenfeld. Denn natürlich ist ein Projekt, das sich mit der Zukunft des Publizierens in den Geisteswissenschaften befasst, eindeutig die richtige Zielgruppe für die gegenwärtigen Debatten um Open Access.



Grafik: Martin Walk, Fu-PusH, 11.09.2015, Nachnutzung sehr gern unter den Bedingungen der CC BY 4.0-Lizenz

Eine Notiz zum Start des geisteswissenschaftlichen Megajournals Open Library of Humanities.

2015-10-06

von Ben Kaden (@bkaden)

Ende September gab es ein Ereignis, auf das wir aus der Fu-PusH-Perspektive unbedingt noch hinweisen müssen. Mit der *Open Library of Humanities* ging ein geisteswissenschaftliches Metajournal online, das versucht, den digitalen Möglichkeiten und den Ansprüchen der Zielgruppen gleichermaßen gerecht zu werden. Der Wille, etwas Neues zu schaffen, zeigt sich bereits im Veröffentlichungszyklus. Der Wille, ganz oben auf der Reputationskala nicht etwa zu landen sondern gleich zu starten zeigt sich in der sehr selbstbewussten Selbstbeschreibung:

„The *Open Library of Humanities* journal publishes internationally-leading, rigorous and peer-reviewed scholarship across the humanities disciplines: from classics, theology and philosophy, to modern languages and literatures, film and media studies, anthropology, political theory and sociology.“

Die geplante wöchentliche Erscheinungsweise folgt dem Modell der großen naturwissenschaftlichen Titel und strukturell wie namenstechnisch sicher nicht zufällig der *Public Library of Science (PLOS)*.

Das Modell des Meta- bzw. Megajournals impliziert, dass es sich nicht um eine einzelne Zeitschrift sondern um eine Plattform handelt, auf der unterschiedliche Zeitschriften (oder thematische Kollektionen) erscheinen können. Das alles geschieht Open Access und ohne *Article Processing Charges*, die für viele GeisteswissenschaftlerInnen ohnehin eine kaum zu nehmende Hürde darstellen. Die Ursache liegt besonders in Großbritannien und den USA auch darin, dass den Geisteswissenschaften große Teile der Förderung weggestrichen werden (in Japan versucht man offenbar, sie völlig aufzulösen). Die Kosten bei der OLH werden stattdessen von einem Bibliothekskonsortium getragen, dass um den Wert dieser Fächer genauso weiß, wie darum, dass die geisteswissenschaftliche Wissenschaftskommunikation dringend eine neue und gegenwartstaugliche Fassung benötigt. Damit erhält übrigens *en passant* die in den Fu-PusH-Interviews oft und intensiv diskutierte Frage, inwieweit Bibliotheken selbst als publizierende Akteure aktiv werden sollten, eine Antwort: Sie finanzieren kollaborativ eine übergeordnete Plattform, die außerhalb des kommerziellen Verlagswesens stehend Open Access als Non-Profit-Variante ermöglicht:

„Indeed, the model that underpins the platform is novel for humanities journals: many libraries all paying relatively small sums into a central fund that we then use, across our journal base, to cover the labour costs of publication once material has passed peer review. Libraries that participate are given a governance stake in the admission of new journals. While this model is strange in many ways (as libraries are not really buying a subscription since the material is open access), it works out to be *extremely* cost effective for participants. In our first year, across the platform, we look set to publish around 150 articles. For our bigger supporting institutions, this is a cost of merely \$6.50 per article. For our smallest partners, it comes to \$3.33. This economy of charitable, not-for-profit publishing works well at 100 institutions. It should work even better with the 350 libraries that we are aiming to recruit to our subsidy scheme in the first 3 years after launch.“

Hier besteht also auch für das deutsche Bibliothekswesen noch genügend Spielraum, sich zu positionieren.

Mit der Finanzierung wirkt offensichtlich auch eine bibliothekarische Kompetenz in das Projekt hinein. Die OLH übernimmt nicht nur vorgegebene Lösungen, sondern möchte selbst als Pilot neue Publikationsvarianten sowohl technisch wie auch organisatorisch anregen, was uns aus Sicht eines zugegeben sehr viel winzigeren Forschungsprojektes mit nicht ganz unähnlicher Ausrichtung selbstverständlich hochsympathisch ist. Die Bandbreite der Aufzählung mit

den Entwicklungsfeldern deckt die Bedarfe, die uns die befragten GeisteswissenschaftlerInnen sowie VertreterInnen aus dem Bereich der Wissenschaftsinfrastruktur nannten, mehr als ab:

„including multi-lingual publishing, inter-lingual translation facilities, annotation and pedagogical integration, and post-publication peer review/discussion.“

Mehrsprachiges Publizieren ist in den deutschen Geisteswissenschaften nämlich eher ein Nebenthema und auch die pädagogische Komponente (= Lehre) ist nicht übermäßig präsent. Aus bibliothekswissenschaftlicher Sicht ist zudem ein weiterer Anspruch des Angebots hochinteressant:

„[t]o improve further the indexing and discoverability of our platform through cross-site search and integration with a range of aggregation services that feed into library platforms“

Aus der Berliner Sicht wünschten wir uns natürlich, dass lieber früher als später auch die deutsche Bibliothekswissenschaft den Anschluss an solche Projekte findet.

Dass das Unterfangen ein Wagnis ist, wissen auch Martin Eve und Caroline Edwards, die Direktoren der OLH. In ihrem Einstiegseditorial betonen sie, dass, obschon es eigentlich kaum einen guten Zeitpunkt zur Gründung eines Journals gibt, das Jahr 2015 ein besonders wenig günstiger Moment ist. Man könnte da sicher auch Gegenargumente finden, aber an sich stimmt die Zeitdiagnose, aus der diese Einsicht entspringt: das Digitale bietet unvergleichliche technische Möglichkeiten und führt zu schwer absehbaren sozialen Erwartungen. Parallel verlieren geisteswissenschaftliche Zeitschriften massiv an Bedeutung, was unter anderem daran liegt, dass die Bibliotheken aufgrund steigender Subskriptionskosten (in der Regel für nicht-geisteswissenschaftliche Materialien) gezwungen sind, Titel abzustellen. Andererseits, so die Autoren, ist Open Access eine riesige Chance und zwar dahingehend, dass die Geisteswissenschaften durch die neuen Disseminationsmöglichkeiten befähigt werden, die Grenzen ihrer Fachcommunities zu überschreiten und eine deutlich größere Öffentlichkeit zu erreichen.

Dafür, dass das gelingt, nahm man sich Zeit und entwickelte in zweieinhalb Jahren, also mit bibliothekarischer Gründlichkeit, ein Konzept, dessen Umsetzung auch zuversichtlich den Aspekt des Wachstums („scalability“) enthält. Ob diese Planung aufgeht, ist freilich noch nicht abzusehen und hängt maßgeblich von der Akzeptanz in den jeweiligen Fachgemeinschaften ab. Als Versuch wirkt die OLH aber außerordentlich vielversprechend und ist ein schönes zweites Modelle neben der bisher in der Anmutung doch noch deutlich eleganteren Blog-Plattform Hypotheses um geisteswissenschaftliche Fachkommunikation mit den Bedingungen und Möglichkeiten des Digitalen angemessen und vielleicht auch ein wenig mutig zu interpretieren. Ob das perspektivisch eher mit WordPress oder Open Journal Systems oder beidem oder einer neuen technischen Grundlage geschieht, wird sich dann auch noch zeigen.

Martin Eve, Caroline Edwards: *Opening the Open Library of Humanities*. Editorial. In: *Open Library of Humanities*, Vol.1, Iss. 1. DOI: 10.16995/olh.46

Die Zukunft der E-Books liegt in den Wurzeln des Digitalen.

2015-10-15

Eine Notiz von Ben Kaden (@bkaden)

In der Sendung *Kultur heute* des Deutschlandfunks wurde gestern ein Interview mit Elke Heinemann zum Thema E-Books ausgestrahlt, die unlängst ein „Kriminalrondo“ als, wenn man so will, Hybrid-Enhanced-E-Book herausgebracht hat. Das weckt natürlich unser Interesse, wenn auch eher aus medientheoretischer Sicht. Im Interview nennt sie einige der Funktionalitäten:

„Man nennt es auch ein „Hands E-Book“ [...]. Es gibt es auch gedruckt als Künstlerbuch, weil es unter anderem Fotogramme der Berliner Fotografin Manuela Höfer enthält. Aber als Künstlerbuch ist es deshalb interessant, weil der Leser beispielsweise die Möglichkeit hat, selber die Reihenfolge zu bestimmen, dort einzusteigen, wo er selber lesen möchte oder auch hören möchte. Es hat auch eine Audioschiene. Das gab es, als die Texte entstanden sind, alles noch nicht. Man hätte damals nur eine Art Objekt bauen können, in einem Kunstbuchverlag vielleicht, aber da sind natürlich auch die Absatzmöglichkeiten sehr schlecht.“

In der Titelbeschreibung auf der Seite des Verlags wird das Format genauer beschrieben:

„Das enhanced eBook präsentiert ein Gesamtkunstwerk aus Prosa, Lyrik und Fotografie; es enthält Audioaufnahmen der Texte, 13 Fotogramme der Künstlerin Manuela Höfer und ein interaktives Inhaltsverzeichnis.“

Im Interview betont die Autorin zudem, dass die E-Book-Formen, die man aktuell gemeinhin darunter versteht, früher oder später von Online-Texten abgelöst werden:

„Es ist sowieso so, dass die Experten der Szene glauben, die E-Books sind ein temporäres Phänomen. Irgendwann lesen wir alle digital, beziehungsweise wir lesen digitale Texte direkt im Internet. Das ist ja die Entwicklung, die beispielsweise auch durch Sascha Lobos „Sobooks“ vorgegeben wird.“

Der Trend zeigt aber eigentlich, wie wundersam die mediale Schleife ist, die sich hier zieht: Elemente, die im WWW schon längst etabliert sind (Hypertextualität, Multimedialität) und die sich noch viel länger in den Narrativstrukturen von Computerspielen, vor allem so genannten *Adventures* und RPGs, finden (selbst wählbare Pfade durch die Narration, umfassende Interaktivität) werden auf literarische Textformen angewendet und dies in einer Form, die sie idealerweise – analog zum Buch – in geschlossenen und daher als Einzelobjekte verkaufbaren Einheiten fasst. Das E-Book ist seit je mehr oder weniger ein unzureichender Versuch, die medienkulturelle Praxis des gedruckten Buches in die mit hohen Zukunftserwartungen ausgerüsteten digitalen Geschäftsfelder zu bringen. Das gelingt bislang bestenfalls teilweise. Die Vorteile der klassischen E-Book-Formate gegenüber den gedruckten Formaten bleiben in der Regel auf das entfallende Gewicht und eine einfache Adaptivität begrenzt (vgl. dazu auch Kaden, 2008). Dazu kommen künstliche Hürden vor allem in Form von Kopierschutzmaßnahmen.

Der Schritt, diese Formate mit Erweiterungen zu versehen ist angesichts der Möglichkeiten des Digitalen naheliegend, aber keineswegs ein Zeichen von Modernität. Dass wir digitale Texte im Internet lesen ist nämlich eine Grundidee des WWW selbst. Es entspräche also einer Rückkehr zu den Wurzeln Anfang der 1990er Jahre. Redet man dagegen über die Möglichkeiten von sinnvollen *Enhancements* und neuen Formen der *Narrativität*, dann empfiehlt es sich vermutlich, die Idee des linear erzählendes Buches gänzlich zu verwerfen und von webnativen Erzählformen und -möglichkeiten auszugehen. Der Vergleich, den Elke Heinemann betont, liefe dabei ins Lehre.

„E-Books und haptische Bücher sollte man wie Kinofilme und Fernsehfilme betrachten: Beide Medien haben eine gemeinsame Wurzel und durch die technischen Möglichkeiten haben sich dazu Parallelwelten entwickelt.“

Zutreffender wäre vielleicht zu sagen, dass sich digitale Narrationen von Narrationen, die der Darstellungslogik des Buchformats folgen, so unterscheiden, wie Computerspiele von Filmen. Der Schlüssel tatsächlich digitalgemäßer und entsprechend erweiterter Erzählungen läge in der interaktiven Teilhabe- und Gestaltungsmöglichkeit des Handlungsverlaufs, was zwangsläufig die Frage nach der Abgrenzung des Formats – vermutlich nach dem Grad der Interaktivität und Steuerungsmöglichkeit zu differenzieren – sowie auch der Autorschaft aufwirft. Ab welchem Komplexitätsgrad der Erweiterung sind die Entwickler und Mediengestalter narrationsprägend?

Und selbst für einfache digitale Fließtexte – also nicht-enhanced-E-Books – die direkt online gelesen werden, ist die Bezeichnung „Book“ eine etwas unglücklich gewählte Metapher. Spätestens wenn sie *born digital* sind, sie also nicht auf einer Buchvorlage beruhen, wäre es weitaus stimmiger einfach von digitalen Texten zu sprechen.

Weiterführend:

Ben Kaden (2008) *Das ewig alte Medium*. In: BUB 60 (2008) 7-8, S. 562-563.

Elke Heinemann, Maja Ellmenreich (2015) „E-Books sind literarische Parallelwelt“. In: Deutschlandfunk, 14.10.2015.

Big Data und die Geisteswissenschaften. Eine Anmerkung einem Tagungsbericht in der NZZ.

2015-10-20

In den Fu-PusH-Interviews fiel das Stichwort „Big Data“ vergleichsweise selten. Das bedeutet jedoch keinesfalls, dass es im Umfeld der Geisteswissenschaften keine Rolle spielt, denn unser Erkenntnisinteresse war doch eher auf das Publizieren und nicht so sehr auf die Forschungspraxis gerichtet. Entsprechend finden sich Überlegungen zur Transformation geisteswissenschaftlicher Forschung durch datenzentrierte Verfahren eher an anderer Stelle. Heute beispielsweise im Feuilleton der Neuen Zürcher Zeitung für das Urs Hafner von der infoclio.ch-Tagung 2015 mit dem Motto *Daten und Geschichtswissenschaften* berichtet. Eine wichtige und sehr grundsätzliche Einsicht wollen wir aus diesem Bericht gern festhalten, da sie wiederum drei für das Publizieren sehr zentralen Aspekt berührt:

„Für den Wissenschaftshistoriker Bruno Strasser von der Universität Genf sind grosse Datenmengen an sich nichts Neues. In der «data-driven science» jedoch, welche die Wissenschaftswelt erobere – die Geisteswissenschaften bilden ein Residuum –, kämen nun zwei Traditionen der Naturwissenschaften zusammen, die in der Mitte des 19. Jahrhunderts entstanden seien: die sammelnde und vergleichende Naturgeschichte sowie die experimentelle Naturforschung. «Big Data» werfe neue Fragen auf: nach der Autorschaft, die nun zugleich individuell und kollektiv sei, nach dem Eigentum an Daten, nach deren Gebrauch, nach deren «epistemischem Status». – Solche Fragen sollten in einem einschlägigen nationalen Forschungsprogramm auf keinen Fall fehlen.“

Prinzipiell zeigt sich eine gewisse Übereinstimmung des die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts prägenden Wandels zur *Big Science* und dem Aufblühen der Empirie als immer mehr eingefordertes und daher elaboriertes Verifikationsinstrument für die Theoriebildung (oft: *Little Science*). Insofern ist Big Data in der Wissenschaft selbst ein eher älteres Thema, eng verbunden mit der Gerätewissenschaft (bzw. auch *Großforschung*) und den dort notwendigen Spezialisierungen. Wer welchen Teil der Autorschaft bei dieser gruppenbasierten Erkenntnisfindung übernimmt, ist freilich auch dort oft umstritten. Für die Geisteswissenschaftler, die sich vergleichsweise deutlich stärker als Werkschöpfer sehen, wo Naturwissenschaftler mit dem gelungenen Nachweis glücklich sind, sind diese Phänomene weitgehend neu. Es sind möglicherweise die Digital Humanities, die nun das Kollektivelement und die Arbeitsteilung zwischen Datenerhebern, den Entwicklern von Algorithmen und den Wissenschaftlern, die Fragestellungen formulieren bzw. Schlüsse ziehen und vielleicht noch einigen anderen Akteuren in die Wissenschaftspraxis hineinbringen. Selbstverständlich verändert sich eine Wissenschaft, die sich viel stärker auf die Empirie von Daten und den Erkenntniszugang per Algorithmus stützt, in ihren epistemischen Fundamenten. Oder – was nach wie vor bei den Digital Humanities offen ist – fungiert losgelöst von den klassischen Wissenschaften als eigenes Forschungsfeld. In jedem Fall muss sie spezifisch fragen, nach welchen Bedingungen die Forschungsgrundlage (Daten) und die Erhebungs- und Präsentationswerkzeuge (Algorithmen, Visualisierungen, etc.) entstehen und wie sie als Dispositive für die Erkenntnisfindung wirken. Dies gilt insbesondere auch für die Metaebene der Forschungsförderung, die mit ihrer Agenda selbst ein Dispositiv setzt, das bestimmte Forschungsformen begünstigt und andere ausschließt.

(bk / 20.10.2015)

Urs Hafner: *Gemachte Tatsachen. «Big Data» und die Geschichtswissenschaft*. In: Neue Zürcher Zeitung / nzz.ch. 20.10.2015

Digitale Fachkommunikation in der Anthropologie. Die Zeitschrift *American Anthropologist* stellt 2016 (fast) auf e-only um.

2015-11-02

„The demographic of print readers is thought to be an aging, behind-the-times cohort of the sort of people who still get paper copies of newspapers.“

Mit dieser mehr oder weniger selbstinduzierten Einschätzung erläutert Michael Chibnik als Herausgeber der Zeitschrift *American Anthropologist* (AA) in der *Early-View*-Fassung des Editorials für die nächste und offenbar letzte gedruckte Ausgabe, warum sich die Zeitschrift demnächst als reine Digitalausgabe versteht. Er rettet die leicht pejorativ anmutende Rhetorik ein wenig dadurch, dass er sich per Fußnote selbst zum Angehörigen dieser verschwindenden Epoche zählt. Interessant ist in der Nebensache, wie auch hier die Digitalisierung von Journalismus (=newspapers) und dem wissenschaftlichen Publizieren im selben Kontext, nämlich dem des Trends zur digitalen Rezeption, erscheint. In der Hauptsache lässt sich im *Goodbye to Print* betitelten Editorial aber auch erkennen, wie eine Triebkraft hinter dem Schritt eine ökonomische ist:

„The association will be able to save the significant amounts of money that have been spent printing and distributing paper copies of AA.“

Die andere Kraft ist die des tatsächlichen Nutzungsverhaltens. Offenbar hat beispielsweise an Chibniks Universität für eine ganze Weile niemand gemerkt, dass die Printausgabe längst abbestellt worden war. Man liest, wie ich übrigens auch, heute mehrheitlich wissenschaftliche Fachaufsätze über den Onlinezugang der Bibliothek und wenn ein Text interessant erscheint, dann druckt man ihn eben am Schreibtisch extra aus.

Eine aus Sicht unseres Projektes interessante Überlegung ist die Ablösung der Idee der Einzelausgabe (*issue*), die im Digitalen formal ein Anachronismus ist, und die Ersetzung durch *content streams*. Letztere sind in Grundzügen dank der *Early-View*-Angebote auf vielen Publikationsplattformen bereits realisiert. *American Anthropologist* wird die ausgabenbasierte Erscheinungsweise dennoch, wenn auch mit antizipiert schwindender Bedeutung, vorerst beibehalten:

„The primarily digital nature of AA in the future can only accelerate the diminishing importance of “issues.” Readers will no longer be able to browse through a paper copy of the journal that arrives in the mail, looking at whatever catches their eye. Instead, they will likely receive electronic alerts when an issue comes out accompanied by a list of contents. „

Die Folgefrage, inwieweit nach dem angekündigten Abschied vom Print und von der Erscheinungsform in *Issues* das Format der Zeitschrift selbst zeitstabil bleiben kann, wird vorerst ausgespart. Diese Überlegung käme möglicherweise auch zu zeitig. Denn bisher geht es allein darum, die digitale Präsenz der Zeitschrift allgemein zu verstärken. Michael Chibnik betont die forcierte Umstellung auf die Online-Variante damit, dass beim *American Anthropologist* bisher wenig in dieser Richtung geschieht. Der Schritt setzt dahingehend ein Zeichen und zwar explizit für die ihm nachfolgenden Herausgeber.

Das man laut Selbsteinschätzung bei den Ausgaben hinter den digitalen Möglichkeiten zurückbleibt, liegt nicht unbedingt an der Redaktion selbst, die durchaus Möglichkeit zum erweiterten Publizieren anbietet:

„Right now AA does relatively little online. Authors of research articles have the option of providing online-only, unedited “supplementary information.” This can include material such as interview transcripts, large

tables, complex figures, and videos. Despite my urging, few authors have taken advantage of the opportunity to present material in this way.“

Die enhanced-article-Optionen von Blackwell-Wiley werden für die Rezipienten angeboten, wobei ebenfalls nicht klar ist, wie intensiv diese Funktionalitäten genutzt werden.

Etwas wird Michael Chibnik allerdings vermutlich vermissen:

„One minor casualty of the switch to digital may be *AA*'s cover. ... The small cover image on the journal website cannot be enlarged. It would probably not be difficult to provide an enlargeable cover on the website in the future. Even so, the impact of an electronic cover seems considerably less than that of a print cover.“

Das wäre dann so eine Art Schallplatteneffekt. Aber glücklicherweise, auch für den Editor-in-Chief selbst, geht man bei der Neuorientierung auf e-only am Ende doch nicht aufs Ganze. Wer mag, kann sich die Zeitschrift gegen Aufpreis nach wie vor als Printausgabe zusenden lassen. Michael Chibnik wird dies tun. Ob der *American Anthropologist* dann mit oder ohne Cover im Postfach landet, ist aktuell nicht bekannt.

(bk, Berlin, 02.11.2015)

Quelle:

Michael Chibnik (2015): *Goodbye to Print*. In: *American Anthropologist*. Early View (Article first published online: 28 September 2015) DOI: 10.1111/aman.12334

Was Digital Humanities und digitalen Journalismus verbindet.

2015-11-02

Eine Notiz von Ben Kaden (@bkaden)

1.

Im Juli fragte ich in einem Blogposting Gibt es Schnittmengen zwischen digitalem Journalismus und digitaler Wissenschaftskommunikation? und bot als Antwort ein gewisses *Ja* an. Gerade in den Geistes- und Sozialwissenschaften, bei denen Analysen sehr narrativiert kommuniziert werden, liegt die Parallele nah. (Ein schönes Beispiel für narrative Grenzgänger bietet unter anderem die, nun ja, Reportage-Studie *Floating City* von Sudhar Venkatesh, vgl. ausführlicher und auch hier). Das Herz des Journalismus schlägt wenigstens mit einer Kammer genau an dieser Stelle, die man gemeinhin *Storytelling* nennt. Auch die andere Kammer, die so genannten *Listicles* und anderen Metakuratierungen bestehender Webinhalte, sind gleichfalls ein Ansatz, der sich im Kontext von *Meta-* und *Overlay-Journals* in den Kontext wissenschaftlicher Publikationskulturen einbringen lässt, wobei BuzzFeed natürlich nur sehr bedingt ein direktes Vorbild sein sollte.

Kurioserweise ist das BuzzFeed-Modell das aktuell erfolgreichste Orientierungsmuster für den digitalen Journalismus, wie die Fachexpertin Emily Bell in einem aktuellen Interview gleich mehrfach betont. Spannend ist hier der Aspekt der Arbeitsteilung bei der Aufbereitung von Inhalten:

„Es gibt einen «Optimisation Desk» mit Spezialisten, welche die Artikel für die Distribution in den sozialen Medien anpassen und den Redaktoren zeigen, wie sie Überschriften zu texten haben, damit eine Story möglichst oft mit anderen Nutzern geteilt und «geliket» wird. Wenn ein Artikel viral wird, sich in den sozialen Netzwerken also wie eine Epidemie verbreitet, dann erreichen Sie nicht Tausende von Userinnen und Usern. Nein, mehrere Millionen. Die Sharing- und Liking-Ökonomie verändert alles, was wir Journalistinnen und Journalisten tun.“

Traditionalisten der geisteswissenschaftlichen Fachkommunikation läuft es gemeinhin bei derartigen Vorstellungen einer Vermittlungsoptimierung nicht ganz unberechtigt eiskalt den Rücken herunter. Für die Wissenschaft würde die Optimierung vermutlich weniger offensichtlich auf *Clickbaiting* abzielen. Sollten sich Altmetrics, die *Impact* eben auch genau in diesen Kanälen der digitalen sozialen Netzwerken zu messen versuchen, populärer werden, könnte sich das ändern.

Am Ende geht es hier wie dort um das Lenken von Aufmerksamkeit. Die besondere Fassung der Kommunikationsmöglichkeiten z.B. von Twitter erfordert denn auch tatsächlich spezifische Vermittlungsaufbereitungen. Die Vertreter der Wissenschaftsgemeinschaften, die diese Werkzeuge aktiv nutzen, folgen selbstverständlich den dort üblichen Prinzipien. Im Gegensatz zum Journalismus ist freilich bislang noch nicht erkennbar, dass es übergeordnete Akteure, zum Beispiel Wissenschaftsverlage, darauf anlegen, dies systematisch zu optimieren bzw. oft meist nicht einmal systematisch zu nutzen. Man kann es angesichts der Unschärfe der Zielgruppe und weitgehend fehlender Beispiele für Viralitätseffekte einschlägiger Fachpublikationen vermutlich auch noch nicht erwarten. Das kann sich aber ändern. Die Fachkommunikation der Wissenschaftsgemeinschaften hat gegenüber dem Alltagsjournalismus immerhin den Vorteil, selbst in den Bereichen mit maximal kurzer Halbwertszeit um Dimensionen langsamer operieren zu können. Das lässt prinzipiell Spielräume für (Selbst-)Reflexion, Analyse und schließlich bedachteres und nachhaltigeres Handeln, sofern es auch Akteure gibt, die genau dies für die Wissenschaftsgemeinschaften tun.

2.

Ein anderer Aspekt, der aus dem Feld des digitalen Journalismus in das des digitalen wissenschaftlichen Publizierens zunehmend rücken könnte, ist der der „developing story“, also des Abbildens von Forschung im Prozess. Der primäre Anwendungsfall sind seit je Konferenzen. Denkt man das Prinzip aber entschleunigter, so eignet es sich auch für Forschungsprojekte aller Art. Und in der Tat pflegen nicht wenige Projekt ein Begleitblog. Es sind aber auch weitaus elaborierte Abbildungsformen für Erkenntnisfortschritte denkbar. Ein früher Anwendungsfall könnte Christian Heises

offene Dissertation sein. (Ein Experteninterview mit Christian Heise, das im Rahmen des Fu-PusH-Projektes entstand, ist hier verfügbar.) Auch hier ist die Entwicklung noch zu frisch, um überhaupt nach Standards zu suchen. Es wird hier und da ein wenig experimentiert, aber am Ende sind die Fragen einer möglichen Repräsentation der Forschungsergebnisse meist dem eigentlichen Forschungsanliegen weit nachgeordnet.

Ändern könnte sich das, wenn Virtuelle Forschungsumgebungen wirklich umfassend zum Einsatz kommen und entsprechende Tools für eine dynamische und öffentlich Fortschrittsdokumentation mitliefern. Für die digitalen Geisteswissenschaften bedeutet dies aber auch, die Rollen innerhalb der Forschungsteams neu zu definieren, was zurück zum digitalen Journalismus und Emily Bell führt. Sie geht davon aus, dass eine stark auf Digitaltechnik setzende Form von Journalismus zwangsläufig auch zu einer Arbeitsteilung führen muss:

„Wir müssen zu Teams kommen, in denen die eine Hälfte aus Reportern mit klassischen Skills besteht, die andere Hälfte aber aus Programmierern, die für die Recherche Daten analysieren, dann Daten visualisieren und die schliesslich bei der digitalen Distribution der Beiträge mithilfe von Zugriffsanalysen eine maximale Reichweite garantieren.“

Insofern gibt es eine, wenn man so will, digitale Laborifizierung nicht nur in den Geisteswissenschaften unter dem Label der Digital Humanities (vgl. dazu auch hier), sondern auch im Journalismus, in dem man vielleicht eher auf das Motiv der „Assembly Line“ setzen würde. Im Fachdiskurs der Bibliothekswissenschaft hatte sich übrigens Walther Umstätter sehr intensiv und vielleicht etwas zu früh und vielleicht auch etwas zu fokussiert für die Fließbandproduktion in der Wissenschaft (PDF) eingesetzt. (Umstätter, 2001) Für ihn bedeutete die Entstehung der „Digitalen Bibliothek“, eine Art begriffliches Pendant zu den Digital Humanities, das sich freilich in weiten Teilen überlebt hat, da wir es im akademischen Rahmen häufig mit postdigitalen Bibliotheken zu tun haben, den Schritt zu einer neuen, stärker synoptisch ausgerichteten Beschäftigung mit wissenschaftlichen Inhalten bzw. Wissen:

„Die Digitale Bibliothek, deren Produktion wir nun begonnen haben, erfolgt sozusagen am virtuellen Fließband. Dabei erscheinen die Copyrights von etwa 80 Jahren zunächst als eines der größten Probleme bei der Reduplikation des Wissens. Sie werden aber fast problemlos überwunden durch die einzige Möglichkeit alles neu und zeitgemäß zu überarbeiten. Wir schreiben nicht einfach ab, wir fassen inhaltlich neu zusammen. Nicht unerwähnt bleiben darf dabei, die Tatsache, dass gerade die neuesten Erkenntnisse in einer heranwachsenden Generation immer wieder dazu führen, dass sich einige wenige Prozent der Wissenschaftler an die Arbeit machen müssen, auch längst vergessene Erkenntnisse unter dem Blickwinkel neuester Wissenschaft zu beleuchten und zu hinterfragen. Im Zusammenhang mit der Digitalen Bibliothek haben wir nun auch eine völlig neue Form der Wissensdarstellung, in der über die klassische buchzentrierte Bibliothek hinaus, auch die Virtuelle Bibliothek wirksam wird. Wir sind nicht mehr allein an das Papier gebunden, können Texte, Bilder und Tonaufzeichnungen hypermedial im World Wide Web vernetzen, können komplexe Modelle und Simulationen erzeugen und Expertensysteme mit Wissensbanken ausrüsten, wir können sie sozusagen simultan und interaktiv gestalten.“ (Umstätter, 2001, S. 193)

Die Urheberrechtsfrage bleibt auch heute als Hürde – Stichwort *verwaiste Werke*. Die technischen Möglichkeiten lassen dagegen sehr vieles aus diesem Szenario zu. Interessant ist auch, dass die Digital Humanities tatsächlich besonders im Editionsreich greifen, wobei die Auswahl der Forschungsobjekte auf der Oberfläche nicht unbedingt das Umstätter'sche Kriterium des „längst vergessen“ bedient. Die Hoffnung ist allerdings, dass sich durch die digitale Tiefenerschließung wirklich neue Positionen und Analysegrade zum jeweiligen Werkkorpus ermitteln lassen.

3.

Die Idee der Digitalen Bibliothek wurde in der Zeit um 2000 verständlicherweise weitgehend aus einer retrodigitalisierenden Perspektive gedacht. Für die gegenwärtigen Geisteswissenschaften und alle Forschungs- bzw. Referenzgegenstände, die *born digital* sind, dürfte dieser Komplex auch bibliothekswissenschaftlich noch einmal neu aufzurollen sein. So scheint derzeit weitgehend ungeklärt, ob Objekte rein digitalen Ursprungs einfacher oder schwieriger in diesen Analyse- und Langzeitarchivierungsstrukturen verarbeitbar sein werden.

Für das erweitertere Publizieren sind die Ideen Walther Umstätters zwar sehr allgemein, in der Grundrichtung aber durchaus im Einklang mit dem, was aktuell angedacht wird: Abschied vom Paradigma des gedruckten Buches, Multi-medialität, Vernetzung, Simulation und Visualisierung und schließlich Wissensbanken und Expertensysteme, die ihre Umsetzung möglicherweise in Lösungen aus dem *Semantic* bzw. *Pragmatic Web* finden werden. Die Entwicklung hin zu einer Technisierung der tiefen Verarbeitung von Inhalten (bzw. Narrativen) ist generell gegeben. Die auf Medien-

objekte (bzw. *Content*) gerichteten Geistes- und Kulturwissenschaften, auf Narrativität setzende soziologische Ansätze und der Journalismus zwischen Kuratierung und genuinem Storytelling (bzw. Reportagen) unterliegen hier ähnlichen Transformationen. Der Reifegrad dieses Wandels entspricht in etwa der Trägheit der jeweiligen Kommunikationsgemeinschaften sowie dem Bereitschaft, in neue technologische Lösungen und auch Experimente zu investieren.

Naturgemäß ist die Nachrichtenindustrie an diesem Punkt weitaus schneller unterwegs. Es wird sicher noch Jahre dauern, bis auch in Forschungsgruppen die Fertigkeit zur Reichweitenoptimierung nachgefragt wird. Die Idee ist aber weniger abwegig, als es angesichts der Idealvorstellung von wissenschaftlichen Kommunikationsgemeinschaften scheint. Man kann den Disseminationsaspekt nicht zuletzt auch informationsethisch interpretieren und gelangt dann sehr schnell zum Konzept von Open Access bzw. Open Scholarship. Und sehr berechtigt fragt man sich derzeit besonders auch an den Bibliotheken als zentralen Dienstleistungsinstitutionen der Wissenschaft, inwieweit die komplexer werdenden Forschungs- und Publikationsaufgaben beim Einzelwissenschaftler perspektivisch noch zusammenlaufen können oder sollen. In den Geisteswissenschaften geht man an vielen Stellen nach wie vor davon aus, dass ein Individuum forscht und zugleich die Forschungspublikationen oft bis zur Druckvorstufe aufbereitet. Es ist offensichtlich, dass bei solchen Szenarien einerseits alle Bereiche eher an Qualität verlieren und dass sich andererseits kaum die Bereitschaft finden wird, beim Publizieren über halbwegs leicht zu überschauende Minimalstandards hinauszugehen. Zeitgemäßes digitales Publizieren ist unter diesen Bedingungen kaum möglich. Es wird folglich nicht ohne Arbeitsteilung gehen und das von Emily Bell benannte Verhältnis scheint auch für die Wissenschaft zutreffend:

„Das Verhältnis von Schreibern und Technikern, Digitalexperten muss 1 : 1 sein.“

Es bleiben zwei Fragen. Die erste dreht sich organisational um die (Schaffung von) Stellen von Digitalexperten/Mediengestaltern etc., die bisher im wissenschaftlichen Bereich nur sehr bedingt und wenn, dann meist als Entwicklerstellen vorliegen. Die zweite umkreist die Herausforderung, überhaupt adäquat qualifizierte Experten in die Geisteswissenschaften zu bringen. Passion und freiwillige Weiterbildung passen nicht zur Vorstellung systematischer Forschungsentwicklung. Die allesamt noch sehr jungen Digital-Humanities-Studiengänge werden dafür hoffentlich demnächst eine Antwort, in jedem Fall wichtige Erfahrungswerte liefern.

(Berlin, 02.11.2015)

Quellen:

Emily Bell, Michael Marti (2015): «*Zeitungen sind zäh. Sie sterben langsam*». In: 12app.ch. <http://desktop.12app.ch/articles/22368360>

Walther Umstätter (2001): *Die Nutzung des Internets zur Fließbandproduktion von Wissen*. In: Organisationsinformatik und Digitale Bibliothek in der Wissenschaft: Wissenschaftsforschung Jahrbuch 2000 / Klaus Fuchs-Kittowski; Heinrich Parthey; Walther Umstätter; Roland Wagner-Döbler (Hrsg.). Mit Beiträgen von Manfred Bonitz ... – Berlin: Gesellschaft für Wissenschaftsforschung 2001. S. 179-199

Wie langzeitarchiviert man Enhanced Publications?

2015-11-10

Eine Notiz von Ben Kaden (@bkaden)

1.

Das Thema Datenjournalismus bleibt, erwartungsgemäß, überall dort ein zentrales Diskursobjekt, wo es um digitalen Journalismus geht. Auf der Technologieseite von *Vox Media* arbeitet Simon Rogers entsprechende Chancen (Zugang) und Herausforderungen (Archivierung) auf und erneut zeigen sich Parallelen zu den Digital Humanities.

„[T]he web has revolutionized online journalism so that the way we consume the news changes daily; the basics of modern data journalism are grounded in that ability to visualize that data in more and more sophisticated ways.“

Ersetzen wir „online journalism“ durch „digital research“, „news“ durch „research publications“ sowie „modern data journalism“ durch „Digital Humanities“, lässt sich der Satz problemlos in jeden Sammelbandbeitrag für eine Tagung zum Thema Digitalisierung der Geisteswissenschaften einpassen.

Hervorzuheben ist ein Aspekt, der uns aus Sicht der Bibliothekswissenschaft abstrakt und bei Fu-PusH sehr konkret beschäftigt. Für die Datenvisualisierung, bekanntermaßen auch Kernelement erweiterter Forschungsdatenpublikationen, ist die Langzeitarchivierung ein ungelöstes Problem. Was man vom Forschungsoutput der Projektwissenschaft sehr gut kennt, steht auch hier im virtuellen Raum:

„Much of it has become a victim of code rot – allowed to collapse or degrade so much that as software libraries update or improve, it is left far behind. Now when you try to find examples of this work, as likely as not you will end up at a 404 page.“

Im Unterschied zu der sehr im Umbruch befindlichen Welt des Journalismus, in der viele hauseigene Archive eingedampft bis eingestampft wurden und oft im besten Fall noch als Volltextdatenbanken bleiben, gibt es in der Wissenschaft glücklicherweise mit den Bibliotheken und zunehmend auch digitalen Publikations- bzw. Forschungsdatenrepositorien (hoffentlich) zeitstabile Infrastrukturen, die es ermöglichen sollten, sämtlichen Forschungsoutput, vielleicht auch -input sowie die jeweiligen Werkzeuge aufzubewahren. Pionierarbeit zum Thema Softwarearchivierung, die auch das Erkennen der entsprechenden Hürden beinhaltet, wird dabei wiederum im Bereich der Computerspiele geleistet (vgl. exemplarisch diesen Beitrag bei Golem).

Die Archivierung von Software ist bekanntlich deshalb weitaus anspruchsvoller als die Archivierung vieler Formen von Inhaltsdaten bzw. Dokumenten, weil sie erheblich stärker als diese an bestimmte System- bzw. Hardwarevoraussetzungen gebunden ist. Für digitale Werkzeuge muss folglich auch der konkrete Funktionsrahmen mitarchiviert und verfügbar gehalten werden. Angebote wie *GitHub*, die aktuell als eine Lösung zur Softwarearchivierung gesehen werden, werfen auch jenseits der Grenzen der Systemarchivierbarkeit genug offene Fragen auf. Sie sind daher vermutlich bestenfalls Zwischenschritte und keine stabilen Lösungen.

Regelmäßige Migrationen, bisher angedachtes Allheilmittel der digitalen Langzeitarchivierung, sind beim Anspruch, den jeweiligen Systemrahmen zu bewahren, naturgemäß nicht möglich. Eine wirklich umfassende Dokumentation der jeweiligen Systemkonstellationen könnte in der Zukunft immerhin eventuelle Rekonstruktionen der jeweiligen Produktions- und Rezeptionssettings ermöglichen. Angesichts der dabei auflaufenden Kosten wird deutlich, dass solche Archivierungsansätze unbedingt priorisieren werden müssen und dass daher sehr sicher ein großer Teil der Geschichte der Digitalität bestenfalls als Narration überleben wird.

2.

Das Phänomen des Datenjournalismus illustriert ebenso wie andere Formen des digitalen *Enhanced Publishing*, wie viel größer die Herausforderung sich dann darstellt, wenn Inhalte, deren Anzeige und die dafür notwendigen Werkzeuge bzw. Software untrennbar sind. Je offener, dynamischer und vernetzter ein Inhaltsobjekt desto komplizierter wird eine Archivierung. Konsequenterweise handelt es sich nämlich nicht um fixe Dokumente sondern um situativ und ephemere erzeugte Repräsentationen. Vermutlich werden wir bei diesen Formen von vernetzten und erweiterten Publikationsstrukturen aus medientheoretischer Sicht bald mit Ephemertheorien für einst stabil aufzeichnenbare und reproduzierbare Kommunikationen (Text, Bild, Ton) umgehen müssen, die in ihrer Komplexität an das erinnern, was man von vergänglichem und bislang für die Erkenntnisproduktion eher verdrängten Sinneseindrücken kennt (z.B. Düften). Womöglich braucht es bei der digitalen Langzeitarchivierung eine Differenzierung und regelmäßige Redefinition der gewünschten und der praktikablen Zeithorizonte.

Wolfgang Ernst vertritt jedenfalls unlängst eine archivtheoretische Position, die für digitale Zusammenhänge ein neues Verständnis der Zeitlichkeit feststellte und daher die Konzentration auf die Bewahrung eines Ergebnisses durch das Prinzip der Speicherung von Zwischen(zu)ständen ersetzt:

„Die algorithmischen Forschungsmethoden der Digital Humanities praktizieren längst schon eine andere Form der »historischen« Forschung, die den non-human agencies (der Software) den entscheidenden Part überlässt. Zum Zweck der Bereitstellung von Big Data als Zeitzeugnis obliegt es Gedächtnisinstitutionen weiterhin, wohldefinierte Datenbanken vorzuhalten. Lineare Datenströme lassen sich im Normalfall nicht in Echtzeit, sondern erst nachträglich analysieren; die Zwischenarchivierung von Datenströmen ist daher notwendig wie je.“ (Ernst, 2015)

Eine faszinierende Verschiebung in solchen digitalen Erkenntnis- bzw. besser noch Handlungszusammenhängen besteht weiterhin darin, dass man mit der Software bzw. den Algorithmen die Aktanten und nicht nur das Ergebnis der Handlung dokumentieren und nach Möglichkeit auch archivieren muss. Wo das Handlungsmedium Mensch aus diversen Gründen nur als Metainformation in der Zeit bewahrbar ist, sind handelnde technische Systeme mutmaßlich prinzipiell leichter in der Zeit zu stabilisieren. Wichtig scheint die Einsicht, dass bei genauerer Betrachtung die „Datenströme“ allein kaum zureichend sein werden, um ein nachvollziehbares Abbild der in diesen virtuellen Handlungsumgebungen erzeugten Erkenntnisse und Analysen zu bewahren. Die Gesamterhaltung bleibt auch deshalb ein wichtiges Anliegen, weil der erkenntnisprägende Anteil von Algorithmen und Software Konsequenzen für die Verantwortungszuschreibung hat. Oder wie es Susan Schuppli formuliert:

„The idea that an actual human being or ‘legal person’ stands behind the invention of every machine who might ultimately be found responsible when things go wrong, or even when they go right, is no longer tenable and obfuscates the fact that complex systems are rarely, if ever, the product of single authorship; nor do humans and machines operate in autonomous realms. Indeed, both are so thoroughly entangled with each other that the notion of a sovereign human agent functioning *outside* the realm of machinic mediation seems wholly improbable.“ (Schuppli, 2014)

Wo ein Algorithmus maßgeblich an der Erkenntnispartizipation mitwirkt ergibt zudem sich die Frage, welcher Anteil den menschlichen Entwicklern dieses Algorithmus‘ als Teil der Erkenntnisfindung zugeschrieben wird, welche Portion der *Credits* Datenerhebern zukommt und wer am Ende als feder- bzw. *mouseführende_r* Autor_in einer Publikation gilt. Digitale Wissenschaft beinhaltet folglich auch die Notwendigkeit einer Neuverhandlung von Handlungsrollen und, zurück zum Archiv, eine Nachvollziehbarkeit des Forschungsverlaufs, der zu einer (Zwischen)Erkenntnis führte. Auch hier bleibt noch ungeklärt, wie sehr man versuchen sollte, neben der möglichst detaillierten Systembeschreibung das gesamte dahinter stehende technische System zu archivieren.

3.

Simon Rogers fordert sehr berechtigt ein „Data Journalism Archive“. Sein Artikel demonstriert aber zugleich, dass die Entwicklung von Lösungen der Langzeitarchivierung und -verfügbarkeit für digitale Inhalte, Werkzeuge und eventuell auch Strukturen offenbar weithin entkoppelt von der Entwicklung der jeweils gegenwärtigen Möglichkeiten für die Darstellung digitaler Inhalte verläuft. Als es noch hauptsächlich um statische Webseiten, abgeschlossene Datenbanken und an Endgeräte gebundene Software ging, schien das nicht übermäßig aussichtslos und eine Lösung vielleicht nicht präsent, aber doch irgendwie naheliegend und mutmaßlich machbar. In vielen auch aktuellen Diskussionen zur digitalen Langzeitarchivierung scheint man noch in diesen Mustern zu denken. Für komplexe adaptive Darstellungen, wie sie den Datenjournalismus und die Visualisierungsbestrebungen der Digital Humanities gleichermaßen kennzeichnen, wird jedoch bei der Archivierungsfrage vor allem eine neue Ratlosigkeit sichtbar. Die Verlagerung sowohl der Inhalte als auch der Anwendungen in die Cloud verstärkt dies zusätzlich.

Selbstverständlich kommen wir nicht um den Aspekt herum, den Simon Rogers betont:

„Nobody says archiving is easy, but what will be left otherwise?“

Auf Archivierung zu verzichten ist, jedenfalls aus wissenschaftlicher Sicht, keine Option. Vielmehr wird die technische Archivierung und Verfügbarhaltung angesichts des Nachvollziehbarkeitsanspruchs in der Wissenschaft umso notwendiger, je komplexer und technikgestützter sich Forschung vollzieht. Aber eine solche Archivierung ist nicht nur nicht leicht, sondern auch teuer. Sie sollte systematisch, koordiniert und übergreifend angegangen werden. Derzeit jedoch fehlen Standards oder überhaupt nur überzeugende Best-Practice-Lösungen, mitunter sogar das Bewusstsein.

Die treibenden Kräfte der Digitalindustrie scheinen diesem Aspekt über die einfache Dateiarchivierung hinaus bisher wenig Aufmerksamkeit zu schenken. Kompatibilitätssicherung findet nur in sehr begrenzten Zeitfenstern und über wenige Softwaregenerationen statt. Von Seiten der Nutzer_innen fehlen möglicherweise bislang die Nachfrage oder überhaupt ein Problemverständnis, das immerhin Softwareentwickler_innen mittlerweile mitbringen und das, wie der Beitrag von Simon Rogers zeigt, den Journalismus erreicht. Die klassischen Gedächtnisinstitutionen und insbesondere die Bibliotheken behandeln das Thema dagegen eher nur peripher in ihren Diskursen zur Digitalität und Technologie. Die Bibliothekswissenschaft, deren informatische Wende derzeit in Berlin durch die Ausschreibung einer entsprechenden Professur nochmals unterstrichen wird, wäre sicherlich die Disziplin, die die Herausforderungen einer digitalen Langzeitarchivierung über die reine Daten- und Dokumentenbewahrung hinaus aufgreifen müsste. Bibliothekswissenschaftlich geprägte Projekte wie das unsere können sich immerhin um entsprechende Impulse bemühen. Was u.a. mit diesem Beitrag geschehen soll.

(Berlin, 10.11.2015)

Wolfgang Ernst: *Memorisierung des Web – Von der emphatischen Archivierung zur Zwischenarchivierung*. In: Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie (ZfBB), Mai-Aug 2015, Vol. 62 Issue 3/4, S. 144-152. DOI: 10.3196/1864295015623424

Simon Rogers: *We need a Data Journalism Archive. Before it becomes just another 404 error*. In: Vox Technology, 09.11.2015

Susan Schippli: *Deadly algorithms: Can legal codes hold software accountable for code that kills?* In: Radical Philosophy, No. 187, Sept/Oct 2014, S. 2-8

»Alles Relevante auf Papier, alles andere ins Netz«? Zur Doppelläufigkeit gegenwärtiger Medienkulturen.

2015-11-11

Eine Notiz von Ben Kaden (@bkaden)

Betrachtet man die Trends im geisteswissenschaftlichen Publizieren, stellt man nach wie vor eine erhebliche Affinität zum Trägermedium Papier ergo zum gedruckten (vor allem) Buch fest. Woher diese Präferenz stammt, ist nicht immer leicht zu begründen. Häufig verweist man auf den Aspekt der Sozialisierung. Dass dem nicht unbedingt so sein muss, zeigt ein Blick auf die blühende Kultur der Magazine, die wenigstens im Independent-Bereich maßgeblich von Akteuren geprägt ist, die ganz unbefangen in digitalen bzw. postdigitalen Kultur- und Kommunikationsräumen leben. Im Tumblr-Blog des Magazins *Das Buch als Magazin* gibt es aktuell ein Interview mit dem Magazinherausgeber und -sammler Horst Moser, das einige interessante Aspekte zum Verständnis enthält. So stellt er fest:

„Es gibt eine starke Sehnsucht, sich auf Papier zu verewigen, als Reaktion auf die flüchtige digitale Welt. Und das neue daran ist, dass es nicht Nostalgiker sind, sondern die junge Avantgarde. Print hat seinen Minderwertigkeitskomplex gegenüber den digitalen Bewegtbildmedien abgelegt.“

Es scheint tatsächlich ein generationales Element zu sein, was die Menschen beim Druck hält. Aber nicht, wie oft vermutet, als rückständige Prägung, sondern bestimmt durch den Wunsch, dass auch zukünftige Generationen die eigenen Werke bzw., für die Wissenschaft, die eigenen Erkenntnisse, Aussagen und Argumente bei ihrer Kulturwahrnehmung berücksichtigen mögen. Oder kurz:

„Im Kern ist es die Sehnsucht, unsterblich zu werden. Sie verspüren einen Drang, etwas mitteilen zu wollen, und zwar auf einem Material von Dauer, auf Papier.“

Moser zitiert die Ansicht »Alles Relevante auf Papier, alles andere ins Netz«. Diese Differenzierung trifft man auch bei nicht wenigen Geisteswissenschaftlern an, wenn man sie nach den Potentialen des digitalen Publizierens und der Verwendung sozialer Medien als Publikationsplattformen befragt. Weblogs werden, wenn überhaupt, hauptsächlich als Prozessdokumentationen zur Forschungsarbeit akzeptiert. Auch der Blick in die Open-Access-Repositoryen zeigt, dass dort eher Nebenpublikationen landen, die oft den Cut für eine ordentliche Verlagsveröffentlichung nicht schaffen und manchmal ein Einzelaufsatz aus einer lang vergriffenen Anthologie. Selbst von Verlagen publizierten E-Medien gelten gegenüber gedruckten Ausgaben häufig nur als zweite Wahl. Es ist, wenigstens heute im Jahr 2015, ausgerechnet die digitale Empirie, die diese Zurückhaltung im Publikationsverhalten stützt. Die Erfahrungen mit der Langzeitverfügbarkeit digitaler Dokumente sind naturgemäß noch sehr gering. Aber bereits die Kurzzeitverfügbarkeit über nur wenige Jahre ist oft nicht gewährleistet, wie Moser bestätigt:

„Viele unserer digitalen Archive sind nicht mehr aktivierbar. Alte Quarkdokumente kann ich nicht mehr öffnen. Die dazugehörigen Fonts sind auf Disketten. Kein Apple hat mehr ein Diskettenlaufwerk. Das gleiche bei ZIP-Speichern. Es fehlen die Lesegeräte. Dann gab's diverse Plattencrashes. Wir haben zwar in der Regel eine doppelte Sicherung, auf Band und auf Raidsystemen. Aber auch hier gibt's den Gau, dass also beide Systeme gleichzeitig versagen oder kaputt sind. Ich habe auch viele Fotoarchive meiner eigenen digitalen Bilder verloren. Wenn man sich vorstellt, wie das in hundert oder 500 Jahren aussieht, fürchte ich, dass dann 95 Prozent verloren sind. Das passiert ja selbst der NASA. Viele Daten von den Mondlandungen aus

den Siebziger Jahren können nicht mehr gelesen werden. Wo finde ich in zwanzig Jahren digitale Magazine der 1990er Jahre?“

Was den Bogen zu meiner gestrigen Problematisierung der Frage einer Langzeitarchivierung nicht nur der Inhalte sondern auch der Systeme spannt. Es ist zu vermuten, dass sich die Idee hybrider (bzw. sich parallel entfaltender) Medienkulturen – also sowohl auf Trägermedien wie Papier materialisierte als auch digitale, dynamische – umso stärker stabilisiert, je ausgeprägter und verbreiteter das Verständnis für diese Herausforderung der digitalen Langzeitbewahrung wird. Für digitale Inhalte und ihre Darstellung werden wir uns darüber hinaus, so wie es jetzt aussieht, an Haltbarkeits- und Verfallsdaten gewöhnen müssen. Dies im Bewusstsein könnte bzw. sollte das Forschungsfeld digitaler Lebenszyklen von Dokumenten durch die Bibliothekswissenschaft gleich neben dem Großthema der digitalen Langzeitarchivierung bearbeitet werden.

(Berlin, 11.11.2015)

Peter Wagner, Horst Moser: *„Im Magazinmachen steckt die Sehnsucht, unsterblich zu werden“*. Interview. In: Das Buch als Magazin als Blog. 10.11.2015

Über (digitale) Hilfswissenschaften, Bibliothekswissenschaft und Digital Humanities.

2015-11-18

Eine Notiz von Ben Kaden (@bkaden)

Die Frankfurter Allgemeine Zeitung veröffentlicht in ihrer heutigen Ausgabe auf der Seite zum Thema *Forschung und Lehre* ein Interview mit dem Archivwissenschaftler Eckhart Henning über die „prekäre Lage der historischen Archivwissenschaften“. Aus der Perspektive von Fu-PusH ist das Thema aus mehreren Gründen interessant. So gibt es durchaus die Position, dass sich das nach wie vor im Fokus aller Zukunftsdiskussionen zu den Geisteswissenschaften unweigerlich einfindende Feld der Digital Humanities zumindest in der Tradition der Hilfswissenschaften verortet. (vgl. Wettlaufer, 2014) Von den *Auxilia Historica* zu lernen, kann hier also durchaus sinnvoll sein. Weiterhin stellt sich die Frage der Auswahl, Erschließung und Vermittlung potentiell für die Geisteswissenschaften relevanter Objekte in den etablierten Kulturspeichern ganz generell. Hier könnte man neben der Archivwissenschaft durchaus auch die Bibliothekswissenschaft in der Rolle einer solchen Hilfsdisziplin sehen und diskutieren – nicht unbedingt zum Gewinn der Fächer. (vgl. u.a. Stäcker, 2005, S.36) Schließlich stellt sich damit verknüpft und immergrün die Frage, wie man mit digitalen Materialien hinsichtlich einer angestrebten Langzeitverfügbarkeit verfährt.

Zu allen drei Aspekten finden sich im Interview einige interessante Aussagen. So legt Eckart Henning dar, dass die historischen Hilfswissenschaften mit ihrem Analyseansatz „den Naturwissenschaften oft näher als den Geisteswissenschaften“ sind. Das ergibt sich vermutlich bereits deshalb, weil ihre Funktion einen bestimmten Analysebedarf adressiert, der offenbar nicht ohne weiteres direkt in geisteswissenschaftliche Forschungsprozesse integrierbar ist. Die Hilfswissenschaften komplementieren die dort eingesetzten Methodologien hinsichtlich eines bestimmten Bedarfs. Sie sind dadurch gekennzeichnet, dass

„sie quantifizierend arbeiten, sich mit Lokalisieren und Datieren, Verifizieren und Falsifizieren manchmal auch nonverbaler Dokumente beschäftigen. Man beurteilt etwa die Echtheit von Urkunden, erstellt Quelleneditionen, inventarisiert Orts- und Flurnamen. Aber man bleibt nicht antiquarisch im Sammeln stecken, sondern analysiert die Sammlungen als Humus der Wissenschaften.“

Die Nähe zu den Digital Humanities wird bei dieser Programmbeschreibung eigentlich schon ohne weiteren Kommentar sichtbar. Wo geisteswissenschaftliches Denken die Inhalte (bzw. den Geist) analysiert, erfassen, analysieren und vermitteln die hilfswissenschaftlichen Forschungsprogramme systematisch die Rahmenbedingungen in Form und Medialität, so dass die geisteswissenschaftlichen Forschung eine exakten Zugriff auf das für sie Relevante erhält. Was mit dem so genannten *Material Turn* auch jenseits der Digital Humanities frisch erblüht, wird nun offensichtlich ausgerechnet dort, wo dafür Grundlagen zu vermuten wären, reduziert. Die Hilfswissenschaften „sind [...] randständig geworden und nur an wenigen Universitäten noch im Hauptfach studierbar.“ Ein Schicksal, das sie sehr offensichtlich mit der Bibliothekswissenschaft teilen. Und möglicherweise auch mit den Digital Humanities, denen zur *Library and Information Science* eine nicht geringe Schnittmenge unterstellt wird. (Robinson, Priego, Bawden, 2015) Dies betrifft u.a. ihren ebenfalls prinzipiell prekären Status:

„Another similarity between the LIS and DH disciplines is that both seem in a permanent state of existential crisis about their future. For LIS, the typical concern is that the activities of the LIS profession will become redundant due to changing communications technology and publishing and dissemination methods. [...] For DH, these concerns usually emerge as a worry that the discipline will cease to exist, as its activities are absorbed by others who do not adhere to the disciplinary label, or necessarily share its values. This may be

by simple absorption into the humanities themselves, as the work of all humanities scholars gains a digital dimension[.]“

Der *Post-Digital-Scholar* (sh. auch Kaden, 2014) markierte das Ende der Digital Humanities. Wie wahrscheinlich das ist, wird sich zeigen. Hilfswissenschaften arbeiten in traditionell in sehr konkreten Bereichen, die eine professionelle Spezialisierung erfordern, damit sie als Zuarbeiten zur Erkenntnisbildung in den Hauptwissenschaften verwertbar sind. Es gute Gründe, warum sich diese Zweige historisch entwickelt haben und in deren Mitte steht sicher das Schlagwort „Komplexität“. Die Tatsache allein, dass alle mit denselben Werkzeugen (=Computer) ihre Wissenschaft organisieren, muss nicht zwangsläufig bedeuten, dass sie auch alle Einzelschritte gleich gut beherrschen müssen. Andererseits gibt es Thesen wie „Der Historiker von morgen wird Programmierer sein oder es wird ihn nicht mehr geben.“ (vgl. König, 2015) Die Erfahrung (u.a. auch im Fu-PusH-Projekt selbst) zeigt freilich, dass es auch dann, wenn die Fachwissenschaftler bestimmte Programmier- oder Datenvisualisierungskennnisse (irgendwie) beherrschen, nicht zuletzt ökonomisch sinnvoller sein kann, sie ihrer hauptsächlich Fachqualifikation gemäß zu beschäftigen und für die technische und gestalterische Umsetzung von Lösungen jemanden heranzuziehen, der dies professionell und daher in einem Bruchteil der Zeit realisiert.

Je komplexer die Forschungsaufgaben und Technologien, so eine denkbare Gegenthese zum kommenden Programmierer-Historiker, desto unwahrscheinlicher ist es, dass Akteure sowohl grandiose Haupt- als auch Hilfswissenschaftler_innen sein können. Expertise ist nicht zuletzt Ergebnis regelmäßiger Praxis, was übrigens dafür spräche, feste Positionen für Wissenschaftsprogrammierer_innen in Rechenzentren oder Bibliotheken einzurichten, die Forschungsprojekte für die Umsetzungszeit ihre Lösungen, wenn man so will, ausleihen können. Es erscheint jedenfalls sinnvoller, als für jedes Projekt einzeln und mit schwankenden Erfolgsaussichten befristete Stellen auszuschreiben, was erfahrungsgemäß nicht selten mit sich bringt, dass sich auch die Programmierer erst einmal in puncto Fachwissenschaft weiterbilden müssen.

Die stetig wachsende Spezialexpertise solcher festen Projektzuarbeiter_innen könnte man dann innerhalb der Einrichtungen auch dort nachnutzen, wo es um Nachhaltigkeit, spricht die Langzeitarchivierung von Code und Content geht. Eckart Henning sieht hier einige Herausforderungen und eine Lösung, die freilich den Code ausblendet (sh. dazu auch Kaden, 2015):

„Die Daten immer wieder neuer Hard- und Software anzupassen und in neue Speichermedien zu überführen, verschiebt das Problem kostspielig, vom damit verbundenen Qualitätsverlust gar nicht zu reden. So sollte man lieber bei der Sicherungsverfilmung bleiben, deren Produkte kann man für fünfhundert Jahre in einem Bergwerk horten, wie man es in Freiburg im Breisgau tut, und sie notfalls auch unter der Lupe lesen.“

Auf die naheliegende Rückfrage, inwieweit man damit der aktuellen Datenproduktion (=Big Data) gerecht werden würde, folgt die erstaunliche Antwort:

„Nein, doch ist das nötig? Zu den verantwortungsvollsten Aufgaben des Archivars gehört die Bewertung des abgelieferten Schriftguts, von dem das Bundesarchiv nur rund fünf Prozent für dauernd aufbewahrenswert erklärt. Die Archivistik hindert Historiker daran, in ihrem Material zu ertrinken, und Kassationsrichtlinien, dass Archivare stets das Falsche vernichten.“

Erstaunlich ist sie deshalb, weil in ihr eine völlige Unterschätzung des Aufwands zur Sichtung und Bewertung des digitalen „Schriftguts“ einhergeht. Bereits für die Durchsetzung der „Kassationsrichtlinien“ benötigt man Big-Data-Technologien. Zudem ist angesichts des bestehenden Datenaufkommens und der zu erwartenden Wachstumskurven die in nicht allzu ferner Zukunft anstehende Schließung des Barbarastollens wegen Überfüllung auch dann plausibel, wenn man sich auf die fünf Prozent beschränkt. Hier zeigt sich leider, dass Archiv- und Informationswissenschaft offenbar zu wenige Schnittstellen aufweisen.

Die eigentliche Herausforderung greift freilich schon früher, nämlich bei der Archivierung genuin digitaler Formate:

„Gegenwärtig sieht es so aus, als würden die meisten Bundesländer zentrale digitale Archive gründen. Das würde zur Aufteilung zwischen dem Archivar für die klassischen Quellen und dem Software-Spezialisten für die neuen Quellen führen. Für Letzteren ändert sich die Form der Dokumente. Ihr intrinsischer Wert geht verloren. Sie weisen keine charakteristischen Merkmale mehr auf, sondern manipulierbare. Auch wenn die Metadaten der digitalen Archivierung stets bewahrt werden, ist der Entstehungsprozess der Texte für Historiker kaum mehr kontrollierbar. Ihre Quellenskepsis wird wachsen.“

Gerade angesichts der prinzipiellen Manipulierbarkeit (andere sagen: Offenheit) und einer wachsenden Quellenskepsis

dürfte es notwendig sein, wissenschaftsübergreifende Versionierungs- und aus Sammlungsperspektive vielleicht auch Schließungsstandards für Dokumente zu entwickeln. Was zweifellos eine typische Aufgabe für eine digitale Hilfswissenschaft wäre.

(Berlin, 18.11.2015)

Ben Kaden: *Wissenschaft nach dem Internet: Was ist eigentlich Post-Digital-Scholarship?* In: Berliner Gazette, 18.09.2014.

Ben Kaden: *Wie langzeitarchiviert man Enhanced Publications?* In: Fu-Push-Weblog, 10.11.2015

Mareike König: *“Der Historiker von morgen wird Programmierer sein oder es wird ihn nicht mehr geben” #dguw15.* In: digitale:geschichte, 03.04.2015

Lyn Robinson, Ernesto Priego, David Bawden: *Library and Information Science and Digital Humanities: Two Disciplines, Joint Future?* In: *Re:inventing Information Science in the Networked Society. Proceedings of the 14th International Symposium on Information Science (ISI 2015), Zadar, Croatia, 19th–21st May 2015.* DOI: DOI 10.5281/zenodo.17969

Thomas Thiel; Eckart Hennig: *Signaturen der Zeit. Zur prekären Lage der Historischen Hilfswissenschaften.* In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 18.11.2015, S.N4

Thomas Stäcker: *Ars sine scientia nihil est – Bibliothekswissenschaft aus forschungsbibliothekarischer Perspektive.* In: Hauke, Petra (Hrsg.): *Bibliothekswissenschaft – quo vadis?* München: Saur, 2005. S. 33–46

Jörg Wettlaufer: *Digital Humanities: Eigene Disziplin oder Hilfswissenschaft?* In: digihum.de, 13.01.2014

Herausforderungen des Publizierens von Forschungsdaten. Zu einem aktuellen Beitrag in Science.

2015-12-14

Eine Notiz von Ben Kaden (@bkaden)

In der aktuellen Ausgabe der Zeitschrift *Science* findet sich ein Artikel von Jorge L. Contreras und Jerome H. Reichman zu Strukturen und Kosten des Teilens von Forschungsdaten. Damit schließen sie an eines der Trendthemen unter anderem auch in der Bibliothekswissenschaft und Informationsinfrastrukturforschung an. Je mehr man sich mit den Themen Forschungsdaten und Forschungsdatenpublikation befasst, desto deutlicher treten freilich die Desiderata hervor. Allem voran geht die Frage nach der Möglichkeit entsprechender allgemeinverbindlicher Minimalstandards. Klar ist, dass der Trend zur *Openness*, der sich in Formeln wie „Open Science“ und „Open Scholarship“ kristallisiert, die gegenwärtige Wissenschaftspraxis maßgeblich prägt. Forschungsdaten sollen neben den Forschungspublikationen – also den als Paper, Aufsatz, Blogpost, Monografie o.ä. veröffentlichten Forschungsnarrativen – möglichst ohne Einschränkung zur Einsicht und Nachnutzung verfügbar gemacht werden.

Die Motivation findet sich einerseits im Erhöhung der Forschungstransparenz ergo Nachvollziehbarkeit der in den Forschungspublikationen dargelegten Analysen und Deutungen. Andererseits greift das durchaus ökonomisch motivierte Argument, dass man den einmal erhobenen Datensatz auch für andere Analysen heranziehen und beforschen kann. Das nennt man Nachnutzung.

Ein nächste Stufe der Forschungsdatenintegration wird schließlich erreicht, wenn man die einzelnen Datensätze vor der Veröffentlichung so aufbereitet, dass sie maschinenlesbar und automatisiert mit anderen Datensätzen verknüpfbar werden können. Derartige Netzwerke strukturierter Daten sind eine Herzensangelegenheit der Digital Humanities und ein bibliotheks- und netzwissenschaftliches Perspektivthema, dem massives Potenzial zugeschrieben wird. Big Data und Semantic Web sind die rahmenden Termini.

An sich klingt es einfach und lässt sich prima an die Commons-Überlegungen der Netzkultur anschließen, wenn Jorge Contreras und Jerome Reichmann schreiben:

„Perhaps the most straightforward path to legal interoperability is simply to contribute data to the public domain and waive all future rights to control it. This approach has been advocated by more than 250 organizations that have endorsed the 2010 Panton Principles for open data in science.“

Die wissenschaftliche Realität setzt diesem Wunsch nach Gemeinfreiheit freilich ein ganze Bandbreite von Hürden entgegen, die nun zum Teil auf den persönlichen Verwertungs- und Kontrollanspruch der jeweiligen Datenerheber zugeführt werden können. Gerade persönlichkeitsrechtliche Aspekte und das hohe Gut des Datenschutzes bremsen die Möglichkeiten der Forschungsdatenpublikation vor allem dort, wo es sich um empirische Sozialforschung handelt. Auch wir konnten im Rahmen des Fu-Push-Projektes entsprechend qualifizierte Erfahrungen sammeln.

Eine weitere Herausforderung bei der offenen Datenpublikation liegt schließlich in der wissenschaftstheoretischen Fragestellung, wie sehr der konkrete Forschungskontext – also die Forschungsfrage – das zulässige Analyse- und Deutungsspektrum für einen Datensatz definiert. Und schließlich unterläuft die künstlerisch orientierte Remixkultur des Netzes, auf die auch einige der Creative-Commons-Lizenzen vorrangig abzielen, den wissenschaftlichen Anspruch an Datenintegrität. Das kreative „Verändern“ von Forschungsdatenkontexten ist mit der guten wissenschaftlichen Praxis kaum vereinbar. Jorge Contreras und Jerome Reichmann benennen Creative Commons dennoch als Option:

„Alternatively, researchers who wish to receive attribution credit for their contributions, but are otherwise willing to relinquish control over them, have released data under standardized Creative Commons licenses

that have been widely used for other online content, including open-source code software, music, and photographs. „

Sie merken zugleich an, dass diese Ansätze unzureichend und problematisch sein können. Dies bestätigt auch unser während des Projektes gewonnener Eindruck. Das Thema liegt sehr im Trend, wird aber derzeit an vielen Stellen jedenfalls in den Geisteswissenschaften eher allgemein als auf konkret realisierbare Lösungen hin diskutiert. Das könnte seine Ursache auch darin haben, dass aktuell Akteure fehlen, die Aktivitäten im Bereich der digitalen Forschungsdatenpublikationen für diese Disziplinen übergreifend und vor allem fachkulturell weithin anerkannt koordinieren.

Quelle:

Contreras, Jorge L.; Reichmann, Jerome H.: *Sharing by design: Data and decentralized commons*. In: Science 11 December 2015; Vol. 350 no. 6266 pp. 1312-1314 DOI: 10.1126/science.aaa7485

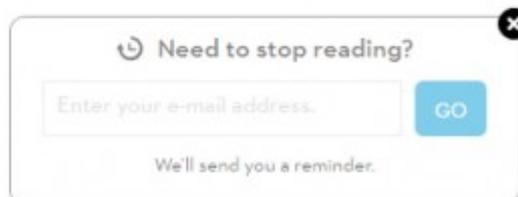
Toolbox aktuell: Das remind-to-read-Widget des New Yorker.

2015-12-14

Weil es uns schon häufiger positiv auffiel und weil wir generell auch auf kleine Alltagserleichterungen für die digitale Arbeit, zu die für uns auch das Lesen von so genannten Long-Read-Texten zählt, hinweisen wollen, möchten wir an dieser Stelle nur einmal kurz vermerken, dass wir die Idee ausgezeichnet finden, am Fließtext einen Erinnerungsservice per Widget einzubinden, der den Leser bzw. die Leserin nach einer selbst bestimmbaren Zeit (Auswahlmenü) per E-Mail zum Text zurückholt.

Umgesetzt hat diese Funktion die Zeitschrift *The New Yorker* in diesem Herbst für seine Desktop-Ansicht. Scrollt man auf einem der Texte (z.B. diesem) nach unten, erscheint die Option in einer denkbar dezenten Fassung. Wir sind gespannt, ob dies auch generell demnächst ein Standard für digitale Magazintexte wird.

ing at a portrait is the imperfectible act of
 ? Anguish or insight? Focus or fear?
 estions have a chance to settle. The
 an in what looks like Union Square is
 ecent death of her sister. The downward
 1 only be understood as having to do with
 The dirt-tanned wrist of a beggar, very
 be trusted to do its own work.
 out into the water," the man says,
 "I've tried to commit suicide several



Need to stop reading?

Enter your e-mail address.

GO

We'll send you a reminder.

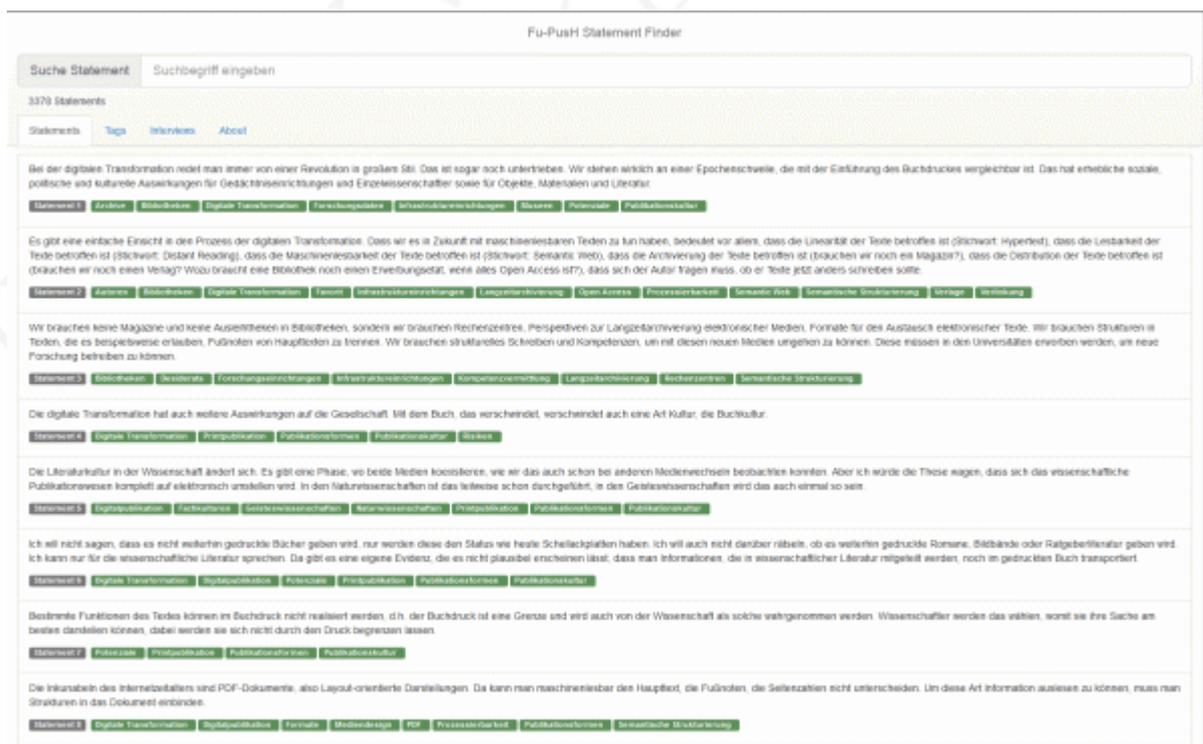
fe in New York come despite Stanton's
 Reading-Reminder-Tool der Zeitschrift The New Yorker

Weitere Informationen zum Widget gibt es in diesem Artikel beim Nieman Lab: Can't finish a New Yorker story online? The magazine will now send you an email reminder to come back (Joseph Lichterman, 30.10.2015)

Jetzt online: Der Fu-PusH Statement Finder

2015-12-14

Ein Ergebnis des Fu-PusH-Projektes ist, dass die Idee der *Openness* von Wissenschaft mittlerweile weithin Akzeptanz findet. Gerade der möglichst offene Zugang zu Publikationen (*Open Access*) und Forschungsdaten (*Open Research Data*) ist etwas, was auch in den Geisteswissenschaften zunehmend thematisiert und gewünscht wird. Dem wollen wir als Projekt selbstverständlich Rechnung tragen. Aus diesem Grund stellen wir die im Zuge der durchgeführten Experteninterviews zum digitalen Publizieren in den Geisteswissenschaften erhobenen, aufbereiteten und anonymisierten Daten zur Einsicht sowie zur Nachnutzung als offene Forschungsdatenpublikation im Fu-PusH Statement Finder zur Verfügung.



Überblicksansicht des Fu-PusH Statement Finder

Da der Forschungsdatensatz einem Umfang von etwa 250 Textseiten entspricht, entwickelten wir im Projekt das Recherche- und Analysewerkzeug Fu-PusH Statement Finder, das eine kombinierte Suchfunktion mittels detaillierter Metadaten anbietet. Die Veröffentlichung unserer Forschungsdaten ist zudem – ganz dem gegenwärtigen Trend zur Modularisierung folgend – als eine mehrschichtige Publikation realisiert:

1) Webpublikation mit Recherche- und Analysefunktion

Das Recherche- und Analysewerkzeug Fu-PusH Statement Finder ermöglicht eine unmittelbare Interaktion mit dem Forschungsdatensatz von mehr als 3300 Einzelaussagen.

Die einzelnen Statements sind jeweils über eine eindeutige URL referenzierbar.



Einzeलाussage Nummer 436 aus dem Fu-PusH-Statement Finder

2) Werkzeug

Die Einsatzmöglichkeit des Werkzeugs soll selbstverständlich nicht ausschließlich auf den Anwendungsrahmen des Fu-PusH-Projektes begrenzt bleiben. Da es sich um eine in ihrer Komplexität überschaubare Lösung für die Webpublikation und Darstellung von Aussagen handelt, sollte es auch in anderen Zusammenhängen der Interview- oder auch Exzerptanalyse sinnvoll einlösbar sein. Wir stellen die Anwendung daher unter der MIT-Lizenz auf der Sharing-Plattform GitHub zur freien Verfügung: <https://github.com/Fu-PusH/statement-finder> (bzw. <https://zenodo.org/record/35233>)

3) Forschungsdatensatz

Schließlich ist es denkbar, die von uns erhobenen Forschungsdaten auch in anderen Darstellungs- und Auswertungszusammenhängen zu verarbeiten. Um derartige Nachnutzung zu unterstützen, veröffentlichen wir den Gesamtdatensatz in einem strukturierten Format (.json). Die Datei kann über das Forschungsdatenrepositorium Zenodo heruntergeladen werden: <https://zenodo.org/record/35217>. Um eine weitgehende Nutzbarkeit zu ermöglichen, stehen diese Daten ungeachtet der unter anderem hier benannten Risiken hinsichtlich der Beibehaltung der Datenintegrität bei Re-Kontextualisierungen von Forschungsdaten unter einer CC-BY-3.0-Lizenz. Wir vertrauen an dieser Stelle auf ein entsprechendes Problembewusstsein auf Seiten der Nachnutzenden und auch darauf, dass der Ursprungszusammenhang durch die obligatorische Rückattribution auf das Original deutlich bleibt.

Das Fu-PusH-Team freut sich über Rückmeldungen und weiterführende inhaltliche Diskussionen zum Fu-PusH Statement Finder und den publizierten Forschungsdaten. Sie können diesbezüglich gerne mit uns Kontakt aufnehmen oder einen Kommentar hier im Fu-PusH-Weblog direkt unter diesem Beitrag hinterlassen. Weitere Informationen zum Projekt gibt es auch in der Fu-PusH-Materialiensammlung.

Ben Kaden, Michael Kleineberg, Martin Walk

Fu-PusH-Workshop zu Finanzierung und Rechtsgrundlagen des digitalen Publizierens. Am 08.01.2016 in Berlin.

2015-12-15

Das Fu-PusH-Projekt wird das Jahr 2016 standesgemäß mit einem Workshop einleiten. Am 08. Januar laden wir entsprechend zu einem hoffentlich so intensiven wie produktiven Austausch mit den Akzenten Finanzierung und Rechtsgrundlagen des digitalen Publizierens in den Geisteswissenschaften ein. Dafür haben wir eine Reihe von Expertinnen und Experten gewinnen können. Das ausführliche Programm gibt es über diese Website oder nachstehend als Flyer. (Das Bild führt zum PDF-Download.)

Die interessierte Fachöffentlichkeit ist ebenfalls herzlich eingeladen. Wir würden uns vorab aus Planungsgründen über eine kurze Nachricht per E-Mail (Kontaktadressen) freuen.



Future Publications in den Humanities Workshop 08/01/16

Begrüßung und Einführung

9:00-9:15 Uhr (Andreas Degkwitz, HU Berlin)

Themenblock I: Finanzierung

9:15-9:30 Uhr "Expertenmeinungen zur Finanzierung digitaler Publikationsszenarien in den Geisteswissenschaften" (Michael Kleineberg & Ben Kaden, HU Berlin)

09:30-10:00 Uhr "Geschäftsmodelle für das wissenschaftliche Publizieren" (Prof. Dr. Alexander Grossmann, HTWK Leipzig)

10:00-10:15 Uhr Kurze Pause

10:15-10:45 Uhr "Dies ist keine Welt der Glattheiten. Alles hat seinen Preis' (Th. Fontana). Digitales Publizieren in den Geisteswissenschaften zwischen Engagement und Verstätigung" (Dr. Constanze Baum, HAB Wolfenbüttel)

10:45-11:15 Uhr "Language Science Press: Von der Idee zur Umsetzung in drei Jahren. Community und Geschäftsmodell für Open Access Monografien" (Prof. Dr. Stefan Müller, FU Berlin)

11:15-11:30 Uhr Fragen und Diskussion

Mittagspause

11:30-12:30 Uhr Kleines Buffet im Auditorium

Themenblock II: Rechtsgrundlagen

12:30-12:45 Uhr "Expertenmeinungen zu rechtlichen Rahmenbedingungen des digitalen Publizieren in den Geisteswissenschaften" (Michael Kleineberg & Ben Kaden, HU Berlin)

12:45-13:15 Uhr "Das rechtliche Vademecum der Edition Topoi" (Prof. Dr. Gerd Graßhoff & Nicola Gaedicke, HU Berlin)

13:15-13:45 Uhr "Lizenzmodelle für das geisteswissenschaftliche Publizieren" (Sven Aemussen, HU Berlin)

13:45-14:00 Uhr Kurze Pause

14:00-14:30 Uhr "Neue Verantwortungen für wissenschaftliche Autoren. Lizenzen, Zweitverwertung und Urheberrecht" (Margo Bargheer, SUB Göttingen)

14:30-15:00 Uhr Abschlussdiskussion und Verabschiedung

Twitter: @fupush | #fupush

<https://www2.hu-berlin.de/fupush>
<https://etherpad.wikimedia.org/p/fupush>

Auditorium im Grimm-Zentrum
Geschwister-Scholl-Straße 1-3 | 10117 Berlin

Flyer Fu-PusH Workshop 2016 – PDF-Download

Wir planen weiterhin, den Workshop live in einem Etherpad zu dokumentieren. Dort können auch gern bereits vorab Fragen und Anregungen zur Veranstaltung notiert werden. Weiterhin freuen wir uns wie immer und auch den Workshop begleitend über Interaktionen mit unserem Twitter-Stream: @fupush | #fupush

Analog Humanities als quellenkritische Hilfswissenschaft? Zu einem Text Gregory Cranes.

2015-12-16

Eine Notiz von Ben Kaden @bkaden

Als wir gestern auf das sehr interessante H-Soz-Kult-Diskussionsforum Historische Grundwissenschaften und die digitale Herausforderung stießen, fiel uns nicht allein Torsten Hilmanns Beitrag zur digitalen Aktualisierung historischer Hilfswissenschaften ins Auge (vgl. hier), sondern auch der noch frischere Text von Gregory Crane zur Quellenkritik im digitalen Zeitalter. Natürlich steckt in diesem Beitrag wie auch in der gesamten Diskussion mehr drin, als der eine Aspekt, auf den ich hier hinweisen möchte. Aber mehr denn je gilt, was im Fu-PusH Statement Finder an verschiedenen Stellen und unter anderem in der Aussage 1809 betont wird:

„Wird zu viel veröffentlicht, dann wird es schnell zu einem Problem nicht unbedingt der technischen Speicher, wohl aber der individuellen Verarbeitungskapazität.“

Das Aufkommen an potentiell relevanten Inhalten zu Themen des Fu-PusH-Interessenspektrums, die ihre Qualität erschwerenderweise oft mittels einer gründlichen argumentativ-interpretativen Analyse entfalten, ist leider enorm und der wissenschaftliche Anspruch an die vollständige Kenntnis der zu einem Thema erschienenen wissenschaftlichen Literatur selbst, von dem man in jeder Anleitung zum wissenschaftlichen Arbeiten liest, dann kaum einlösbar, wenn man den Betrachtungsrahmen äußerst eng fasst. Jedenfalls wenn das Thema die digitale Transformation der geisteswissenschaftlichen Kommunikationspraxis ist.

Eine Strategie, damit umzugehen, ist die Entwicklung neuer Formen der Relevanzfilterung (Aussagen zum Thema im Statement Finder), die freilich erst noch (a) brauchbar automatisiert und (b) in Übereinstimmung mit den Erkenntnisbildungsverfahren der Geisteswissenschaften gebracht werden müssen. Was *Discovery Systeme* angeht haben wir zumindest nur noch selten ein quantitatives Problem. Bei der Relevanz (bzw. dem, was man im *Information Retrieval* auch *Recall* und *Precision* nennt) mag es anders aussehen.

Völlig hilflos scheint man aber, wenn es um Fragen des technologieunterstützten Schlussfolgerns und Verstehens geht. Verfahren des *Distant Reading* berühren bislang allenfalls die Dimension der Semantik. Die zum Verstehen einer Sprachhandlung und also eines Textes notwendige pragmatische Ebene bleibt nach wie vor weitestgehend wie auch das sinnvolle interpretative Schließen schädelgebundene Kognitionsarbeit. Für das analytische und argumentative Schreiben, also die Diskurs(aus)führung gilt das selbstverständlich gleichfalls. Und so bleibt offen, wie sehr die Entwicklungen, die man unter dem Label der *Digital Humanities* fasst, tatsächlich epistemologische Wirksamkeit in den Geisteswissenschaften entfalten können. Was zurück zur Debatte um den Stand der Quellenkritik im Digitalen führt.

(Nicht nur) Gregory Crane weist in seinem Beitrag zur Debatte darauf hin, dass die Kompetenz zur kritischen Analysen von Quellen nach wie vor intellektuelle Arbeit und Erfahrung sind, also denkendes Handeln, das als Fertigkeit gelernt werden muss. Die Komplexität dieser Aufgabe führte in der Geschichtswissenschaft zu Spezialisierungen und so genannten Historischen Grundwissenschaften bzw. Historische Hilfswissenschaften wie der Paläographie oder Numismatik. Systematische Grundkenntnisse, die auf die Besonderheiten von Medien- und Materialtypen (Schriften, Münzen, Gravuren, etc.) ausgerichtet waren, ermöglichen, ähnlich der Rolle der Anatomie in biologischen und medizinischen Fächern, eine buchstäblich elementare Kontextualisierung des jeweiligen Betrachtungsmaterials, auf der sich dann die Forschungsfragen aufbauen lässt. Ein Problem in der deutschen Universitätslandschaft scheint nun zu sein, dass die historischen Grundwissenschaften und ihre Vermittlung wahrscheinlich nicht systematisch, aber doch sehr grundsätzlich im Zentrum der Einsparungen an den Hochschulen stehen. Die Folge sind Ausbildungs- und Kompetenzlücken.

„Eine Abwärtsspirale setzt sich in Gang: Nicht nur bei den Studierenden kommt das Wissen nicht mehr an. Durch den Nichtgebrauch leidet auch die Expertise der Lehrenden.“

schreiben Eva Schlotheuber, Claudia Prinz und Rüdiger Hohls in ihrer Einführung in die Debatte bei H-Soz-Kult. Gregory Crane sieht diese Gefahr ebenfalls. Und er sieht in den Digital Humanities keine allumfassende Lösung. Aber, erwartungsgemäß für einen Professor für Digital Humanities, macht er sich für digitale Methoden stark:

„First, digital methods allow us not only to work with more materials than were the case in print but also to represent far more of our interpretations – including dense linguistic and translational such as linguists have used to work with languages that they have not been able to study.“

Eine Schwierigkeit, die bei vielen *Digital Scholars* und ihren Argumentationen gesehen werden kann, ist freilich die Reduktion des Materialbegriffs. Die Bezeichnung „material“ erweist sich hier als mehrdeutig. Versteht man Material im Sinne des Stofflichen, also beispielsweise des materiellen Trägers, dann gilt: Die Erfahrung des Digitalen und der Arbeit mit Digitalisaten geht nahezu zwangsläufig mit der Vernachlässigung der Materialität einher. Die Konzentration liegt im Digitalen auf den kodifizierbaren Inhalten (= Content), also den Forschungsdaten als „Material“ der Wissenschaft. Das Mengenwachstum durch Digitalisierung ist aus dieser Warte selbstverständlich enorm. Die Materialität wird dagegen auf eine flache, immer nur bildschirmvermittelte Rezeptionsmöglichkeit in Form von Beschreibungen oder Ansichtssimulationen reduziert. 3-D-Drucker könnten hier perspektivisch punktuell faksimilierender wirken, was allerdings die Frage der Materialität nur verschiebt (und nebenbei ein interessantes neues materialkundliches Forschungsfeld eröffnet).

Dem Verlust der direkten Forschung am Objekt tritt der Gewinn einer enormen Reichweite entgegen. Digitale Objekte sind potentiell unbegrenzt reproduzierbar und innerhalb der Darstellungs- und Bearbeitungstechnologie übertragbar und beforschbar. An Stelle des Archivaufenthalts tritt die Bildschirmforschung, was, Stichwort *Openness*, dazu führt, dass die Exklusivität des Zugangs zum Forschungsobjekt entfällt und sich Phänomene wie *Citizen Science* weitaus stärker entfalten und vernetzen können, als es in der bereits traditionell starken Kultur der Laienforschung besonders zu heimatgeschichtlichen Themen möglich war. Da niedrigschwellige digitale Publikationswege wie Weblogs als Rückkanal zur Verfügung stehen, wird sich die (nicht nur) geschichtswissenschaftliche Community vermutlich auf eine wachsende Polyphonie im Diskurs einstellen müssen.

Die zweite Hoffnung Gregory Cranes liegt in der maschinengestützten, möglichst weit automatisierten Erkenntnisproduktion:

„Second, the more of our conclusions we can represent in a machine actionable (and thus logically abstracted) form, the more we can disseminate those ideas beyond our native language (e.g., we can potentially increase visibility and use of German-language scholarship).“

Auch hier stehen Reduktionismen als Gefahr im Raum. Sowohl logische als auch sprachliche Abstraktionen, die für Übersetzungen zweifelsohne notwendig sind, entziehen notwendig etwas aus den Geisteswissenschaften, was man, nun ja, „Geist“ nennen könnte, nämlich alle nicht-abstrahierbaren, idiosynkratischen Elemente, die erfahrungsgemäß nicht nur eine Rolle in der Forschung spielen, sondern oft sogar ihren Reiz ausmachen.

Das bedeutet keinesfalls, dass man den aufgezeigten Weg, der typisch für den Transformationsanspruch der Digital Humanities ist, nicht gehen sollte. Es zeigt aber auch, dass man vielleicht in einer Grundwissenschaft der *Digitalographie* eine intensive Auseinandersetzung mit den Bedingungen und Grenzen dieses Erkenntnisprogramms angehen muss. Es ist für viele Erkenntnisansätze in den historischen Wissenschaften kaum erwartbar, dass digitale Methoden allein ausreichen.

Das weiß natürlich auch Gregory Crane, der als dritten Aspekt eine Art Synthese vorschlägt:

„Third, the vast and explosively growing body of primary materials poses a challenge and an opportunity. The scale of those materials is too great for the use of traditional manual methods alone and automated methods are still imperfect. We need to cultivate a new, distributed, decentralized but still rationally hierarchical culture of scholarly production if we are to analyse billions of words (to speak only of textual sources).“

Die Frage ist freilich, ob der Anspruch, Milliarden von Wörtern wissenschaftlich beforschen zu wollen, in sich sinnvoll

ist. Sicher befindet die Wissenschaft der Gegenwart mit dem Übergang ins Digitale auch im Übergang in eine post-kanonische Phase. Und sicher helfen statistische Verfahren und Visualisierungen, Abweichungen und Übereinstimmungen von bestimmten Normalmustern deutlich leichter zu identifizieren. Was man aber am Ende mit dem Anspruch des Verstehens in einem geisteswissenschaftlichen bzw. human-kognitiven Sinn untersucht, dürfte sich auch zukünftig auf einen winzigen Ausschnitt der Geistes- und Kulturproduktion beziehen; unabhängig davon, ob das jeweilige Interesse dem Typischen oder dem Besondern gilt. Die digitalen Werkzeuge sind daher vor allem Identifikations- und Retrievalmittel, möglicherweise auch Werkzeuge zur Verifikation bzw. Plausibilitätsprüfung (sh. dazu u.a. auch hier), die diesem Schritt vorausgehen und insofern tatsächlich eine Art Hilfswissenschaft.

Gerade wenn wir, wie Gregory Crane fordert, Quellenkritik im Digitalen neu denken müssen, brauchen wir elaboriertere Perspektiven, als sein hier zitierter Dreischritt in der vorliegenden Form eröffnet. Die Komplexität des „analysing of the past“ erhöht sich zusätzlich, wenn man sich vergegenwärtigt, dass bis vor circa 20 Jahren der größte Teil der menschlichen Kulturproduktion, also der analysierbaren Vergangenheit, in nicht digitaler Materialität vorlag, seit einigen Jahren und mit wachsenden Anteilen jedoch rein digital erfolgt. Die Digitale Geschichtswissenschaft bzw. die Digital Humanities könnten sich an dieser Stelle auch und vorrangig auf ihre Rolle einer zukünftigen Wissenschaft konzentrieren, in dem sie die Transformation begleitend heute Analyseverfahren so entwickeln, dass sie direkt in den Produktionsschritt dieser digitalen Kulturspuren eingebunden werden können. Für die anderen Quellenstücke wäre es aber ratsam, die Verfahren, die entwickelt wurden, um der jeweiligen auch materialen Spezifität der Quellen gerecht zu werden, nicht einfach in der Idee des Forschungsdigitalisats verschwinden zu lassen.

Es gibt abgesehen davon noch einen anderen Aspekt, der an Gregory Cranes Text bemerkenswert ist und daher hier notiert werden soll. Es handelt sich um die Idee der *Analog Humanities*, die nicht etwa auf analoge Forschungsgegenstände gerichtete Geisteswissenschaften bezeichnen sollen, sondern die, wenn ich es richtig deute, auf die mehr oder weniger bewusst ins Digitale eingeschriebenen Spuren der Printkultur zielt. Man denkt dabei sicher sofort an den so genannten „Goldstandard“ der digitalen Publikationsformate, nämlich das PDF (Aussagen zum Thema im Fu-PusH Statement Finder). Inwieweit sich Bezeichnung und/oder Konzept Analog Humanities (eine weitere Fundstelle) durchsetzen werden oder überhaupt sinnvoll ist, wage ich hier nicht abzuschätzen. Das Label ist in jedem Fall ungewöhnlich und eingängig genug, um es sich für einen möglichen späteren Gebrauch zu notieren.

digitised print texts now available for text mining). At the same time, between 1997 and 2011, a third of the chairs responsible for such core capacities as Palaeography, Codicology, Epigraphy and Numismatics were cut in Germany. Even as millions of digitised sources in various formats become available, our ability to train students to contextualise, and to think critically about, those sources has been drastically and rapidly cut. In this context, the so-called *Digital Humanities* do not, of course, substitute for fundamental skills in analysing the past. Rather we need to be able to integrate new digital methods into our practices of study. We are trying to rethink source criticism in a digital age and, if we were to add a qualifier, I would distinguish the *Humanities* (which use every possible method) from the *Analog Humanities* (which restrict themselves to print models, such as the use of PDF and thus carrying the limitations of paper into the digital medium). The position paper also frames itself

Screenshot – Textstelle zu „Analog Humanities“ aus dem Diskussionsbeitrag von Gregory Crane bei H-Soz-Kult

Den gesamten Beitrag Gregory Cranes gibt es hier: Forum: G. Crane: Source Criticism in the Digital Age (H-Soz-Kult, 15.12.2015).

Addendum

Eine weitere Auseinandersetzung mit dem Begriff „Analog Humanities“ liefert Jonathan Sterne in seinem Essay *The Example: Some Historical Considerations*. Er schreibt:

„[...] I will use the term analog humanities in a matter of fact fashion to refer to humanists' uses of analog media technologies – and the analog components of digital technologies – in academic setting and in print, in exactly the same way that *digital humanities* refers to a complex of technologies and engagements without

specifying a particular discipline.“ In: Patrik Svensson; David Theo Goldberg (2015): *Between humanities and the digital*. Cambridge, Mass: MIT Press, S. 17-34, Zitat S. 18)

Und:

„The analog humanities refers to a nexus of methodological, technological, and institutional conditions across the humanities that have only come in clear focus in retrospect. They refer to the cultural and material infrastructures on which humanists depended and still depend.“ (edb. S.19)

Fu-PusH auf der Jahreskonferenz DHd 2016

2015-12-21

Im kommenden März lädt der *Digital Humanities im deutschsprachigen Raum (DHd) e. V.* unter dem Motto „Modellierung – Vernetzung – Visualisierung. Die Digital Humanities als fächerübergreifendes Forschungsparadigma“ zu seiner Jahrestagung nach Leipzig. Das Fu-PusH-Team möchte seine Erkenntnisse, die es als für die Digital-Humanities-Community in Deutschland als sehr einschlägig erachtet, selbstverständlich auch in diesem Rahmen präsentieren.

Wir sandten daher ein ein. Für einen Vortrag hat es laut Gutachten leider nicht gereicht. Das Programmkomitee teilte uns heute entsprechend mit:

„Auf Grund der hohen Anzahl an Einreichungen müssen wir Sie allerdings bitten, statt eines Vortrages ein Poster zu präsentieren.“

Das gibt uns Planungssicherheit, denn der Termin für Posterslam und -ausstellung steht bereits fest. Am 09.03.2015 werden wir also eine Minute slammen und danach für Gespräche zur Verfügung stehen. Wir laden bereits jetzt herzlich dazu ein!

Da wir uns dem Prinzip der Open Scholarship verpflichtet fühlen, nutzen wir gern die Gelegenheit, die Gutachten zum Abstract an dieser Stelle beizufügen. Sie stehen unter dem Abstract.

Eingereichtes Abstract:

DHd-Jahrestagung 2016 „Modellierung – Vernetzung – Visualisierung“ (Leipzig)
– Abstract für Vortrag –

Digitales Publizieren in den Geisteswissenschaften

Abschlussbericht und Handlungsempfehlungen des DFG-Projektes Fu-PusH

Ben Kaden und Michael Kleineberg

Universitätsbibliothek der Humboldt-Universität zu Berlin, Deutschland

Das DFG-Projekt *Future Publications in den Humanities* (Fu-PusH) untersuchte die Potenziale des digitalen Publizierens in den Geisteswissenschaften und erarbeitete anhand von Szenarien Handlungsempfehlungen für akademische Infrastruktureinrichtungen, insbesondere Universitätsbibliotheken und Rechenzentren, um Publikationsprozesse zu unterstützen und dabei den funktionalen Anforderungen unterschiedlicher geisteswissenschaftlicher Fachrichtungen gerecht zu werden.

In der Präsentation werden zum einen das methodische Vorgehen und die Ergebnisse der Studie beschrieben und zum anderen ein speziell in diesem Projekt entwickeltes Recherche-Tool zur Auswertung qualitativer Interviews (*Statement Finder*) vorgestellt, das vor allem einer höheren Transparenz dienen soll und als niedrighschwelliges Open-Source-Tool der Community zur Verfügung gestellt wird. Abschließend werden eine Reihe von Handlungsempfehlungen formuliert für die an digitalen Publikationsprozessen beteiligten Akteursgruppen, namentlich für die geisteswissenschaftlichen Fachgemeinschaften darunter insbesondere die Digital-Humanities-Community, für Infrastruktureinrichtungen wie Bibliotheken und Rechenzentren, für die Wissenschaftsverlage sowie für die Förderinstitutionen und die Wissenschaftspolitik.

Im Rahmen von Experteninterviews mit Vertretern sowohl der Geisteswissenschaften als auch von Infrastruktureinrichtungen sowie von Intermediären wie Verlagen und Anbietern alternativer Publikationsplattformen wurden Einstellungen, Verhaltensweisen und Anforderungen der jeweiligen Akteure anhand eines qualitativen und offenen Leitfadeninterviews erhoben. Dabei schloss das Erhebungsinteresse neben technologischen Desiderata hinsichtlich digitaler Arbeits- und Publikationsumgebungen auch wissenschaftskulturelle, wissenschaftsstrukturelle sowie wissenschaftspolitische Anforderungen und Spielräume ausdrücklich ein. Schwerpunkte der Interviews waren:

- das wissenschaftliche Publizieren generell,
- die Erhebung, den Umgang sowie die Nachnutzung von Forschungsdaten,
- mögliche methodologischen Veränderungen unter dem Einfluss der Digital Humanities,
- das Publikationsverhalten insbesondere vor dem Hintergrund von Open Access,
- das Forschungsverhalten im Kontext von Open Science bzw. Open Scholarship,
- das Qualitätssicherungsverfahren des wissenschaftlichen Publizierens (Peer Review, etc.),
- die Dienstleistungen von Infrastruktureinrichtungen (z.B. Rechenzentren, Bibliotheken, Archive),
- die von Wissenschaftspolitik und Förderinstitutionen gesetzten Rahmenbedingungen,
- sowie mögliche Risiken im Zuge der digitalen Transformation.

Ergebnisse

Die Ergebnisse des Fu-PusH-Projektes zeigen sehr deutlich die Unterschiede im Forschungs- und Publikationsverhalten sowohl zwischen den Geisteswissenschaften und den Naturwissenschaften als auch innerhalb des disziplinären Spektrums der Geisteswissenschaften selbst. Dies betrifft insbesondere die Zurückhaltung gegenüber der Nutzung digitaler Publikationsmedien, auch angesichts ihrer anerkannten Potenziale.

Das **Publikationsverhalten** in den Geisteswissenschaften orientiert sich nach wie vor weitgehend an traditionellen Formen aus der Printkultur wie Monografien, Sammelbandbeiträge, Zeitschriftenaufsätze sowie Rezensionen. Wo digital publiziert wird, folgt man den etablierten Modellen der Verlagspublikation in einem dem Printparadigma möglichst ähnlichen Format. Hier sind auch perspektivisch nur geringe oder selektive Änderungen und Optimierungen zu erwarten. Die Einbindung von multimedialen Erweiterungen wird auf der Materialebene durch urheberrechtliche Bedingungen und auf der technischen Ebene durch den Mangel an Standards und niedrigschwelligen Lösungen eingeschränkt. Bisher lässt sich am ehesten die Form des Bloggens als dauerhafte zusätzliche Variante für die wissenschaftliche Kommunikation bestimmen.

Das Publizieren nach dem **Open-Access-Prinzip** scheint in den Geisteswissenschaften geringer ausgeprägt als in den Naturwissenschaften. Dafür lassen sich mehrere Gründe identifizieren. Zum einen fehlen an vielen Stellen bislang fachwissenschaftlich etablierte Infrastrukturen. Zum anderen genießen rein digitale Publikationen nach wie vor keinen guten Ruf, was sich beispielsweise auf die Kreditierung des Forschungsoutputs auswirkt. Schließlich wirkt im Vergleich zu naturwissenschaftlichen Publikationen der Zugangsdruck zu Neuerscheinungen an vielen Stellen durch längere Forschungszeiträume und geringere Kosten weniger stark.

Auffällig ist, dass sich stärker in Schnittstellen mit Naturwissenschaften befindliche und internationalisierte Disziplinen (z.B. Sprachwissenschaften, Archäologie) deutlich aktiver in dieser Richtung entwickeln, als die vorwiegend hermeneutisch-interpretativ arbeitenden Fächer. Eine Nutzung von frei zugänglichen Materialien erfolgt dagegen fächerübergreifend. Es existiert beim Open Access also eine Diskrepanz zwischen Publikations- und Rezeptionsverhalten.

In einigen Bereichen vor allem unter dem Einfluss der **Digital Humanities** finden sich jedoch auch stärker digital orientierte Entwicklungen. Eine Erklärung lautet, dass viele Formen dieser Wissenschaft überhaupt erst durch digitale Technologien realisierbar werden. Dort wo größere Datenmengen flexibel verarbeitet werden müssen, etwa in der Editionswissenschaft oder der Computerlinguistik, finden sich bereits stärker etablierte Formen der digitalen Forschung und des digitalen Publizierens, die – sehr selektiv – auch auf anderen Fachbereiche inspirierend einwirken. Eine Zwischenform zwischen Publikation und Forschung, der vergleichsweise viel Potential zuerkannt wird, ist das digitale **Annotieren**. Damit zusammenhängend wird das größte Zukunftspotenzial des digitalen Publizierens im Bereich der **digitalen Editionen** gesehen, die häufig zugleich als mögliche Hybridausgaben zur differenzierten Rezeption wie auch als digitales Forschungsdatum zur weiteren Verarbeitung gesehen werden.

Die Nutzung von **Social-Media-Anwendungen** scheint sich in vielen Bereichen der Geisteswissenschaften weitgehend auf die Vernetzung durch soziale Wissenschaftsnetzwerke oder Kurznachrichtendienste (Twitter) zu beschränken. Mit Hypotheses.org etabliert sich allerdings nach und nach eine Blogplattform, die sich durchaus ein gewisses Renommee aufbaut. Das ist insofern der relevante Schritt, weil eine zentrale Hürde bei der Nutzung solcher Medien die bisher fehlende Kreditierbarkeit für wissenschaftliche Karrieren darstellt. Zudem existiert die Sorge, dass frei auf solchen Wegen zum Beispiel vor einer "ordentlichen" Publikation publizierte Ergebnisse von Anderen übernommen und verwertet werden.

Bei vielen Aspekten vernetzter und digitaler Forschung bzw. des interaktiven Publizierens zeigt sich, wie sehr wissenschaftskulturelle Aspekte der Nutzung bestimmter technologischer Formen entgegenstehen. Das betrifft insbesondere den Aspekt der Kollaboration, der Voraussetzung für den sinnvollen Einsatz **virtueller Forschungsumgebungen** ist. Hier findet sich nur eine geringe Nutzungsbereitschaft. Es ist zu vermuten, dass sowohl wissenschafts-

kulturelle Gepflogenheiten als auch eine vergleichsweise komplexe Nutzbarkeit die Akzeptanz und Nutzung solcher Angebote bremsen. Zweckmäßiger erscheinen hier einfache, modularisierte und miteinander verknüpfbare Lösungen.

Herausforderungen werden generell bei Fragen der technischen **Standardisierung** zur Gewährleistung von **Interoperabilität** deutlich. Dies betrifft sowohl die Werkzeuge als auch die digitalen Forschungsdaten. Zudem zeigen sich wahrgenommene Risiken, die generell von Technologien im Kontext der Digital Humanities ausgehen. Zum einen liegen bisher kaum Erfahrungswerte vor, mit denen sich eine tatsächliche Relevanzbewertung von Informationsinfrastrukturen bzw. Publikationsszenarien vornehmen lässt. Zum anderen besteht die Gefahr, dass neue technische Dispositive bestimmte Forschungs- und Erkenntnispraxen begünstigen und dafür andere weniger angemessen berücksichtigen.

In der Präsentation werden die Ergebnisse der Studie anhand zentraler Schwerpunktthemen vorgestellt, wobei der *Statement Finder* als integraler Bestandteil des Abschlußberichtes einen thematischen differenzierten Zugang zu den Expertenaussagen liefern soll.

Statement Finder

Eine besondere Herausforderung bei der Auswertung und Ergebnispräsentation qualitativer empirischer Sozialforschung ist der Umgang mit den erhobenen Forschungsdaten. Einerseits sollen im Sinne **guter wissenschaftlicher Praxis** die vorgestellten Ergebnisse **nachvollziehbar** sein, was eine Offenlegung des zu Grunde liegenden Datenmaterials erfordert. Andererseits müssen sowohl Datenschutzrechte beachtet als auch eine angemessene Präsentationsform gefunden werden.

Bei den im Projekt durchgeführten 43 Experteninterviews von jeweils ein bis zwei Stunden Dauer betragen die anonymisierten und zum Teil leicht paraphrasierten Transkriptionsprotokolle mehrere Hundert Seiten, die sich nicht mehr sinnvoll in Form eines Anhangs in die Ergebnispublikation integrieren lassen. Daher wurde im Projekt der *Statement Finder* als ein **Recherche-Tool** entwickelt, bei dem eine Volltextsuche mit einer facettierten Filterfunktion kombiniert wurde, um in einer Datenbank von mehr als 3000 Einzelaussagen thematisch differenziert zu recherchieren. Die **Verschlagwortung** der Einzelaussagen orientierte sich dabei an der induktiven Kategorienbildung, die im Zuge der qualitativen Inhaltsanalyse vorgenommen wurde. In diesem Zusammenhang wurde der pragmatischen Dimension der Statements besondere Relevanz beigemessen und explizit Schlagworte wie "Erfahrungen", "Best Practice", "Empfehlungen", "Kritik", "Potenziale", "Risiken" oder "Desiderata" vergeben.

Als eine eigenständige **Forschungsdatenpublikation** stellt der *Statement Finder* zugleich ein Beispiel für eine bedarfsorientierte Erweiterung digitaler Publikationen dar, die einen zentralen Forschungsgegenstand des Projektes ausmachen. Neben der Online-Publikation werden sowohl die Datenbank (**Open Research Data**) als auch die Software (**Open Source**) auf einem einschlägigen Repositorium mitsamt Dokumentation veröffentlicht und zur freien Nachnutzung zur Verfügung gestellt.

Handlungsempfehlungen

Als Ergebnisse der Befragungen sowie der Evaluation von Best-Practice-Beispielen werden sowohl grundsätzliche als auch konkret-praktikable Handlungsempfehlungen formuliert für die unterschiedlichen Akteursgruppen:

- Geisteswissenschaftliche Fachgemeinschaften bzw. Digital-Humanities-Community
- Infrastruktureinrichtungen (z.B. Bibliotheken und Rechenzentren)
- Wissenschaftsverlage
- Förderinstitutionen und die Wissenschaftspolitik

Die übergreifende Einsicht ist, dass die digitale Transformation der Geisteswissenschaften als längerfristiges Geschehen verstanden werden muss und die zentrale Herausforderung darin besteht, wissenschaftskulturelle Ansprüche und Traditionen in Einklang mit den technologischen Lösungen zu bringen. Zugleich müssen bestehende Vorstellungen insbesondere hinsichtlich der Verwertung von Publikationsinhalten unter digitalen Bedingungen neu verhandelt werden. Schließlich werden sich digitale Arbeits- und Veröffentlichungsverfahren erst etablieren, wenn diese mit entsprechenden Lern- und Standardisierungsprozessen einhergehen. Eine intensivere Dialogkultur zwischen den beteiligten Akteuren ist dafür eine absolut notwendige Voraussetzung.

Gutachten (übermittelt am 21.12.2015)

DETAILS ZUM BEITRAG\r

-----\r

ID: 125\r

Titel: Digitales Publizieren in den Geisteswissenschaften - Abschlussbericht\r
und Handlungsempfehlungen des DFG-Projektes Fu-Push \r

```

\r
\r
BEGUTACHTUNGSERGEBNIS:\r
Der Beitrag wurde als Poster akzeptiert.\r
\r
\r
ÜBERSICHT DER EINZELGUTACHTEN:\r
-----\r
\r
\r
Gutachten 1\r
===== \r
\r
Beitrag der Einreichung\r
-----\r
Der Antrag geht aus einem abgeschlossenen DFG-Projekt hervor, das das digitale\r
Publizieren in den Geisteswissenschaften (u.a. auch mit Expertengesprächen)\r
untersucht hat.\r
\r
\r
Beurteilung des Beitrags\r
-----\r
Inhaltliche Qualität (03x): 09 - trifft zu\r
Forschung (02x): 06 - trifft eher zu\r
Methodik (02x): 06 - trifft eher zu\r
Leitthema (02x): 06 - trifft eher zu\r
Form (01x): 06 - trifft eher zu\r
Verständlichkeit (01x): 09 - trifft zu\r
\r
\r
Kommentare für die AutorInnen\r
-----\r
Der Beitrag ordnet sich insgesamt in den zur Zeit stark diskutierte Bereich\r
der sich ändernden Publikationskulturen in den Geisteswissenschaften ein.\r
Interessant wäre, den Beitrag noch genauer im Hinblick auf Anforderungen der\r
DH hin zu fokussieren und auch international stärker einzubetten.\r
\r
\r
-----\r
\r
\r
Gutachten 2\r
===== \r
\r
Beitrag der Einreichung\r
-----\r
Vorstellung Abschlussbericht eines DFG Projektes zu potentialen digitalen\r
Publizierens in den Geisteswissenschaften\r
\r
\r
Beurteilung des Beitrags\r
-----\r
Inhaltliche Qualität (03x): 03 - trifft eher nicht zu\r
Forschung (02x): 03 - trifft eher nicht zu\r
Methodik (02x): 06 - trifft eher zu\r
Leitthema (02x): 03 - trifft eher nicht zu\r
Form (01x): 03 - trifft eher nicht zu\r
Verständlichkeit (01x): 06 - trifft eher zu\r
\r
\r
Kommentare für die AutorInnen\r
-----\r
Die Vorstellung einer Studie ist eher für ein Poster geeignet. Einen Vortrag\r
über Handlungsempfehlungen digitalen Publizierens hingegen wäre zwar nicht\r
neu, jedoch für einen Beitrag in Form eines Vortrages weitaus geeigneter\r
\r

```

\r

THIS BOOK WAS PRODUCED USING
PRESSBOOKS.COM

THIS BOOK WAS PRODUCED USING
PRESSBOOKS.COM

TEIL III

2016

THIS BOOK WAS PRODUCED USING
PRESSBOOKS.COM

THIS BOOK WAS PRODUCED USING
PRESSBOOKS.COM

Fu-PusH Dossier: Bibliotheken und Desiderata

2016-01-07

In den Fu-PusH-Dossiers werden die im Projekt erhobenen Forschungsdaten ausgewertet und zusammengefasst. Für die Auswertung werden jeweils aus Sicht des Projektes relevante thematische Relationen, ermittelt anhand von Kookkurrenzen von Tags, betrachtet. Die Datengrundlage des vorliegenden Dossiers umfasst die 15 Statements, die sowohl mit *Bibliotheken* als auch mit *Desiderata* gefiltert wurden.

Auswertung

Die Interviewaussagen zu den Desiderata in Bezug auf die Arbeit der wissenschaftlichen Bibliotheken sind erwartungsgemäß eher allgemein gehalten. Es lässt sich feststellen, dass eine grundsätzliche Verschiebung des Aufgabenschwerpunktes von Bibliotheken gefordert wird. Diese bewegt sich von der Sammlung und Bestandspflege gedruckter Werke sowie Vor-Ort-Services hin zu Dienstleistungen und Infrastrukturen für **elektronische Medien**.

Zu den als zentral eingeschätzten **Aufgaben der Bibliotheken** zählen dabei die digitale Langzeitarchivierung, die Standardisierung von Austauschformaten, die Bereitstellung von Auszeichnungswerkzeugen sowie die Kompetenzvermittlung im Umgang mit digitalen Dokumenten und Umgebungen (3).

Dies führt unter anderem zu einer **finanziellen Doppelbelastung** der Bibliotheken. Auf der einen Seite muss nach wie vor ein Erwerbungssetat für traditionelle Medien aufgewandt werden. Auf der anderen Seite entstehen beispielsweise für die Open-Access-Verfügbarmachung für elektronische Medien neue Kosten (80). Auch andere Aufgaben, die für die digitale Wissenschaft unterstützende Bibliotheken relevant werden, sind hinsichtlich ihrer Kosten und Umsetzbarkeit zu berücksichtigen. Das **Forschungsdatenmanagement** durch Bibliotheken erfordert beispielsweise eine personelle Umstrukturierung und lässt sich nicht allein durch die Katalogisiererinnen und Katalogisierer leisten (2186). Ähnliches gilt für Dienstleistungen im Bereich der Forschungsevaluation, die auch als relevante Aufgabe für Bibliothek benannt wird. So wurde beispielhaft der Fall erwähnt, dass Autoren ihre Kennzahlen zur **Forschungsevaluation** bzw. Impact-Messung (z.B. Hirschfaktor, Altmetrics) von Bibliotheken auf Anfrage erhalten möchten, etwa für anstehende Bewerbungsverfahren (1321).

Auch (Retro-)Digitalisierungsprogramme dürften zu diesen zusätzlichen Kostenfaktoren zählen. Eine flächendeckende Digitalisierung von historischen Quellen wird noch immer als Desiderat empfunden. Insbesondere sollten **Transkriptionen der Digitalisate**, so eine Forderung, in einer maschinenlesbaren Form verfügbar sein (1696).

Der Bibliothekskatalog als Nachweissystem könnte erweitert bzw. transformiert und direkter in die Forschungsprozesse eingebunden werden. In der **Erweiterung des Information Retrieval** um automatisch erstellte Bibliographien sowie der direkte Zugang zu den Volltexten werden als Mehrwerte artikuliert (470). Auch das Verständnis von Sammlungen befindet sich im Umbruch. An die Stelle von Einzelpublikationen treten **vernetzte digitale Materialsammlungen**, die mit dem PDF-Format nicht mehr adäquat abbildbar sind (1068).

Insgesamt fordert das Aufkommen von sammlungsrelevanten Publikationen die Bibliotheken heraus. Das Mengenwachstum in der Fachkommunikation macht daher neue Formen der **Relevanzfilterung** sowohl für den Erwerb durch die Bibliotheken als auch für die Nutzerrecherche notwendig (1129, 1162). Entsprechende Arbeitsschritte sollten daher so weit wie möglich automatisiert unterstützt ablaufen, weshalb die Entwicklung entsprechender Prozesse ein Schwerpunkt der Infrastrukturentwicklung sein muss (1162). Eine Möglichkeit der Relevanzfilterung ist das Aufsetzen von Fachportalen in der Tradition der Sondersammelgebiete (SSG) bzw. Fachinformationsdienste (FID), die einen Zugang zu den jeweils relevanten Dokumenten bieten (1162). Unbeantwortet scheint hierbei jedoch die Frage, wie der entsprechende Betreuungs- und Redaktionsaufwand für solche Angebote abgesichert werden kann. Eine weitere Herausforderung der Pluralität der Publikationsformen wird darin gesehen, dass Wissenschaftlerinnen und Wissen-

schaftler teilweise Schwierigkeiten haben, sich in digitalen Sammlungen und einer Vielzahl unterschiedlicher Dokumentformen und Dateiformaten zu orientieren, die zum Teil auf unterschiedlichen Endgeräten ausgegeben werden. Beratungsangebote sowie die Gewährleistung von **Interoperabilität** werden in diesem Zusammenhang als wünschenswerte Aspekte angesehen (2125).

Zudem wird die **Vermittlung von Urheberrechtskompetenz** als Aufgabe von Bibliotheken angesehen. Insbesondere soll dabei ein Bewusstsein geschaffen werden, welchen Verhandlungsspielraum die Autorinnen und Autoren bei Verlagsverträgen bzw. Lizenzierungsformen besitzen oder welche Optionen den Nutzerinnen und Nutzern für eine potenzielle Weiterbearbeitung von Dokumenten offen stehen (208). Allerdings wird ebenfalls festgestellt, dass Geisteswissenschaftlerinnen und Geisteswissenschaftler oftmals die einschlägigen **Schulungsangebote** der Bibliotheken nicht wahrnehmen (2146).

Schließlich bleibt für Bibliotheken als Gedächtnisinstitutionen die komplexe Aufgabe, digitale Infrastrukturen aufzubauen und Konzepte für die **Langzeitarchivierung** zu entwickeln (1208). Dies wird umso mehr akut, da ein zunehmender Anteil der Forschung projektbezogen durchgeführt wird und dafür nur selten institutionelle Nachsorgekonzepte bestehen. Hier gilt es für die Nachhaltigkeit, dauerhafte Forschungsdokumentation und die Langzeitverfügbarkeit der Forschungsdaten und -ergebnisse, die beispielsweise auch digitale Editionen sein können, Vereinbarungen zu schließen, Zuständigkeiten festzulegen und Nachhaltigkeitsstrategien zu implementieren. Bibliotheken werden an dieser Stelle als verlässliche und zeitstabile Institutionen angesehen (2781, 3221).

Fazit

Es ist unbestreitbar, dass Bibliotheken vor großen Herausforderungen und notwendig auch vor Umgestaltungen stehen. Mit der Digitalisierung von Wissenschaft und wissenschaftlicher Kommunikation, die das wissenschaftliche Publizieren mit einschließt, erwächst ein hoher **Orientierungsbedarf** für alle Akteure. Die Bibliotheken selbst werden für ein Tätigkeitsfeld von der Forschungsdatenverwaltung über das digitale Publizieren bis hin zur digitalen Langzeitverfügbarkeit von der Wissenschaft als zentraler und seriöser Ansprechpartner angesehen. Dies schreibt ihr zugleich eine Rolle mit großer Verantwortung zu. Dabei sehen sich die Bibliotheken mit großen Unsicherheiten konfrontiert. Die zukünftigen Aufgaben für die digitale Wissenschaft lassen sich aufgrund der aktuellen Bedarfslage zwar beschreiben, in ihrer Entwicklung aber schwer konkretisieren. Generell kann man von einer **wachsenden Heterogenität** in der Forschungspraxis und dem wissenschaftlichen Kommunizieren ausgehen, dass sich nicht zuletzt in einer Pluralität der Publikationsformen und -modelle niederschlägt, die von der klassischen gedruckten monografischen Verlagspublikation bis hin zu digitalen Objektannotationen reichen. Eine einfache allumfassende und lineare Lösung wird es in diesem Kontext vermutlich nicht geben.

Es ist abzusehen, dass sich Bibliotheken in ihrem **Aufgabenspektrum spezialisieren** müssen. One-Stop-Lösungen mit lokalen Beratungs-, Vermittlungs- und Langzeitarchivierungsstrukturen für alle Einrichtungen werden angesichts der noch nicht einmal abschätzbaren Ressourcenbedarfe kaum umsetzbar sein. Dass digitale Bibliotheksdienstleistungen zu großen Teilen in digitale Netze und Cloud-Speicher ausgelagert werden können, unterstützt diese Entwicklung. Die lokalen Einrichtungen können sich so auf eine Grundversorgung und die Vermittlung von Bedarfen an jeweils spezialisierte Anbieter konzentrieren.

Spezialisierte Dienstleistungssysteme benötigen einen **Koordinationspunkt**, der idealerweise von einem übergeordneten Entwicklungsmonitoring für die digitale Wissenschaft begleitet wird. Welche Institution diese Rolle übernimmt, ist derzeit offen.

Neben den bibliotheksstrukturellen und -ökonomischen Herausforderung ergeben sich auch auf der Ebene der bibliothekarischen Kompetenzen **Qualifikationsnotwendigkeiten**, die unbedingt in den einschlägigen Ausbildungsgängen koordiniert und konsequent adressiert werden sollten. Eine enge Zusammenarbeit von den die Bedarfe kennenden Praxiseinrichtungen mit der ausbildenden Institutionen ist daher unerlässlich. Zu den erforderlichen Grundkenntnissen zählen neben dem Verständnis digitaler Formate, Infrastrukturen und Prozesse, also digital-technischer Aspekte, auch wissenschaftssoziologische, rechtliche und publikationsökonomische Gesichtspunkte sowie Kommunikationsfähigkeit bis hin zu redaktionellen Fertigkeiten für die Gestaltung wissenschaftskommunikativer Angebote wie beispielsweise Fachportalen. In all diesen Bereichen sind Professionalisierungs- und jeweils sicher auch Spezialisierungsschritte notwendig.

Die Entwicklung forschungsnaher Lösungen für ein angemessenes Information Retrieval und die Entwicklung, Standardisierung und regelmäßige Anpassungen von Werkzeugen, Workflows für eine aktive, also forschende Auseinandersetzung mit Bibliotheksbeständen kann nicht in den Einrichtungen neben dem Versorgungsbetrieb gesche-

hen. Hier sind **Kooperationen** zwischen Bibliotheken, Bibliotheks- und Informationswissenschaft, Informatik, möglicherweise auch externen und kommerziellen Entwicklern und Dienstleistern sowie unbedingt den adressierten Fachwissenschaften der sinnvolle Weg.

Für die Forschungsförderung und die Wissenschaftspolitik ergeben sich daraus massive Gestaltungs- und Steuerungsaufgaben, die bislang nur teilweise angesprochen werden. Insbesondere der Aspekt der **Folgeabschätzung** inklusive Kostenentwicklungen für die Langzeitverfügbarkeit digitaler Forschungsmaterialien scheint derzeit noch unzureichend berücksichtigt.

(Berlin, 07.01.2016)

Fu-PusH Dossier: Forschungsdaten und Bibliotheken

2016-01-12

In den Fu-PusH-Dossiers werden die im Projekt erhobenen Forschungsdaten ausgewertet und zusammengefasst. Für die Auswertung werden jeweils aus Sicht des Projektes relevante thematische Relationen, ermittelt anhand von Kookkurrenzen von Tags, betrachtet. Die Datengrundlage des vorliegenden Dossiers umfasst die 47 Statements, die sowohl mit *Bibliotheken* als auch mit *Forschungsdaten* gefiltert wurden.

Kernaussagen

- Bibliotheken sind Forschungsdatenlieferanten vieler Geisteswissenschaften, da für diese Disziplinen häufig die in Bibliotheken vorhandenen Bestände als Forschungsgrundlage genutzt werden. Dazu zählen besonders digitalisierte Quellenmaterialien, die einem engeren Verständnis geisteswissenschaftlicher Forschungsdaten entsprechen.
- Digitale Forschungsdaten wirken vor allem im Bereich des Zugangs, führen aber, u.a. im Umfeld der Digital Humanities, zu methodologischen Veränderungen geisteswissenschaftlicher Forschung.
- Die Rolle der Bibliotheken für das Forschungsdatenmanagement wird unterschiedlich bewertet. Bislang liegt die Zuständigkeit für das, was unter Forschungsdatenverwaltung verstanden wird, eher bei IT-Abteilungen.
- Es wird gefordert, dass Bibliotheken einschlägige Expertise aufbauen und zumindest Beratungsdienstleistungen zu Forschungsdaten und zur Forschungsdatenpublikation entwickeln.
- Bibliotheken werden durchgängig mit dem Aspekt der digitalen Langzeitarchivierung assoziiert. Entsprechende Lösungen werden von dieser Seite erwartet.
- Forschungsdaten spielen sowohl für die Forschung wie auch für das Forschungscontrolling (Nachvollziehbarkeit) eine zentrale Rolle.
- Herausforderungen nicht zuletzt für Langzeitverfügbarkeit von Forschungsdaten liegen in der sich potentiell entwickelnden Datenmenge, der Datenheterogenität sowie den rechtlichen Hürden.
- Die Herausforderungen des Forschungsdatenmanagements erfordern kooperative Lösungen zwischen Bibliotheken, technischen Anbietern und den Fachwissenschaften.

Auswertung

Forschungsdaten in den Geisteswissenschaften

Die Forschungsdaten in den Geisteswissenschaften sind vor allem das, was man gemeinhin Kulturartefakte nennt, also objektgebundene und zunehmend auch digital repräsentierte Überlieferungen (z.B. Handschriften, Druckwerke, Kunstwerke, archäologische Funde). Die **Digitalisierung der Kulturartefakte** und der Forschung an diesen Objekten hat grundsätzliche Folgen. Teilweise spricht man von einer "Epochenschwelle" vergleichbar mit den Auswirkungen der Erfindung des Buchdrucks (1). Die Folgen der digitalen Transformation betreffen die gesamte Kultur, wirken sozial und politisch und tangieren grundsätzlich sowohl die Gedächtnisinstitutionen (z.B. Archive, Bibliotheken, Museen) als auch die wissenschaftliche Forschung (1).

Die derzeit augenfälligste Veränderung beim Umgang mit Forschungsdaten betrifft zunächst vor allem die **Zugänglichkeit** und Nutzbarkeit von Quellenmaterialien (2378). Dass diese Inhalte über digitale Bibliotheken prinzipiell ortsunabhängig verfügbar sein können, ist für die Arbeit an unterschiedlichen Materialbeständen ein großer Vorteil (2378). An dieser Stelle wird ein zentraler Bedarf der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler adressiert: die Zeitökonomie (2839). Das Sichten und Auswerten der für eine Forschungsfrage relevanten Materialien lässt sich so maßgeblich

beschleunigen. Die Voraussetzung dieses Vorteils ist freilich, dass die Materialien auch umfassend online verfügbar und nutzbar sind.

Bei gegebener Verfügbarkeit sind auch **methodologische Folgen** absehbar: Gerade digitale Bibliotheken ermöglichen es Nutzerinnen und Nutzern, Objekte unabhängig von den Beständen einzelner Bibliotheken übergreifend zu vernetzen (2358). Forschungsprozess und Material sind damit auf einer Oberfläche und im Kontext darstellbar. Das dürfte Auswirkungen auf die wissenschaftliche Forschungspraxis bzw. die Adressierbarkeit und Neuformulierung von Forschungsfragen haben.

Geisteswissenschaftliches Arbeiten setzt den Zugang zu **Quellenmaterialien** voraus (957). Diese Materialien gelten als zentrale Forschungsdaten dieser Fächer. Wie konkret diese Daten gestaltet sind und verarbeitet werden können, ist nicht verallgemeinerbar. Prinzipiell können sämtliche Repräsentationen menschlichen Denkens als Primärdaten für die Kultur- oder Geschichtswissenschaften interessant sein (1692). Es ist daher kaum abschätzbar, in welchem Umfang Quellenmaterialien in digital aufbereiteter Form verfügbar gemacht werden können (1692). Unstrittig ist, dass die **Datenmenge** sehr groß ist (908) und eine retrospektive Erschließung und digitale Bereitstellung durch die Gedächtnisinstitutionen bereits bei den von ihnen gehaltenen Beständen kaum möglich sein wird (1696).

Bibliotheken sind strukturgemäß vor allem auf Schriftquellen ausgerichtet, von denen ein größerer Teil bereits in digitalen Korpora vorliegt (957). Daher gestaltet sich die Zugangslage etwa für Althistoriker und Mediävisten, so eine Aussage, recht gut (957). Für kulturwissenschaftliche Forschungsdaten, insbesondere solche, die andere Datenformen als **Textkorpora** darstellen, ist die Situation weniger zufriedenstellend (957). Neben den geisteswissenschaftlichen Forschungsdaten werden explizit auch Forschungsdaten aus der empirischen Sozialforschung benannt (1417). Diese gelten hinsichtlich der Speicherung und Archivierbarkeit als vergleichsweise unkompliziert. Die Herausforderung liegt hierbei vor allem im Datenvolumen (1416).

Interessant ist auch die Frage des Umgangs der Bibliotheken mit neu entstehenden Forschungsdaten. So findet sich die Position, dass Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler naturgemäß den Anspruch haben, ihre Forschungsdaten zu speichern, langzeitzuarchivieren und direkt und persistent mit den jeweiligen Forschungsergebnissen zu verknüpfen (1416). Als **Ansprechpartner** sehen sie die Bibliotheken (1416).

Der Zugang zu Forschungsdaten ist nicht nur für die forschende Nutzung sondern, so wird betont, auch für das **Forschungscontrolling** sehr wichtig (1416). Es wird betont, dass es bei Publikationen wichtig ist, auch die Forschungsgrundlage nachvollziehen zu können (665). Forschungsdaten werden dann als Datenpublikation sichtbar (647, 667). Nicht-publizierte Daten gehören dagegen in eine andere Domäne. Sie sollten nicht öffentlich sein, da sie als Rohdaten ohne Kontext kaum sinnvoll nutzbar sind (315, 688). Dass die Bibliothek über die Vorhaltung der Daten hinaus bei der Sicherung der guten wissenschaftlichen Praxis eine tragende Rolle übernehmen kann, wird jedoch angezweifelt (2193).

Digitalisierung als Forschungsdatenproduktion

Die Aufgabe der Bibliotheken im Bereich der Forschungsdaten wird beispielsweise in der traditionellen bibliothekarischen Aufgabe des Sammelns und Erschließens in diesem Fall von digitalen Volltexten gesehen (101). Wichtig ist dabei, dass die Erschließung in der Tiefe erfolgt (101). Darüber hinaus sollten Bibliotheken aktiv eine flächendeckende und koordinierte **Digitalisierung** und Volltextstrukturierung des kulturellen Erbes übernehmen:

“Bibliotheken sind diejenigen, die das kulturelle Erbe in das neue Zeitalter bringen müssen” (101).

Bibliotheken werden durchaus in der Rolle von **Forschungsdatenproduzenten** gesehen (471). Sie sind als Anbieter digitaler Textarchive denkbar, besonders, da sie in ihren Beständen entsprechende Textsammlungen bereits haben (471). Notwendig für die Erstellung solcher Archive ist die Digitalisierung (101, 471), die teils mit anderen Partnern (z.B. Google) erfolgt (471).

Beschränkt sich der Umgang mit Forschungsdaten in Bibliotheken nur auf das Sammeln, verfehlt es seinen Zweck (472). Die Datenaufbereitung, -annotation und -erschließung, also die Nutzbarmachung für die Forschung über den **Nachweis** ist notwendig (472). Dies können die Bibliotheken allein jedoch nicht leisten (472). Entscheidend ist hier die Kooperation mit entsprechend qualifizierten Fachwissenschaftlerinnen und Fachwissenschaftlern (472). Es scheint generell notwendig, angesichts der Ansprüche digitaler Forschungsdatenverwaltung und -erzeugung mittels Digitalisierung, die Bibliotheksetats zu vergrößern. Nur so können Bibliotheken “Entwicklungspartner” der Fachwissenschaften werden (1113). Wichtig ist zudem, dass möglichst alle Altbestände digitalisiert und zugänglich sind (1113).

Diese Digitalisierung und Bestandsvermittlung entspricht durchaus einer digitalen **Publikationstätigkeit** (2183).

Allerdings gibt es wenigstens für bestimmte Materialien, zum Beispiel Handschriften, noch keine wirkliche Lösungen für eine flächendeckende Digitalisierung und damit digitale Verarbeitbarkeit (1696). Hier stellt sich die Frage der Transkriptionsarbeit, die weder Archive noch Bibliotheken erbringen können (1696). Erneut zeigt sich die Notwendigkeit der Erarbeitung von Workflows in Kooperation mit den Fachwissenschaften.

Generell gibt es bereits eine außerordentlich große Menge an potentiellen digitalen Forschungsdaten (908). Diese entsprechen jedoch nicht bibliothekarischen Standards und sind vermutlich auch kaum in solche zu bringen (908). Für diese nicht in bibliothekarischen Nachweissystemen erfassbaren Daten wären alternative, sehr einfache **Nachweissysteme** z.B. in WikiData sinnvoll (908).

Wo allerdings Bibliotheken bereits Digitalisate angefertigt haben, fehlt offenbar oft der Schritt der **Nutzbarmachung** mittels der Bereitstellung beispielsweise in Virtuellen Forschungsumgebungen (729). Gerade von Bibliotheken wird eine höhere Qualität der Digitalisate erwartet (1381). Die Wissenschaftler wollen keine Bild-Scans sondern durchsuchbare Volltexte und die Werkzeuge, um diese Volltexte zu analysieren (1381). Andererseits erheben Bibliotheken wie auch andere institutionelle Datenerheber den Anspruch, nachvollziehen zu können, wie ihre Daten genutzt werden (3133).

Vernetzung und strukturelles Schreiben

Ein weiterer Aspekt von Forschungsdaten insbesondere in den Geisteswissenschaften stellt das so genannte **„strukturellen Schreiben“** mittels Auszeichnungssprachen (z.B. XML, TEI, MEI) dar (69). Für Bibliotheken ergibt sich dabei eine Folge im Bereich der Katalogisierung bzw. des Nachweises und der Verknüpfung von wissenschaftlichen Inhalten (69, 593). Dies führt zur Forderung einer Strukturdatenvergabe, bei der die Unterscheidung von Fußnoten in digitalen Texten, die Auszeichnung von Entitäten in Volltexten und Verbindung der Entitäten mit GND-Nummern [Gemeinsame Normdatei] berücksichtigt werden (69). Man könnte auf dieser Grundlage bereits die Kataloge zudem aufgrund der gegebenen Formalisierung selbst als digitale Forschungsdatenbasis sehen, die mit digitalen Werkzeugen hinsichtlich bestimmter Fragestellungen auswertbar sind (2364).

Diese sollte erweitert verstanden werden und die Strukturvergabe bzw. Strukturierung von Texten weitestgehend miteinschließen (68). Es wird ein Bedarf nach Infrastrukturen gesehen, die es ermöglichen, Dateneinheiten bereits auf einer „Prä-Text-Ebene“ zu verknüpfen (1064). Objekte bzw. digitale Entitäten sollten persistent und zitierbar vernetzt werden können (1064). Bibliotheken bieten solche Möglichkeiten noch nicht an (1064). Möglicherweise liegt die Zuständigkeit dafür auch eher bei den großen Akademien oder bei noch zu schaffenden Institutionen (1064).

Generell entsprechen digitale Materialsammlungen für die Wissenschaft mehrdimensionalen Netzen (1068). Es werden Digitalisate, auch aus unterschiedlichen Beständen, mit anderen standardisierten Daten wie Personennormdaten u.ä. verknüpft (1068). Die Abbildung solcher Netze braucht bisher nicht vorhandene Infrastrukturen, die auch multiperspektivische Annäherungen an die Datenobjekte zulassen (1068). Entsprechend muss sich der Sammelbegriff der Bibliotheken verändern (1382). Eine **bibliothekarische Sammlung** ist nicht mehr „ein systematisch aufgebauter Korpus“, sondern eine große Menge an Text, der sowohl individuell wie auch übergreifend und als Gesamtheit verarbeitet werden kann (1382).

Rechtliche Aspekte

Urheberrechtliche Hürden führen freilich dazu, dass häufig nur Textteile und damit unvollständige Korpora zur Verfügung stehen. Für die Computerphilologie und die Linguistik sind derartige Daten kaum nutzbar (1697). Der Einsatz quantifizierender Verfahren, wie sie in den Digital Humanities üblich sind, wird somit stark gebremst.

Bei der Digitalisierung stoßen Bibliotheken auch allgemein auf **rechtliche Probleme** insbesondere bei der Kooperation mit Drittanbietern beispielsweise Google mit seinem Google Books Project (730). Aber auch sonst gibt es zahlreiche urheberrechtliche Restriktionen, die einer umfassenden Digitalisierung entgegenstehen (1697). Das notwendige Wissen ist bei vielen beteiligten Akteuren nicht gegeben (730). Oft wird auch eine Digitalisierung durch die Nutzer aus urheberrechtlichen Gründen von den Institutionen selbst ver- bzw. behindert (1697). Wie Forschungsdatenpublikationen durch die Erheber lizenzrechtlich zu handhaben sind, ist ebenfalls nicht immer klar. Es findet sich die Aussagen einer Lizenzierung nach der CC-BY-Standard-Lizenz (550). In bestimmten Forschungszusammenhängen schränken datenschutzrechtliche Regelungen die Publikationsmöglichkeiten für Forschungsdaten erheblich ein (607).

Rollenverteilung beim Forschungsdatenmanagement

In Hinblick auf die **Rollenverteilung für das Datenmanagement** wird argumentiert, dass die Daten an den Orten

bzw. in den Kontexten verwaltet werden sollten, an bzw. in denen sie entstehen (1043). Für digitalisierte Archivalien sind entsprechend Archive zuständig, für die digitalen Repräsentationen von Museumsobjekten die Museen (1043). Der Verwaltungsschwerpunkt für Bibliotheken liegt schließlich bei Textdigitalisaten und digitalen Publikationen (1043).

Die Bibliotheken werden generell als Ansprechpartner für Datenkompetenz benannt (1416), so dass davon auszugehen ist, dass sie von Wissenschaftlern auch generell als zuständig angesehen werden. Diese Einschätzung wird durch weitere Positionen gestützt, die Forschungsdaten und **Forschungsdatenmanagement** als zukünftige Handlungsfelder von wissenschaftlichen Bibliotheken identifizieren (2185, 2796). Dieser Aspekt wird unter anderem im Zusammenhang mit Dissertationen expliziert (2796). Das Forschungsdatenmanagement ist u.a. deshalb notwendig, weil es die Verbindung zwischen Forschungsdaten und Publikationen betrifft (281). Daher liegt angesichts des weitgehenden Desinteresses der Verlage am Thema Forschungsdaten (3118) der Bezug zur Bibliothek als traditionell mit wissenschaftlichen Publikationen befassten Institution nahe.

Empirisch zeigt sich, dass forschungsdatenspezifische Tätigkeiten bisher häufig bei den IT-Abteilungen liegen (647, 1323). Entsprechend findet sich in den Interviews auch die Position, dass die Organisation und Verwaltung von Forschungsdatenprozessen primär eine Aufgabe der Universitäten als Forschungseinrichtungen ist und nicht von den Universitätsbibliotheken geleistet werden muss (68). Zudem wird bezweifelt, dass jede Universitätsbibliothek gleichermaßen angemessene Datenmanagementkompetenzen für alle Disziplinen ausbilden kann (763). Wenn jedoch Prozesse der Forschungsdatenverwaltung etabliert und standardisiert sind, können auch Bibliotheken aktiv werden (68). Hier bleibt jedoch noch unbeantwortet, was mit Daten geschieht, die nicht diesen **Standards** entsprechen. Kann die Bibliothek diese nicht annehmen, stehen sie auch der Wissenschaft nicht über deren Nachweissysteme zur Verfügung (902).

Andere Stimmen gehen davon aus, dass es bisher noch überhaupt kein standardisiertes System zum Umgang mit Forschungsdaten gibt (1207). In diesem Zusammenhang wird die Bibliothek auch als Akteur der **Qualitätsprüfung und -sicherung** für Forschungsdaten ins Spiel gebracht (2193). Auf einer formalen Ebene könnte dies beispielsweise die Organisation und Vergabe von persistenten Identifikatoren, z.B. DOIs sein (276). Wichtig ist, dass Forschungsdatensätze dauerhaft mit den auf ihnen aufbauenden Publikationen verknüpft sowie selbst verfügbar bleiben (273). Die Erfüllung einer weiterreichenden qualitätssichernden Rolle scheint jedoch für Infrastruktureinrichtungen kaum umsetzbar, weshalb das Reviewing (bzw. die Sicherung der guten wissenschaftlichen Praxis) in die Fachwissenschaft eingebettet werden sollte (2193). An dieser Stelle scheint ein Kooperationsansatz zwischen Bibliotheken und fachwissenschaftlichen Akteuren sinnvoll. Dazu, wie eine solche Kooperation aussehen kann, ob sich beispielsweise Bibliotheken auf den Nachweis und die Vorhaltung von Forschungsdaten konzentrieren und andere Akteure die Qualitätsbewertung übernehmen, gab es keine Konkretisierungen.

Eine andere Lösung könnte in der **Spezialisierung** einzelner Bibliotheken liegen. Dabei ist denkbar, dass sich bestimmte Einrichtungen mit übergreifendem Auftrag als fachliche Cluster für das Forschungsdatenmanagement "professionalisieren" (763). Dies funktionierte vermutlich besonders dort, wo bereits entsprechende organisatorische Voraussetzungen gegeben sind (1207).

Trotz der offenbar bisher gegebenen Unsicherheiten haben einige Bibliotheken bereits konkret auf das Thema Forschungsdatenmanagement ausgerichtete Stellen eingerichtet (616). Dies wird jedoch als Besonderheit angesehen (616). An anderen Universitäten liegt die **Forschungsdatenzuständigkeit** bei den Rechenzentren (616, 1323).

Unstrittig ist, dass eine Erweiterung bzw. **Umorientierung bibliothekarischer Aktivitäten** in den Bereich des Forschungsdatenmanagements konsequente Umstrukturierungen erfordert (2186). Damit ist bereits betriebsorganisatorisch eine große Herausforderung gegeben. Zudem fehlt eine übergreifende Strategie, für deren Entwicklung die Wissenschaftspolitik Impulse setzen müsste (3043).

Eine weitere Perspektive für die Bibliotheken ist die Entwicklung von **Anwendungsszenarien** (Use Cases) und Beispielpublikationen (1976). Auf dieser Lage können sie Kompetenzen und Werkzeuge an die Fachwissenschaftler vermitteln (1976). Damit können auch bestimmte Nutzungsmöglichkeiten für die Fachwissenschaftler überhaupt erst aktiviert werden (1976). Auch in diesem Bereich gibt es bereits konkrete Erfahrungen (2023).

Ein Problem für die Bibliotheken ist, dass sie sich zwar fast durchgängig mit Forschungsdaten befassen, für diese Beschäftigung jedoch **keine stabile Perspektive** haben (275). So ist unklar, welche Forschungsdatendiensteleistungen gebraucht werden und ob es dafür generische oder disziplinär unterschiedliche Lösungen braucht (275).

Klar scheint zu sein, dass unterschiedliche Forschungsdatenformen unterschiedliche und jeweils an die Objekteigenschaften **angepasste Verarbeitungssysteme** benötigen. Ein Interviewpartner erwähnte ein gesondertes Reposito-

rium für Video- und Audiodateien an seiner Einrichtung, dass die Codierungen dieser Medienform berücksichtigt, zugleich jedoch in den allgemeinen Nachweissystemen (also dem Katalog) integriert wird (287).

Die Aufgabe für Bibliotheken wird zudem übergreifend in der **Langzeitarchivierung und -verfügbarkeit** beispielsweise von annotierten Korpora gesehen (473, 2239, 2796). Verlagen wird dagegen ein weitgehendes Desinteresse an dieser Frage zugeschrieben (3118). Unklar bleibt, wie es sich mit Software für Datenerzeugung und -analyse verhält (473). Die dauerhafte Pflege und Bereitstellung von Software (Softwarearchivierung) ist generell eine Herausforderung. Gleiches gilt für Datenbanken (3221). Um hier Lösungen zu entwickeln, die über das Speichern statischer Abbilder hinausgehen, müssen Bibliotheken und Rechenzentren stärker kooperieren (3221). Diese Lösungen müssen geeignet sein, alle Arten von Forschungsprojekten abzubilden (3221).

(Berlin, 12.01.2016)

Fu-PusH Dossier: Infrastruktureinrichtungen und Empfehlungen

2016-01-26

In den Fu-PusH-Dossiers werden die im Projekt erhobenen Forschungsdaten ausgewertet und zusammengefasst. Für die Auswertung werden jeweils aus Sicht des Projektes relevante thematische Relationen, ermittelt anhand von Kookkurrenzen von Tags, betrachtet. Die Datengrundlage des vorliegenden Dossiers umfasst die 48 Statements, die sowohl mit *Infrastruktureinrichtungen* als auch mit *Empfehlungen* gefiltert wurden.

Kernaussagen

- Bedarfsanalysen zur nutzerorientierten Infrastrukturentwicklung sind erforderlich.
- Niedrigschwellige Infrastrukturangebote sind notwendig.
- Kompetenznetzwerke auch zwischen Bibliotheken und Fachwissenschaft sollten auf- bzw. ausgebaut werden.
- Unterschiede der Publikationskulturen sind anzuerkennen.
- Es ist notwendig, Anreize zum Open-Access-Publizieren zu bieten.
- Verlegerische Tätigkeiten sollten nur auf Initiativen von und in Kollaboration mit den Fachwissenschaften übernommen werden.
- Bereits vorhandene lokale Stärken bei Publikationsdienstleistungen sind idealerweise zu verknüpfen. Spezialisierung und Kollaboration sind sinnvoller als jeweilige Komplettangebote.
- Die Digitalisierung des kulturellen Erbes mit einer zeitgemäßen Erschließungstiefe ist nach wie vor eine zentrale Aufgabe.
- Eine weitere zentrale Rolle der Infrastrukturanbieter wird im Bereich der Qualitätssicherung gesehen.
- Die Integration von Infrastrukturanbietern mit dem Forschungsprozess ist zu fördern.
- Die Autorenbetreuung für das Publizieren in Repositorien sollte mit stärkerer Dienstleistungsorientierung ausgebaut werden.
- Es ist wichtig, Kommunikations- und Kollaborationsstrukturen für Infrastrukturanbieter und Fachwissenschaften zu etablieren.

Auswertung

Gedächtnisinstitutionen kommt die Aufgabe zu, das kulturelle Erbe in das digitale Zeitalter zu bringen. Die Schwerpunkte liegen dabei auf der Langzeitarchivierung und -verfügbarkeit. Zunächst muss jedoch oft erst ein digitales Abbild dieser Objekte erzeugt werden. Dafür sind abgestimmte Digitalisierungsprojekte bzw. Konversionsprozesse sowie die **Erweiterung der Erschließungstiefe** (z.B. Volltextindexierung, semantische Strukturierung) erforderlich (101).

Der generelle **Zugang zu Dokumenten** wird als entscheidender angesehen als etwa die Gestaltung von Nutzeroberflächen mit vielen zusätzlichen Features. So wird darauf hingewiesen, dass die Mehrheit aller Nutzerinnen und Nutzer lediglich die Downloadfunktion in Anspruch nimmt und dagegen kaum die angebotenen Zusatzdienste (z.B. Blätterfunktion für digitalisierte Bücher) (75).

Universitätsbibliotheken sollten ihre digitalen Angebote einfach und leicht zugänglich machen, u.a. indem **nutzerfreundliche Rechercheinstrumente** entwickelt und implementiert werden (469, 564). Dabei ist zu beachten, dass Nutzerinnen und Nutzer ihre Informationssuche keineswegs an Campus-, Sprach- oder Landesgrenzen orientieren (803).

Infrastruktureinrichtungen sind zudem verantwortlich für die **Standardisierung von Metadaten und Referenz-**

modellen. Allerdings sind bisher vorhandene Konzepte wie CIDOC-CRM so komplex, dass sie kaum Anwendung finden. Hier werden niedrighschwelligere Angebote erwartet (991).

Prinzipiell wird Infrastruktureinrichtungen geraten, keine Rundumlösung anzustreben, sondern die **Nutzerorientierung**, also die Ausrichtung auf die konkreten Bedarfe der Nutzerinnen und Nutzer in der Vordergrund stellen. Dies setzt eine Bedarfsanalyse der konkreten Nutzergruppen voraus (306). Geschieht dies nicht, besteht auf der einen Seite die Gefahr der Entwicklung von Werkzeugen, die später keine Anwendung finden (637, 638). Auf der anderen Seite könnten nicht erkannte Bedarfe dazu führen, dass verstärkt Angebote und Ansprechpartner außerhalb von Bibliotheken bzw. Rechenzentren gesucht werden (756).

Universitätsbibliotheken werden ermutigt, mehr in **experimentelle Entwicklungsarbeit** für Repositorien sowie auch in verlegerische Dienstleistungen zu investieren (3247).

Allerdings gibt es konträre Meinungen dazu, inwieweit Infrastruktureinrichtungen die verlegerische Rollen übernehmen sollten, da die Komplexität von Aufgaben wie Marketing oder Distribution häufig unterschätzt wird (2222, 2717). Bei der Übernahme von **verlegerischen Tätigkeiten** wird vor allem der Reputationsaspekt als entscheidend angesehen (188). Folglich rät man davon ab, auf Repositorien Materialien pauschal und ohne Qualitätsprüfung zu publizieren (867). Bei möglichen Verlagsgründungen sollte die Initiative auf jeden Fall aus den jeweiligen Fach-Communities erfolgen. In den Gemeinschaften verankerte Bottom-Up-Lösungen haben größere Erfolgsaussichten als von den Infrastrukturanbietern initiierte Top-Down-Ansätze (774).

Den Forschungseinrichtungen wird ebenfalls davon abgeraten, ein umfassendes Dienstleistungsangebot zum digitalen Publizieren anzustreben. Stattdessen wird eher eine **Zusammenarbeit mit weiteren Stakeholdern** bzw. spezialisierten Anbietern empfohlen. Insbesondere sollten Infrastruktureinrichtungen untereinander arbeitsteilig kooperieren (179, 307, 2860).

Es wird den Infrastruktureinrichtungen angeraten, deutlich stärker auf die Wünsche, Vorbehalte und Kritiken der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zu hören und anzuerkennen, dass große **Unterschiede in den Publikationskulturen** innerhalb der geisteswissenschaftlichen Fachrichtungen bestehen. Insbesondere sollten Autorinnen und Autoren, die keine Open-Access-Strategien verfolgen, nicht pauschal als rückständig angesehen werden (238, 306, 563).

Eine zentrale Aufgabe von Infrastruktureinrichtungen wird erwartungsgemäß in der Entwicklung von Open-Access-Infrastrukturen gesehen. Zur Nutzungsmotivation sollten **Anreizsysteme** geschaffen werden, die eher über Belohnung anstatt Bestrafung funktionieren. Die Freiheit sich für eine Publikationsstrategie zu entscheiden, sollte dabei auf keinen Fall eingeschränkt werden (231).

Viel eher sollten Infrastruktureinrichtungen Autorinnen und Autoren ermutigen und gegebenenfalls unterstützen, **Verlagsverträge** stärker und bewusster nach ihren Interessen auszuhandeln (207). Insbesondere bei der Debatte um die Wahrnehmung des Zweitveröffentlichungsrechtes könnten Bibliotheken eine Vermittlerposition einnehmen (797).

Die **Förderung von Open-Access-Publikationen** bei gleichzeitigen Kosten für Subskriptionen stellt Bibliotheken zwar vor eine finanzielle Doppelbelastung. Dennoch wird dieser Weg auch langfristig als notwendig erachtet (2066, 3065).

Bibliotheken und Rechenzentren sollten sich um eine stärkere **Integration des Forschungsprozesses** bemühen und möglichst bereits bei der Antragstellung mit den Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern zusammenarbeiten, um beispielsweise gemeinsam Publikationsstrategien zu erarbeiten (638, 768). Es wird empfohlen, den Austausch zwischen Bibliothek und Fachwissenschaften institutionell zu moderieren (2729, 2795).

Bei der Infrastrukturentwicklung sollte man sich darüber im Klaren sein, dass die **Anwendung neuer Werkzeuge** für viele Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler neue Herausforderungen und gegebenenfalls auch Hürden darstellt (305). Zudem sollte bei der Entwicklung von Forschungswerkzeugen und Korpora der heterogene europäische Kontext beachtet werden, was sich insbesondere auf Ansprüche an die **Multilingualität** auswirkt (2400).

Universitätsbibliotheken und Rechenzentren sollten **digitale Publikationsdienstleistungen** proaktiv und sichtbar anbieten (1438, 1462). Damit sollte verhindert werden, dass einzelne Institutionen bzw. Fakultäten solche Kompetenzen isoliert aufbauen (1437). Die zentralen Informationsversorgungseinrichtungen der Hochschulen sind also gehalten, umfassend auf die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zuzugehen.

Eine zentrale Herausforderung des digitalen Publizierens wird in der Qualitätssicherung gesehen. Infrastruktureinrichtungen könnten sich durch **qualitätsorientierte Dienstleistungen** als Ansprechpartner für Autorinnen und Autoren etablieren (2727, 2860).

Repositorienbetreiber sollten eine stärkere **Autorenbetreuung** anbieten, damit Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler besonders von dem mit der Formalisierung der Dokumente verbundenen zeitlichen und technischen Aufwand entlastet werden (822).

Die Archivierung von Publikationen war traditionell die Aufgabe der Bibliotheken und nicht der Verlage. Das wird auch bei der **Langzeitarchivierung** für digitale Publikationen so gesehen (65, 1057). Dies gilt insbesondere, da im Gegensatz etwa zu den Naturwissenschaften in den Geisteswissenschaften von vergleichsweise langfristigen Zeiträumen ausgegangen werden muss, in denen Dokumente wissenschaftlich relevant sind und verfügbar bleiben müssen (65). In diesem Zusammenhang wird dafür plädiert, die Publikationskosten unter Berücksichtigung der Kosten für die Langzeitarchivierung als Bestandteil der Programmpauschale anzusehen (566).

(Berlin, 26.01.2016)

Fu-PusH Dossier: Begriff „Bibliothek“

2016-01-27

In den Fu-PusH-Dossiers werden die im Projekt erhobenen Forschungsdaten ausgewertet und zusammengefasst. Die Datengrundlage des vorliegenden Dossiers umfasst die 14 Statements, die mit *Begriff* „Bibliothek“ gefiltert wurden.

Auswertung

Es besteht weitgehend Übereinstimmung, dass die Rolle der Bibliothek im Zuge der **digitalen Transformation** einen grundlegenden Wandel erfährt (113). Bibliotheken gelten nicht mehr vorrangig als Aufbewahrungsorte für Dokumentbestände, sondern werden als Plattformen für **soziale Interaktionen** angesehen, die vor allem den Serviceaspekt betonen (173, 174, 2121).

Zwar orientiert sich der Sprachgebrauch von Geisteswissenschaftlern zum **Wortfeld** „Bibliothek“ noch sehr stark an Druckwerken und Vor-Ort-Einrichtungen, also das, was man „Bibliothek als Ort“ nennen kann. Zugleich nutzen diese aber digitale Informations- und Serviceangebote von Bibliotheken weitreichend (151). Bibliotheken werden zudem als neutrale Orte der **Koordination der wissenschaftlichen Kommunikationen** wahrgenommen, die jede Fachwissenschaft braucht (2460).

Bibliotheken werden beispielsweise mit dem Bild einer „Werkstatt des Wissens“ beschrieben, wobei die **Bedarfsorientierung** an den jeweiligen Nutzgruppen hervorgehoben wird (172). So werden Bibliotheken durchaus als Forschungsinfrastrukturen bezeichnet (2397). Hierbei geht es um das Management sowohl von explizitem Wissen in Dokumenten als auch um das implizite Wissen von interagierenden Akteuren (2124). Dieses Selbstverständnis wird dabei auf die historische Rolle von Bibliotheken in der Gesellschaft zurück geführt, die im Bewahren und Erschließen gesehen wird (2131, 2181). Eine Erweiterung des Aufgabenspektrums von Bibliotheken wird zudem auch in der Übernahme **verlegerischer Tätigkeiten** gesehen (175).

Ein signifikanter Wandel im Grundverständnis von Bibliotheken geht mit der veränderten Auffassung des **Sammlungsbegriffs** einher. Im Digitalen wird eine Sammlung nicht mehr als ein systematisch aufgebauter Korpus angesehen, sondern als eine komplex vernetzte Datenstruktur, in der nicht nur ein individueller Text bearbeitet werden kann, sondern die Sammlung in ihrer Gesamtheit (79, 1382). Allerdings wird betont, dass solche digitalen Netze durch **Relevanzfilter und Erschließungsstandards** kontrolliert werden müssen, um sinnvoll und verlässlich mit ihnen arbeiten zu können. Diese Aufgabe wird für die Zukunft von Bibliotheken als zentral angesehen (79). Für das Berufsbild ergibt sich die Anforderung eines Verstehens und Gestaltenkönnens dieser digitalen, zunehmend auch semantisch angereicherten Strukturen (79).

(Berlin, 27.01.2016)

Fu-PusH Dossier: Enhanced Publications

2016-02-01

In den Fu-PusH-Dossiers werden die im Projekt erhobenen Forschungsdaten ausgewertet und zusammengefasst. Die Datengrundlage des vorliegenden Dossiers umfasst 113 Statements, die mit *Enhanced Publication* aus dem Gesamtbestand der Aussagen im Statement Finder gefiltert wurden.

Kernaussagen

- Erweiterte Publikationen bzw. Enhanced Publications stellen eine Stufe des digitalen Publizierens dar, die sich nicht mehr am Printparadigma orientiert.
- Es gibt unterschiedliche Auffassungen von den konstituierenden Merkmalen einer Enhanced Publication.
- Zu den zentralen funktionalen Erweiterungen zählen (a) Modularität, (b) Multimedialität, (c) Interaktivität sowie (d) Semantische Strukturierung.
- Im engeren Verständnis sind Enhanced Publications so genannte *Compound Objects*, also modulare Publikationsobjekte, die zu einem Gesamtobjekt verknüpft werden.
- Ein großes Potential für Enhanced Publishing in den Geisteswissenschaften wird im Umgang mit Forschungsdaten als eigenständige Publikationsobjekte gesehen.
- Digitale Editionen werden als Hauptanwendungsfelder für erweiterte Funktionalitäten in den Geisteswissenschaften angesehen.
- Das Konzept einer Prozesspublikation, die Aspekte der Prä- bzw. Postpublikationsphase transparenter macht, findet viel Beachtung, wird aber kaum umgesetzt.
- Beispiele und Akzeptanz erweiterter Publikationen in den Fachgemeinschaften werden nur sehr eingeschränkt beobachtet.
- Ob sich die Einstellungsmuster zu Enhanced Publications bei nachfolgenden Wissenschaftsgenerationen ändern könnte, wird widersprüchlich bewertet.
- Notwendig für die Umsetzung und Etablierung von Enhanced Publications sind Standards, Produktions- und Hostingmöglichkeiten sowie eine weitgehende Automatisierung der für die Produktion notwendigen Prozesse.
- Die Langzeitarchivierung- und verfügbarkeit gelten als zentrale Herausforderung für Enhanced Publications.

Auswertung

Erweiterte Publikationsformen

Die **Idee der Enhanced Publication** wird mit unterschiedlichen Benennungen und Interpretationen zwar viel diskutiert, aber im Vergleich dazu kaum tatsächlich umgesetzt (2357). Dies mag auch an Unsicherheiten liegen, die sich durch **verschiedene Auffassungen** zum Enhanced Publishing ergeben.

Das **PDF-Format** gilt de facto als Standard einer digitalen Publikation (1229), imitiert jedoch weitgehend das Erscheinungsbild von Druckpublikationen (1475, 1513, 1515). Dagegen werden die Potentiale des elektronischen Publizierens stärker in komplexeren, webbasierten Publikationen gesehen, welche die Möglichkeiten des Internets in größerem Umfang ausnutzen (533). Wo etwa bei analogen Publikationen Anhänge wie Indexe, Register oder Bibliographien vorlagen, werden diese nun digital mit dem Haupttext integriert (160). Darüberhinaus wird angeregt, über rein textbasierte elektronische Publikationen hinauszugehen und diese mit **Zusatzmaterialien** anzureichern (598, 954).

Die Innovation erfolgt entsprechend auf verschiedenen Ebenen: auf der Ebene der **Struktur** genauso wie bei

der **Repräsentation** und den **Nutzungspraxen** und in der Folge zwangsläufig auch der institutionellen und sozialen Organisation aller damit zusammen hängenden Prozesse (3159). Ausgangspunkt und Voraussetzung erweiterter Publikationen ist die **Vernetzbarkeit** digitaler Objekte (956, 2547). Dies beginnt auf einer traditionellen und nun interaktiver gestaltbaren Ebene der Fußnoten, Textmarken und bibliografischen Bezüge (2135) und reicht bis zur direkten **Vernetzung von Akteuren** durch Social-Media-Angebote beispielsweise für Fachgemeinschaften (1105). Es gibt analog die Überlegung, die Schaffung von Kommunikationsmöglichkeiten für die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zum Ausgangspunkt und Maßstab für die Entwicklung erweiterter Publikationen heranzuziehen (1132, 1133).

Digitale Textobjekte lassen sich im Unterschied zu gedruckten Texten nicht nur lesen, sondern auch mit digitalen Werkzeugen und in **Hypertextstrukturen** in Beziehung zu anderen Texten auswerten und weiterverarbeiten. Von der Volltextdurchsuchbarkeit bis zum automatischen Text Mining ergeben sich diverse neue Möglichkeiten für eine entsprechende Annäherung (15).

Daher erscheint es wichtig, erweiterte digitale Texte nicht als abgeschlossene Repräsentationen, sondern als Netze zu verstehen. Jede digitale Publikation kann als solche als ein Netz verstanden werden (79). Bestimmte **netzbildende Elemente** wie Fußnoten gab es bereits in analogen Textstrukturen, nun ist es jedoch möglich, solche Elemente und weitere semantische Strukturen auszuzeichnen und in eine technische Infrastruktur einzubetten (79), was unter anderem die **Discoverability** erhöht (1894). So können direkt an einem Publikationsobjekt Annotationen und andere Anreicherungen wie Quellen oder referenzierte Texte bzw. Begründungen angehängt werden (15, 667, 3024).

Die Idee des Netzes gewinnt an Kraft, wenn man es sich als kontrolliertes, übergreifendes Netz vorstellt, in dem alle zu einem bestimmten Korpus oder einer Domäne gehörigen Texte verbunden sind und zum Beispiel über ein Portal zugänglich sind (2373). Auf dieser Grundlage und mit entsprechenden Werkzeugen lassen sich ganz neue Fragestellungen an diese Gesamtstruktur richten und visualisieren (685, 956). Die Texte werden filterbar und es lassen sich variable Anzeigemodi realisieren (79). Voraussetzung anspruchsvoller erweiterter Funktionalitäten für **digitale Textnetze** ist die Kontrollierbarkeit. Daher lässt sich dies immer nur in abgegrenzten und homogenisierten, bestimmten Standards folgenden Strukturen realisieren und nicht etwa für das gesamte Textvolumen des Internets (79).

Sollen Publikationserweiterungen bzw. -anreicherungen wissenschaftlich bewertbar und also zitierbar sein, steht auf der Anforderungsseite eine genaue Definierbarkeit des Objekts sowie eine eindeutige und dauerhafte Adressierbarkeit über **persistente Identifikatoren** (2141). Eine Voraussetzung jeder Art von digitaler Objektverknüpfung stellen maschinenlesbare und weiterverarbeitbare **Metadaten** dar (599).

Dem Hypertext-Prinzip folgend werden bei Enhanced Publications digitale Objekte auch anderer als textueller Natur verknüpfbar. Auf diese einzelnen Komponenten kann jeweils auch separat zugegriffen werden (1295). Sie gelten zum Teil als **Einzelpublikationen** (2136) und werden separat mit eigenen Metadaten verwaltet.

Spricht man über Enhanced Publications, werden allgemein Aspekte wie Kontextualisierung (452), Verlinkung (452, 533), Integration von einzelnen Komponenten, also digitalen bzw. Datenobjekten (452, 1513) benannt. Abstrakt handelt es sich um ein Agglomerat von Daten und Beschreibungen dieser Daten, z.B. Aufsätzen (2286). Man nennt dies auch **Compound Objects** (599). Dies sind aus mehreren separaten Teilen durch Verknüpfungen erstellte Publikationsobjekte, bei denen es meist ein zentrales Bezugsobjekt gibt, das beliebig erweitert werden kann (599, 2142). Eine solche Publikation besteht also abstrakt aus **drei Grundkomponenten**: dem Bezugsobjekt, den angeschlossenen Publikationsobjekten sowie der Dokumentation der Vernetzung (2142).

Die Objektkonstellationen ermöglichen ein **modulares und zeitlich abgestuftes Publizieren** (956, 1279). Sobald ein Publikationsteil fertig ist, kann es online gestellt und zum Beispiel über Soziale Netzwerke mit der Bitte um Kommentare kommuniziert werden (600). Konzeptionell besteht keine Notwendigkeit, eine fixe Endfassung festzulegen. Es sind also beliebig viele **Versionierungen** möglich. Handelt es sich nur um Textmaterialien, sind die dabei auftretenden Herausforderungen überschaubar (966).

Als Zusatzmaterialien in Enhanced Publications werden neben anderen Texten unter anderem auch **Forschungsdaten** (598, 954, 2022, 2286) und Digitalisate (954), Bilder, Audio- und Videoinhalte (954, 2021, 2772) sowie **Begleitmaterialien** wie Tutorials (598) benannt. Auch Instrumente zur Datenerhebung wie Fragebögen sind bereits jetzt als Beigaben zu Publikationen üblich und können entsprechend Teil dieser Agglomerate werden (160). Andererseits wird auch dafür plädiert, die Differenzierung von Forschungsdaten und den sich auf diese beziehenden Publikationen beizubehalten (2286).

Eine zentrale Feststellung besteht weiterhin darin, dass beim Enhanced Publishing nicht einfach multimediale Inhalte die Rolle übernehmen, die in traditionellen Publikationen Illustrationen innehatten (2301). Vielmehr handelt es

sich um genuin **neue Formen des Publizierens** (668, 3139, 3141). Es werden Dinge darstellbar, für die es im Nicht-Digitalen keine Darstellungsmöglichkeiten gab (3141, 3159). Das Statische tritt zugunsten **dynamischer Formen** in den Hintergrund (1362, 1377).

Besonders die Kunstwissenschaften und die Archäologie betonen die Potentiale explizit für **dreidimensionale Objektsimulationen** (1014). Aber auch in anderen Disziplinen werden 2D- und 3D-Digitalisierungen von physischen Forschungsobjekten relevant (727, 956). Dies gilt insbesondere für die Archäologie aber auch für andere materialorientierte Wissenschaften wie z.B. Kunstgeschichte, Ethnologie, Wissenschaftsgeschichte (956) oder auch Architektur (1014). Allerdings sind die dafür notwendigen Darstellungsmittel bislang kaum entwickelt und gelten als Desiderat (1014).

Die Idee der **Multimedialität** geht also über die Formate Audio und Video hinaus und lässt sich als Verknüpfung unterschiedlicher Medienobjekte verstehen (1227, 2373). Auch aus dem Printumfeld bekannte Medienbeigaben, z.B. Daten-, Bild- und Tonträger sind entsprechend mit anderen Publikationselementen direkt integrierbar (3019). Selbst analoge Objekte wie Ausstellungskataloge oder Museumsobjekte lassen sich mit digitalen Publikationsnetzen verknüpfen. Ein Mittel sind QR-Codes, die über **mobile Kommunikationstechnologie** auslesbar weiterführende Inhalte abrufbar machen (894). In allen Fällen ist die Verknüpfung der Objektrepräsentation mit beschreibenden, erschließenden und analysierenden Daten und Texten zentral (727, 956).

Diese können beispielsweise in Editionen in einer Form umgesetzt werden, dass eine direkte, auch bearbeitende Interaktion mit dem Digitalisat möglich ist (2864). Die Möglichkeiten des Enhanced Publishing betreffen demzufolge sogar unmittelbar die **Methodologie** der jeweiligen Fächer (3018), beispielsweise in Zusammenhang mit **Virtuellen Forschungsumgebungen** (618, 1864). So kann das Verknüpfen bzw. Kuratieren selbst einen forschungsrelevanten Charakter übernehmen (2231).

Die **Modularisierung** wirkt sich zugleich auf die Textproduktion aus. Die Texte werden kürzer und liegen unter Umständen auch als so genannte **Mikro- oder Nanopublikationen** vor (1476). Die eindeutige Zuordnung des Status der "Publikation" wird dabei schwieriger. Man bewegt sich in einem Übergangsraum zwischen Publikation, Teil- und (Noch-)Nicht-Publikation (2134) mit Versionen und Zwischenstufen. Bestimmte Umsetzungen wie beispielsweise Visualisierungen oder Datenbanken gehen schließlich über den Status einer Erweiterung hinaus und werden als nachfolgende **eigenständige Publikationsobjekte** mit bestimmten Spezifika verstanden (685, 956, 2021).

Ein weiteres Feld eröffnet sich bei der Betrachtung von **Prä- und Postpublikationsaktivitäten** unter anderem des modularen Publizierens bzw. des Publizierens unterschiedlicher Fassungen eines Publikationsobjektes (506). So wird die Veröffentlichung von Erstfassungen benannt, die den Publikationsprozess beschleunigen und zugleich die Möglichkeit des Feedbacks eröffnen, anhand dessen Autoren diese Fassung auf eine Endfassung hin überarbeiten können (506).

Eine weitere Idee ist es, die mögliche Erfassung und Auswertung von Postpublikationsdaten für die **Forschungsevaluation** zu verwenden (694, 817). Hierbei könnte mittels Nutzungsmessungen bewertet werden, wie sehr ein wissenschaftliches Ergebnis zu Folgeforschungen führt, also nachgenutzt wird (506). Dabei geht es nicht um reine Zitationen sondern um tatsächliche Weiternutzungen der Ergebnisse (694). **Zugriffsstatistiken** haben in ihrem Aussagewert ihre Grenzen, werden aber durchaus als relevant angesehen (817). Weiterhin sind objektnahe **Interaktions- und Diskursverläufe**, wie sie beispielsweise im Social Tagging und mittels Kommentarfunktionen möglich werden, von Bedeutung (817). Nicht zuletzt eröffnen die Möglichkeiten des Enhanced Publishing den Forschenden auch neue Möglichkeiten zur **Selbstbeobachtung** (3159).

Vieles spricht für einen Bedarf an erweiterte Publikationsformen, nicht zuletzt im Zuge der wachsenden Popularität des Themas **Forschungsdatenpublikation** (667, 2022). Generell geht man von einem komplementären Nebeneinander bzw. einem sukzessiven Verschmelzen traditioneller (z.B. der Monografie) und neuer Publikationsformen aus (667). Die Erweiterung des wissenschaftlichen Publikationsgeschehens ist in diesem Sinne auch durchaus konzeptionell zu verstehen (669).

Eine andere Frage ist, inwieweit welcher Gestaltungs- oder auch Formalisierungsgrad eines Objektes den **Status der Publikation** kennzeichnet. So gibt es den Vorschlag **Kommunikationsobjekte** von **Publikationsobjekten** zu unterscheiden (669). Das Kriterium sind hierbei qualitätssichernde Schritte "mit Revisionsprozess, DOI-Vergabe und Langzeitarchivierung" (669).

Aus wissenschaftsdemographischer Sicht findet sich auch die die Antizipation sich wandelnder Einstellungsmuster. Es wird angenommen, dass kommende **Wissenschaftsgenerationen** bzw. Nachwuchswissenschaftler die Idee der Granularität und damit der **Modularität von Dokumenten** selbstverständlicher ansehen (1279). Hier zeigt sich eine

zweigespaltene Einschätzung: Es gibt einerseits eine deutliche Skepsis (2312, vgl. auch Abschnitt Kritik) und andererseits wird den Nachwuchswissenschaftlern auch aktiv der Schritt hin zum Publizieren von Enhanced Publications angeraten (1461).

Neue Funktionalitäten

Als erweiterte Funktionalitäten digitaler Publikationen lassen sich auf der Basis der Interviewaussagen folgende Schwerpunkte typologisieren:

- Strukturierung
 - Maschinenlesbare semantische Strukturierung in z.B. XML, HTML, TEI, MEI (533, 966, 1475, 1894, 2023, 2034, 2772)
 - Granularität, Modularität (1229, 2034, 3304)
 - Maschinenlesbare Metadaten (599, 1894)
 - Aggregierbarkeit (1887)
 - Discoverability (1894)
 - Dynamische Referenzierung (574)
- Verknüpfung
 - Verlinkung (452, 533, 599, 1105, 1476, 1864, 2373, 3159)
 - Vernetzung von Publikationsausschnitten (1476, 1887, 2023)
 - Persistente Identifikatoren (889, 3304)
 - Verknüpfung physischer Objekte mit digitalen Materialien über QR-Codes (894, 2020)
 - XML/MEI-Daten mit Audiodateien (2772)
- Forschungsdaten
 - Forschungsdatenintegration (598, 954, 1444, 1461, 1513, 2022, 2087, 2109, 2286, 3340, 3157)
 - Nachnutzbarkeit von Forschungsdaten (533, 1864)
 - Datenbankpublikation (2021)
 - Grundlage für Mash-Ups (1894)
- Darstellung
 - Multimedialität (533, 609, 668, 1014, 1461, 1475, 2087, 2109, 2373, 2772, 3019, 3157)
 - Visualisierung (685, 727, 956, 1891)
 - Simulation (z.B. 3D bzw. Räumlichkeit) (727, 932, 956, 966)
 - Adaptive Darstellung auf mobilen Endgeräten (894)
 - Digitalisierung physischer Materialien (727)
 - Geomapping (1892)
 - Parallelanzeige von Forschungsobjekt (z.B. Imagescan) und Transkriptionsbereich (2864)
 - Portal mit Zusatzmaterialien (2373)
 - Usability (533)
- Interaktion
 - Annotationen (15, 667, 3024)
 - Social Reading (1630, 1864)
 - Dynamisierung durch generative Inhalte (1377)
 - Kommentarfunktion (600)
 - Kuratierung vernetzter Datenstrukturen (2231)
 - Open Peer Review (1629)
 - Teilbarkeit im Social Web (600)
- Postpublikationsaktivitäten
 - Forschungsevaluation und -dokumentation (694, 3159)
 - Tracking von Nutzerbewegungen als Dokumentation (2230)
 - Wissenschaftsvermittlung (2110)

Etablierung und Umsetzungen

In allen Befragungen wurde deutlich, dass Enhanced Publications bisher kaum das wissenschaftliche Publikationswesen

erreicht haben. Es gibt hauptsächlich **Umsetzungen** auf Projektebene bzw. experimenteller Natur (2023). Das PDF ist derzeit nach wie vor die beim elektronischen Publizieren etablierte Form (1229). Erweiterte **PDF-Formate** können unter Umständen bereits zu den Enhanced Publications gezählt werden (3157, 3159). Die Überlegungen der **Anbieter von Publikationsplattformen**, wie sie die Bandbreite und die Möglichkeiten des digitalen Publizierens besser adressieren können, um die damit verbundenen Mehrwerte stärker zu nutzen, können auch das PDF als eine Ausgabeform miteinbeziehen (663), beispielsweise als Grundlage einer für die Langzeitarchivierung optimierten Fassung (1975, vgl. auch unten).

Als **Best-Practice-Beispiel** für eine erweiterte Publikation wird die digitale Variante des Buchs “Planned Obsolescence” von Kathleen Fitzpatrick benannt (1629). Diese Monografie wurde als eine Vorstufe zur eigentlichen Veröffentlichung online gestellt, um ein **Open-Peer-Review** zu ermöglichen (1629). Ein weiteres Beispiel ist der Sammelband “Debates in the Digital Humanities”, der eine Reihe von Funktionen des **Social Reading** enthält sowie eine weborientierte Navigation bietet (1630).

Anwendungen von Enhanced Publications sind derzeit eher in den **Naturwissenschaften** bekannt (245, 1891, 2021). Ein Beispiel ist die Publikation von Messdaten in der Astrophysik (1219). In dieser und ähnlich arbeitenden Disziplinen wurde demnach die Idee der “Single-State-Publication” von verknüpften Datenpublikationen abgelöst (1219). Man kann davon ausgehen, dass der Einfluss von digitalen Technologien auf Fachwissenschaften zu Spezialisierungen (beispielsweise der Computerlinguistik) führt, die durch einen höheren Anteil an multimedialen und vernetzten Publikationen gekennzeichnet sind (1295). Auf der Konzeptebene sind Enhanced Publications allerdings disziplinenübergreifend vergleichbar (3295).

Konkreter werden die Anwendungsfälle für Disziplinen benannt, die **digitalisierte physische Forschungsobjekte** bzw. Quellen als Bezugsgrundlage haben (2023). Diese können gerade in den Geisteswissenschaften durchaus identisch mit den jeweiligen Forschungsdaten sein. So wurden Manuskripte als Hauptform geisteswissenschaftlicher Forschungsdaten benannt (2021). Hier sind Verfahren einer Vernetzung von Objektdigitalisat und den auf dieses bezugnehmenden Texten durchaus etabliert (727). Allerdings ist es nicht klar, wie weit diese Vernetzung in der Umsetzung reicht (1229). Möglich ist jedenfalls die Erstellung von **mehrdimensionalen Objektnetzwerken** (2023) oder auch die Integration von Quellen in die Publikationen zum Beispiel in der Philologie oder in historischen Fächern (2109).

Es wird zudem ein Beispiel aus dem **Museumsbereich** erwähnt, bei dem per Audioguide der reale Weg durch eine Ausstellung aufgezeichnet und dem Besucher als Dokumentation zur Verfügung gestellt wird (2020). In diesem Fall ist die aktive Datenerhebung direkt in einen Interaktionsprozess mit Forschungs- bzw. Betrachtungsobjekten eingebunden.

Mögliche weitere Anwendungsfälle für Erweiterungen sind Bibliografen, Editionen, Lexika, Lehrbücher und Werkverzeichnisse (1413, 1444, 1515), also Publikationsformen, die weniger auf den wissenschaftlichen Diskurse und mehr entweder auf die **Materialvermittlung**, unter anderem auch von Forschungsdaten oder die Synopse etablierten Wissens ausgerichtet sind. Auch für Ausstellungskataloge kommen Enhancements und entsprechende Plattformen, beispielsweise virtuelle Forschungsumgebungen in Frage (1864). Besonders in den Digital Humanities sind erweiterte **digitale Editionen** ein wichtiges Thema (1515, 2373). In den Geisteswissenschaften spielen Enhancements zudem dort eine Rolle, wo es Visualisierungen gibt, beispielsweise als Geomapping (1891, 1892).

Auf der Ebene der Textstrukturen ist das **XML-Format** ein de facto standard, da es sehr flexibel Erweiterungen und Einbettungen zulässt (1475). Es gilt auch als Basis für Alternativen zum PDF-Format (1475). Eine interessante Perspektive stammt aus der Musikwissenschaft, in der MEI-Strukturdaten mit Audioaufnahmen verknüpft werden können (2772). Hier überlegt man angesichts dieser Möglichkeit, gezielt Einspielungen vorzunehmen (2772).

Als weiterer und bisher vor allem für die tatsächliche Erprobung entsprechender Enhancements in Frage kommender Bereich ist das **E-Learning** (813). Weiterhin wird die Idee angesprochen, Enhancements gezielt zur Popularisierung, also zur Vermittlung geisteswissenschaftlicher Inhalte zu benutzen (2110, 2373). Anwendungsfälle sind Multimedia-Dokumente beispielsweise aus der Oral History oder in Überblicksportalen zu bestimmten Themen (2210, 2373).

Unklar ist bislang wie sich **Kostenmodelle** für Enhanced Publications gestalten. Es gibt durchaus die Position, dass diese Publikationsformen im Ergebnis nicht viel mehr Kosten aufwenden als die Drucklegung einer Veröffentlichung (888).

Kritik und Probleme

Enhanced Publications werden nicht zwangsläufig als Format der Zukunft angesehen (373, 2087, 2204). Es gibt die Feststellung, dass **zu viele Erweiterungen störend** wirken (373). So können etwa Bilder den Textfluss zu sehr brechen (373). Insgesamt ist abzuklären, wie viel Enhancement bzw. Dynamik den Leserinnen und Leser für das jeweilige Nutzungsszenario sinnvoll erscheint (380, 1132). Es wird die Gefahr gesehen, sich in "Spielereien" zu verlieren (622), zudem droht durch eine **Überbetonung der Form**, dass der Inhalt in den Hintergrund gedrängt wird (825). Diese Kritikpunkte könnten eine Ursache für die ausbleibende Nutzung entsprechender digitaltechnischer Möglichkeiten sein (2357). Generell wünscht man sich in Bezug auf Erweiterungen die Bereitschaft zur **Selektivität** (380). Dass etwas technisch oder theoretisch möglich ist, bedeutet nicht zwingend, dass es auch praktisch sinnvoll ist (1132, 1133).

Bisher, so wird betont, haben sich die **Experimente** im Bereich der multimedialen Anreicherung nicht als nachhaltig erwiesen (2087). Das könnte auch darin liegen, dass es bisher nicht gelang, eine relevante bzw. **"kritische" Menge** solcher Publikationen zu erzeugen, die für die Akzeptanz notwendig ist (2204). Zudem werden die technischen Hürden als hoch eingeschätzt (3394).

Die **Größe und Komplexität** von Enhanced Publications bzw. Compound Objects können sehr umfangreich werden (618). Daher liegt ein weiteres Risiko bei aus verbundenen Objekten zusammengesetzten Publikationen im **möglichen Verlust** einzelner an- oder eingebundener Publikationsteile und möglicherweise entstehenden Lücken (49, 966).

Lücken können auch aufgrund **rechtlicher Beschränkungen** entstehen, wenn die Abbildung einzelner von für den Forschungsprozess relevanten Komponenten, z.B. multimedialer Belege, aus urheber- oder datenschutzrechtlichen Gründen nicht möglich ist (49, 609).

Ebenfalls zu lösen bleibt die Frage nach dem passenden **Kommunikationskanal und der Hostinglösung**. Man muss beispielsweise abwägen, ob ein Publikationsobjekt auf einem Repositorium, also fixiert, oder in einer Virtuellen Forschungsumgebung bzw. einer ähnlichen Infrastruktur, also direkt be- und verarbeitbar, besser aufgehoben ist (618). Sinnvoll scheint, diese Objekte möglichst wissenschaftsnah zu halten (618).

Wenn Infrastruktureinrichtungen nicht mit den Autorinnen und Autoren kooperieren, sondern möglicherweise eigene technische Lösungen entwickeln, sind diese vielleicht formal funktional, entsprechen aber nicht den **Ansprüchen der Zielgruppe** und werden nicht angenommen (638). Insgesamt erweist sich das **Fehlen von Standards** und übergreifenden Konzepten für den Umgang mit nicht-textuellen bzw. multimedialen Materialien als bremsend (966, 1014).

Fachkulturelle Hürden zeigen sich auch bei der Akzeptanz bestimmter Darstellungsformen bzw. bereits der Terminologie: "Enhanced Publication" gilt teilweise als "Buzzword" und wird daher per se abgelehnt (2597). Dass dynamische und angereicherte Formen ein Trend in den Geisteswissenschaften sind, wird eher nicht gesehen (1412). Die Potenziale beispielsweise des XML-Formats sind teilweise innerhalb der Geisteswissenschaften unbekannt (1515). Sind sie zu innovativ, werden sie als wenig seriös eingeschätzt (857). Teilweise fehlt auch ein Verständnis für die Anforderungen und Strukturen von erweiterten Publikationen. Die Idee der Enhanced Publication ist kaum verbreitet, da **Musternwendungen fehlen** (2301), zumal viele Autorinnen und Autoren wenig Erfahrungen mit diesen Technologien aufweisen (3340).

Man geht jedoch teilweise davon aus, dass sich dieses Verständnis mit den nachfolgenden **Wissenschaftsgenerationen** ändert (1295). Unklar ist allerdings, ob die Nachwuchswissenschaftler tatsächlich anders publizieren werden, da ihre Ausbildung und Karriere meist unter traditionellen Kreditierungsbedingungen erfolgt (2300, 2321). Zudem lassen sich **Vermittlungslücken in der Lehre** feststellen (2321).

Eine zentrale Herausforderung besteht darin, dass Erweiterungen und Anreicherungen bisher kaum von den Communities zitiert, evaluiert bzw. **als wissenschaftliche Leistung anerkannt** werden (2137). Hierfür fehlen bisher sowohl Best-Practice-Beispiele als auch fachkulturelle Standards (2300). So ist offen, welchen wissenschaftlichen Wert eine Anreicherung haben kann (2138). Praktisch wäre also differenziert zu ermitteln, welchen Stellenwert eine Anreicherung im jeweiligen Publikationszusammenhang einnimmt (2140).

Eine sehr große Herausforderung liegt schließlich im Bereich der **Langzeitarchivierung** (1070, 1229, 1975, 2876). Bereits für eine mittelfristige Pflege solcher Angebote gibt es Unklarheiten hinsichtlich der Zuständigkeiten (2204). Für PDF-Dokumente wird die Möglichkeit einer physischen Archivierung per Ausdruck erwähnt (1975). Es besteht aber bisher weder ein Konsens darüber, wie lange diese Forschungsdaten und Publikationen zu Forschungsvorhaben vorgehalten werden sollen noch wie diese Vorhaltung technisch umgesetzt werden kann (909). Noch komplexer wird die Angelegenheit, wenn der Anspruch besteht, auch die Enhancements, also bestimmte Dienste, Funktionen

oder Darstellungsweisen zeitlich persistent vorzuhalten (909). Dies ist für die Betreiber der entsprechenden Plattformen sehr aufwendig (2204). Hier sind, so wird betont, **Standards und stabile Archivierungsformate** notwendig (1070).

Aufgaben

Als ein wesentliches Kriterium für die Entwicklung erweiterter digitaler Publikationen wird die **Zweckmäßigkeit** angesehen. Ausschlaggebend bei der Entwicklung sind die Funktionen, die die Nutzenden tatsächlich benötigen (1132). Daraus läßt sich ableiten, dass entsprechende Bedarfe zunächst einmal ermittelt werden müssen.

Allgemein läßt sich festhalten, dass man bei der konkreten Umsetzung die Herausforderung bzw. Notwendigkeit derzeit vor allem sieht, **Forschungsdaten** mit den sie beschreibenden Publikationen zu verknüpfen (622). Die Aspekte Interaktion und Innovation für digitale Publikationen erscheinen dagegen nachgeordnet (622).

Weiterhin wird ein Bedarf für **Best-Practice- bzw. Musteranwendungen** geäußert (2300, 2301). Andere Maßnahmen zur weiteren Etablierung und Entwicklung von Enhanced-Publication-Standards liegen im Bereich der **Weiterbildung** und der Förderung entsprechender Projekte (2312). Die Standards selbst sollten ebenso wie die Basis beispielsweise automatisierbarer Verfahren durch die Infrastrukturanbieter zur Verfügung gestellt bzw. vermittelt werden (2903).

Eine **Aufgabe für Bibliotheken** ist es, die digitalen Textstrukturen wie beispielsweise semantische Netze strukturell zu verstehen und zu beherrschen (79). Weiterhin gibt es auch Fälle, in denen die Bibliothek als Initiator von Projekten in diesem Bereich aktiv wurde, so am MPIWG (2023), was durchaus Vorbildwirkung haben könnte.

Auch müssen bei technisch anspruchsvollen Publikationsformen Infrastruktureinrichtungen direkt **mit den Autoren zusammenarbeiten** (638). Autorinnen und Autoren sollten befähigt werden, Anreicherungen selbst vornehmen und koordinieren zu können (2720, 2721). Für Anreicherungen selbst ließen sich folglich Autorschaften angeben. Die dafür notwendigen technologischen Lösungen sollten ihnen von den Infrastruktureinrichtungen zur Verfügung gestellt werden (3364).

Es wird der Bedarf nach **Beratungs- und anderen Dienstleistungen** für den Umgang mit nicht-klassischen Publikationsformen geäußert (326). Explizit wird ein "Kompetenzzentrum für digitales Publizieren und [den] Umgang mit Forschungsdaten" ins Spiel gebracht (326).

Informationsinfrastruktureinrichtungen finden sich dort erwähnt, wo das dynamische Publizieren besonders auf die Vernetzung von und mit Forschungsdaten und mögliche Nachnutzungen ausgerichtet ist (1444). Besonders wenn sich dies mit erschließenden Tätigkeiten vermischt, sind Bibliotheken und Repositorien angesprochen (2721). Dies wird zudem dann deutlich, wenn es um die Nachnutzung von Datenpublikationen geht. Dafür erweist sich **Open Access** als sinnvoll und notwendig (685). Dabei könnte also auf in diesen Einrichtungen vorhandene Expertise und Infrastruktur zurückgegriffen werden.

Das wissenschaftliche Publizieren wird nicht allein als Infrastrukturaufgabe gesehen, sondern könnte auch von Akteuren außerhalb des Wissenschaftsbetriebes übernommen werden (1961). Inwieweit **Verlage** den großen Aufwand der Entwicklung von Enhanced Publications bei einem zugleich schwer abzuschätzenden Absatzmarkt auf sich nehmen, ist unklar (1463). Entsprechende Aktivitäten der Verlage sind in Anfängen zu beobachten (2034). Aufgrund ihrer Expertise kommen sie vor allem als Kooperationspartner in Frage (1463).

Erwartungsgemäß werden die Bibliotheken und Repositorien im Bereich der **Langzeitarchivierung und Persistenzsicherung** erwähnt (1070, 2721, 3364). Sie könnten als Minimallösung vereinfachte bzw. vereinheitlichte Formen der vernetzten Publikationen bewahren (1070). Als Ansatz wird das DjVu-Format erwähnt, das dem PDF ähnelt, die einzelnen Teile aber auf verschiedenen Ebenen getrennt aufbewahrt (1229). Eine andere Möglichkeit wäre es, leichter archivierbare Substrate der Publikationen als Dokumentation zu bewahren (1070). Für die Software-Archivierung gelten diese Herausforderungen ebenfalls (1975). Dass sie auch die vernetzten Publikationen dauerhaft bewahren können, wird skeptisch gesehen (1070). Der technische Betrieb, also das Hosting, liegt jedoch auch perspektivisch der Verantwortung der Bibliotheken und Infrastruktureinrichtungen (2721).

Fazit

Zusammenfassend läßt sich festhalten, dass Enhanced Publications konzeptionell bekannt sind, praktisch bisher weitgehend nur als Experimente umgesetzt und noch keineswegs etabliert sind sowie eine Reihe von Anforderungen an Wissenschaft und Infrastruktureinrichtungen herangetragen werden. Die **Potenziale solcher Publikationsformen** und generell der digitalen Transformation der wissenschaftlichen Forschung und Kommunikation werden aber perspektivisch zu einem wachsenden Anteil von Vernetzungen, Erweiterungen und Anreicherungen von Publikationen

führen. Daher ist es sowohl für die Wissenschaftsgemeinschaften wie auch für die Infrastrukturanbieter notwendig, diese Entwicklung zu verstehen, zu beobachten und zu gestalten.

(Berlin, 01.02.2016)

Fu-PusH Dossier: Geschäftsmodelle

2016-02-03

In den Fu-PusH-Dossiers werden die im Projekt erhobenen Forschungsdaten ausgewertet und zusammengefasst. Die Datengrundlage des vorliegenden Dossiers umfasst die 180 Statements, die mit dem Tag *Geschäftsmodelle* gefiltert wurden.

Kernaussagen

- Traditionelle Geschäftsmodelle (z.B. Subskriptionsmodell, Druckkostenzuschuss) des wissenschaftlichen Publizierens in den Geisteswissenschaften gelten als dysfunktional.
- Es bestehen große Unklarheiten bezüglich geeigneter Geschäftsmodelle, allerdings werden die größten Potenziale im Open-Access-Publizieren gesehen.
- Geisteswissenschaftliches Publizieren unterscheidet sich von anderen Wissenschaftsbereichen durch signifikant geringere Endpreise und Gewinnmargen.
- Die Publikationskosten sollten nicht Bestandteil der Forschungskosten sein, sondern als Infrastrukturkosten angesehen werden.
- Eine Modularisierung von Publikationsdienstleistungen sollte angeboten bzw. nachgefragt werden.
- Aus Autorensicht sind Reputationsgewinne von größerer Bedeutung als ökonomische Gewinne.
- Die Autorenrechte sollten gestärkt werden und die Übertragung ausschließlicher Nutzungsrechte nicht den Normalfall darstellen.
- Mit Hilfe des Steuerzahlerargumentes wird für eine Open-Access-Kultur geworben.
- Die teilweise Umlegung des Erwerbungssetats von Bibliotheken auf die Förderung von Open-Access-Publikationen wird als sinnvoll bewertet.
- Die flächendeckende Etablierung von Open-Access-Publikationsfonds wird empfohlen.

Auswertung

Ökonomische Aspekte des wissenschaftlichen Publizierens

Generell bestehen große **Unsicherheiten und Unklarheiten** in welche Richtung sich die Finanzierungsmodelle beim geisteswissenschaftlichen Publizieren, einschließlich Open-Access-Strategien bewegen werden (298). Es wird auch nach einem **„Dritten Weg“** neben Subskriptionsmodell und Open-Access-Modell gefragt, wobei auf die potenzielle Rolle von weiteren Akteuren wie **Stiftungen oder Vereine** hingewiesen wird (300).

Der Normalfall beim wissenschaftlichen Publizieren ist, dass die Autorinnen und Autoren im Sinne einer **Buy-Out-Klausel** ihre ausschließlichen Nutzungsrechte an einen Verlag abtreten (162, 696). Dieser ist dann verantwortlich für die Produktion, Verbreitung und Verwertung der Veröffentlichung. Diese Praxis wird in den Geisteswissenschaften kaum hinterfragt (162). Auf der anderen Seite gilt als unstrittig, dass Autorinnen und Autoren kein Interesse daran haben können (696, 701). Insbesondere bei Forschungsdatenpublikationen wird nachdrücklich empfohlen, die **Abtretung ausschließlicher Nutzungsrechte** zu vermeiden (701).

Das Charakteristische bei digitalen Publikationen sind die **„zero marginal costs“** von weiteren Kopien (1881). Stückkosten wie bei gedruckten Publikationen fallen nicht an. Dies ermöglicht vor allem **neuen Akteuren**, ins Publikationsgeschäft einzusteigen. So wird vorgeschlagen, dass Geschäftsmodelle auf einer **Mitgliedschaft** basieren könnten beispielsweise im Rahmen von Fachgesellschaften, um etwa durch Beiträge eine Zeitschrift zu finanzieren (1837).

Aus ökonomischer Sicht wird argumentiert, dass zumindest bestimmte Prozesse (z.B. Enhanced Publishing, Tie-

fenerschließung, Langzeitverfügbarkeit) weniger durch Anreizsysteme für Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler realisiert werden können als vielmehr durch industrialisierte **Economies of Scale** und **Economies of Scope** (1959).

Da Bibliotheken Hauptabnehmer wissenschaftlicher Publikationen sind, verfolgen einige Wissenschaftsverlage eine klare und **einseitige Distributionsstrategie**, bei der ihre Produkte nur noch von Bibliotheken, aber nicht oder kaum mehr direkt vom Endverbraucher erworben werden können (30, 1857).

Man geht davon aus, dass **kommerzielle Verlage** auch vorrangig kommerzielle Interessen vertreten (591). Den Wissenschaftsverlagen wird vorgeworfen, dass sie an etablierten und von ihnen kontrollierten **Produktions- und Distributionsprozessen** festhalten, nicht zuletzt da der Druck seitens des Wissenschaftsbetriebes noch nicht hoch genug erscheint (1198). Zugleich wird Wissenschaftsverlagen empfohlen, Open-Access-Geschäftsmodelle zu entwickeln, um zukunftsfähig zu bleiben (639, 1192, 1198).

Open-Access-Geschäftsmodelle

Das **Subskriptionsmodell** wird weitgehend als ein Auslaufmodell betrachtet, das Open-Access-Geschäftsmodell dagegen für zukunftsfähig gehalten (42, 63, 1055, 1192, 1212, 1213, 1214). Grundsätzlich lassen sich zwei Alternativen für **Open-Access-Geschäftsmodelle** identifizieren. Zum einen kann der Publikationsprozess innerhalb des Wissenschaftsbetriebes stattfinden und zum anderen durch kommerzielle Verlage mit geeigneten Strategien (43).

Erfahrungen in Großbritannien zeigen, dass **Green Open Access** (Parallelveröffentlichung) nicht der adequate Weg zu hochwertigen wissenschaftlichen Publikationen ist, sondern eher **Gold Open Access** (Erstveröffentlichung beim Verlag mit Gebühren) (630). Der Grund dafür dürfte sein, dass beim Gold Open Access die Formalisierungsschritte inklusive Peer Review beibehalten werden. Gleichwohl wird Verlagen empfohlen beide Geschäftsmodelle weiter zu verfolgen (1358). Für Verlage bedeutet dies vermutlich, dass sie auf ein exklusives Verwertungsrecht verzichten und den Autorinnen und Autoren von vornherein eine Zweitverwertung ermöglichen sollten.

Ein konkret vorgeschlagenes Geschäftsmodell sieht vor, dass ein kommerzieller Verlag Open-Access-Publikationen anbietet, dabei jedoch **Nutzungsrechte für Zusatzpublikationen und -dienste** erhält wie beispielsweise einen kostenpflichtigen Sonderband mit ästhetisch ansprechenden Replikationen (787).

Neue Open-Access-Geschäftsmodelle werden u.a. von einigen **Universtätsverlagen** verfolgt (162, 301). Hierbei werden mehrschichtige Finanzierungsansätze etwa die Kombination von Autorengebühren und Einnahmen über Zusatzdienste wie Print-on-Demand oder E-PUB-Angebote eingesetzt (301).

Als **Best-Practice-Beispiele** für Open-Access-Geschäftsmodelle werden die "Public Library of Science" (PLOS) genannt (46) sowie im Bereich von Open-Access-Monografien und -Sammelbänden der linguistische Verlag "Language Science Press" (841).

Dass **zu hohe Autorengebühren** bei Open-Access-Publikationen diesem Geschäftsmodell schaden könnten, wird durchaus als Gefahr gesehen, zumal die Kosten indirekt über die jeweilige Forschungseinrichtung ebenfalls aus öffentlichen Mitteln übernommen werden (629).

Zudem wird darauf hingewiesen, dass auch **Hybridpublikationen** bzw. digitale Parallel- oder Zweitveröffentlichungen von Printpublikationen auf Repositorien zum Teil **doppelte Kosten** verursachen können, die unter Umständen mit öffentlichen Geldern finanziert werden müssen (974).

Nachteile werden beim Gold Open Access für die **Bibliotheken** erwartet (1429). In jedem Falle begünstigen Open-Access-Geschäftsmodelle die **Nutzerinnen und Nutzer**, weshalb davon ausgegangen wird, dass sich diese Strategien für das wissenschaftliche Publizieren weiter durchsetzen werden (1426).

Besonderheiten in den Geisteswissenschaften

Die **Kostenfrage** stellt sich in den Geisteswissenschaften weniger kritisch als beispielsweise in den Naturwissenschaften (1423). Beim geisteswissenschaftlichen Publizieren scheint der Grüne Weg stärker als der Goldene Weg ausgeprägt zu sein (1424, 1427). Aber auch der Anteil des Gold Open Access nimmt zu, wobei darauf hingewiesen wird, dass hierbei lediglich eine **Umlagerung der Finanzströme** von der Subskription durch Bibliotheken auf die Gebühr durch die Autorinnen und Autoren vorgenommen wird (1425). Folglich wird darin auch keine eigentliche Lösung für die **Zeitschriftenkrise** (hohe Subskriptionskosten durch Monopolstellung der Verlage und Erwerbspflicht der Bibliotheken) gesehen (1428).

Da **Gewinnmargen** beim Publizieren in den Geisteswissenschaften signifikant geringer und nicht vergleichbar mit denen in den Naturwissenschaften sind, wird hier auch nicht zwingend die gleiche Lösung erwartet, sprich die Transformation zu Article-Processing-Charges (298, 299, 491, 1433, 1830, 1833).

Die Unterschiede zwischen Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften bestehen bei den Zeitschriften auch darin, dass es bei letzteren eine höhere Zahl von **Individualabonnenten** gibt, weshalb die Verlage vergleichsweise geringe Preise veranschlagen können bzw. müssen (2029). Bei den Monografien zeichnet sich das geisteswissenschaftliche Publizieren im Vergleich mit den Naturwissenschaften durch eine **geringe Auflagenhöhe** und die Praxis der **Druckkostenzuschüsse** aus (2030).

Eine weitere Besonderheit besteht schließlich darin, dass einige geisteswissenschaftliche Verlage, insbesondere historisch oder kunsthistorisch orientierte neben dem akademischen Absatzmarkt zugleich auch einen viel breiteren **Publikumsmarkt** bedienen (864). Gerade in diesem auf den Absatz von mittleren bis höheren Auflagen gerichteten Bereich, bei dem Autorinnen und Autoren teilweise auch Honorare erwarten, scheint ein Open-Access-Modell schwer durchsetzbar.

Es wird die Gefahr gesehen, dass die Etablierung von **Author-Pays-Modellen** auch dazu führen könnte, dass sich nicht mehr alle Autorinnen und Autoren eine solche Veröffentlichungen leisten können, etwa wenn sie nicht direkt einer Forschungsinstitution angehören, welche die **Article-Processing-Charge** übernimmt (46, 491, 1109, 1831). Eine solche Nichtzugehörigkeit ist in den Geisteswissenschaften durchaus üblich. Der Zusammenhang zum prinzipiell ähnlich gelagerten Problem mit den Druckkostenzuschüssen wurde in den Interviews nicht thematisiert.

Rolle der Verlage

Das digitale Publizieren hat die Rolle des Verlages als Vermittler drastisch verändert (1212). Traditionell bieten kommerzielle Verlage ihr **Dienstleistungsspektrum** als ein Paket an, das sich jedoch auch in **unterschiedliche Komponenten** zerlegen ließe und in Kooperation mit verschiedenen Anbietern ausgehandelt werden könnte (183).

Als ein Entwicklungsfeld für Verlage wird daher vor allem der Bereich des Service angesehen, da es zur Zeit kaum möglich ist, einzelne **verlegerische Dienstleistungen auf Anfrage** in Anspruch zu nehmen (697). Verlagen wird viel mehr vorgeworfen, statt die Entwicklung neuer Publikationsdienstleistungen anzugehen, ihre Dienste sogar noch zu reduzieren und vor allem aus ihrem **Renomee Kapital** zu schlagen, was erwartungsgemäß nicht als **nachhaltige Entwicklung** empfunden wird (701).

Eine Alternative zu Wissenschaftsverlagen stellen in diesem Zusammenhang neue **Publikationsdienstleister** dar, die unter Umständen einzelne Services kombinierbar aus einem Portfolio anbieten (1313).

Für **Verlage** erscheint Gold Open Access mit kalkulierbaren Publikationsgebühren lukrativer als Lizenzierungsfragen mit Bibliothekskonsortien verhandeln zu müssen (1430).

Rolle der Autorinnen und Autoren

Viele Autorinnen und Autoren betreiben bereits **Self Archiving** im Sinne einer Parallel- bzw. Zweitpublikation etwa von Druckfahnen bzw. Autorenversionen, obwohl dieses Verfahren rechtlich fragwürdig erscheint (34). Andererseits wird auch wahrgenommen, dass Verlage kaum oder gar nicht gegen das Self Archiving vorgehen, es sei denn, es handelt sich dabei um Institutionen wie Bibliotheken (35).

Es wird betont, dass im Wissenschaftsbereich die ursprüngliche **Idee des Urheberrechtes** als ein Schutzrecht nicht greift, da Autorinnen und Autoren nicht vorrangig an einer kommerziellen Verwertung ihrer Veröffentlichungen interessiert sind, sondern an **wissenschaftlicher Reputation** und hochwertiger Qualität (36).

Da **Autorinnen und Autoren** in der Regel bereits qua Anstellung in Forschungseinrichtungen ein Gehalt beziehen, ist ihre Rolle kaum mit anderen Publikationsbereichen vergleichbar (1635). Für Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler geht es weniger um Einkünfte oder Tantiemen aus ihren Publikationen und da sie aus öffentlichen Geldern finanziert werden, wird das **Steuerzahlerargument** stark gemacht mit der Forderung, dass die Forschungsergebnisse auch weitestgehend der Öffentlichkeit zur Verfügung stehen sollten (1651).

Das Interesse der Autorinnen und Autoren liegt auf weiter Sichtbarkeit und Verfügbarkeit in ihren Fachgemeinschaften. Das digitale Publizieren bietet ihnen dafür neue und kostengünstigere Möglichkeiten. So ist es beispielsweise für Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftler günstiger, ihre Qualifikationsarbeit auf einem Repositorium zu veröffentlichen als bei einem Printverlag, der einen **Druckkostenzuschuss** fordert (170). In diesem Zusammenhang wird dafür plädiert, die Frage der Bezuschussung für Qualifikationsarbeiten politisch zu diskutieren und entsprechende Regelungen zu erarbeiten (510).

Für etablierte Autorinnen und Autoren erscheint zudem die **Option zur Zweitveröffentlichung** im Sinne von Green Open Access durchaus interessant und umsetzbar (975). So zeigen Erfahrungen, dass Verlage durchaus gestatten, zum Beispiel **Preprints** von einzelnen Kapiteln eines Buches zum Zwecke eines Feedbacks online zu stellen (1147).

Insofern wird Autorinnen und Autoren geraten, sich stärker bei Verlagsverträgen zu engagieren und sofern möglich ihr **Zweitveröffentlichungsrecht** wahrzunehmen (1352, 1947).

Einige Forschungseinrichtungen erlegen ihren Autorinnen und Autoren sogar die **Pflicht zur Zweitveröffentlichung** auf, in dem Sinne, dass zumindest eine elektronische Version ihrer Veröffentlichungen auf dem eigenen Repository hinterlegt werden muss, unabhängig davon, wo gegebenenfalls die Erstpublikation erscheint (1360, 1948).

Allgemein wird gefordert, dass die Autorinnen und Autoren selbst mehr **Verantwortung für Publikationsstrategien** übernehmen sollten (212). Es gibt freilich auch Autorinnen und Autoren, die einräumen, dass die gegenwärtigen, an kommerzielle Verlage gebundenen **Publikationsbedingungen** ihren eigenen Interessen nicht grundsätzlich widersprechen (1949).

Rolle der Förderinstitutionen

Von den Förderinstitutionen wird zum einen erwartet, dass im Zuge von Projektförderungen konkrete Angaben zur Finanzierung von Publikationen gemacht werden (559); zum anderen aber auch, dass sie Projekte finanzieren, die selbst **neue Geschäftsmodelle explorieren** (310).

Es wird darauf hingewiesen, dass die **Förderung von Open-Access-Geschäftsmodellen** vor allem von der DFG vorangetrieben wird, dagegen kaum von einzelnen Bundesländern oder der EU (105). Allgemein wird für sinnvoll erachtet, dass die Publikationskosten einschließlich der Kosten für die Langzeitarchivierung in der **Programmpauschale** berücksichtigt werden sollen (566, 1576).

Open Access gilt als unverzichtbarer Teil einer **Open Science bzw. Open Scholarship** (704). Daher sollten vor allem politische Rahmenbedingungen geschaffen werden, die eine Open-Access-Kultur fördern, nicht zu letzt um den Publikationsektor im internationalen Vergleich nicht zu verlieren (705).

Die **Open-Access-Pauschale der DFG** wird jedoch nicht als geeignet angesehen, um die in der Praxis oftmals stark variierenden Gebühren zu decken. Stattdessen wird vorgeschlagen, erst nach Ermittlung der Publikationskosten entsprechende Fördermittel zu beantragen (807).

In der Praxis fördern einige Infrastruktureinrichtungen bereits kostenpflichtige Open-Access-Publikationen mit Hilfe eines **Publikationsfonds** (613). Es wird empfohlen, dass alle Forschungseinrichtungen einen solchen Publikationsfond etablieren, der es Autorinnen und Autoren gestattet, auch in namhaften Zeitschriften zu publizieren (781).

Es wird betont, dass es ein allgemeines **Zweitveröffentlichungsrecht** für das wissenschaftliche Publizieren geben sollte (456). Es wird vorgeschlagen, dass die DFG ein Mandat zur **Abgabe von Zweitveröffentlichungen** etwa in der Verantwortung von Fachinformationsdiensten (FID) aufstellt (773). Bei Zeitschriften gibt es bereits Förderanreize zum digitalen bzw. hybriden Publizieren durch die DFG (1406). Auch Institutionen sollten ihre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zur Wahrnehmung von Zweitveröffentlichungsmöglichkeiten motivieren (1360, 1948).

Druckkostenzuschüsse für Verlage setzen einen Anreiz, möglichst viele Titel mit möglichst wenig Aufwand zu verlegen, weshalb die Qualitätssicherung oftmals erheblich leidet, insbesondere durch die **Einsparung von Fachlektoren** (1823). Es wird vorgeschlagen das gesamte Druckkostenzuschussystem auf Anbieter umzulagern, die nicht vorrangig gewinnorientiert arbeiten (1829).

Wissenschaftseigene Publikationsangebote werden meist **durch die Forschungseinrichtungen getragen** bzw. betrieben und basieren nicht auf selbsttragenden Geschäftsmodellen (1827). Dies gilt auch für die Übernahme der Article Processing Charges (APC) bei Author-Pays-Geschäftsmodellen (1828).

Die **Anschubfinanzierung der DFG** für elektronische Zeitschriften wird nicht als sehr nachhaltig empfunden, da es kaum möglich ist, innerhalb des Förderzeitraums funktionale Geschäftsmodelle aufzubauen (1836).

Es wird argumentiert, dass die freie **Wahl des Publikationsorgans** bei einem System unterlaufen wird, das auf Article Processing Charges oder Druckkostenzuschüssen beruht (1832). Stattdessen wird zum Beispiel vorgeschlagen, dass sich Autorinnen und Autoren mit ihren Inhalten bei Zeitschriften bewerben sollten und bei ausreichender Qualität auch angenommen werden. Die Finanzierung könnte dann über ein **Wettbewerbspool** erfolgen, deren Mittel nach bestimmten **Qualitätskriterien** vergeben werden (1834). Auf keinen Fall sollte es so sein, dass etwa eine hochwertige Dissertation nur darum nicht in einer Schriftenreihe erscheint, weil kein Druckkostenzuschuss beigebracht werden konnte (1838, 1839).

Rolle der Infrastruktureinrichtungen

Die DFG fördert Open-Access-Publikationsfonds mit der Erwartung, dass diese Kosten später über die **Erwerbungs-**

etats der Bibliotheken mitfinanziert werden. Prinzipiell wird dies als der richtige Weg angesehen, da die traditionelle Aufgabe des Erwerbs von Publikationen mit der **Unterstützung von Open-Access-Publikationen** ebenfalls gewährleistet wird (44).

Die **Erwerbungspolitik der Bibliotheken** könnte sich durch Gold Open Access dahingehend verändern, dass sich stärker am Bedarf der Wissenschaft orientiert wird (1431). Allerdings wird damit auch die Koordination des Bestandaufbaus bzw. die vorausschauende Subskription für Bibliotheken schwieriger (1432). Allgemein wird die anteilige **Umlagerung des Etats** von der Subskription zur Open-Access-Finanzierung als sinnvoll angesehen (1577, 1578).

Die aus Sicht der Wissenschaft dysfunktionalen Geschäftsmodelle der kommerziellen Verlage stellen auch eine Motivation dar, neue **Universitäts- bzw. Hochschulverlage** zu gründen (1311). Einige Hochschulverlage basieren auf anderen Finanzierungsmodellen, da sie nicht mehr einzelne Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler verlegen, sondern **Publikationsaktivitäten ganzer Forschungsprojekte** betreuen (1224). Dies geschieht oftmals hybrid und in Zusammenarbeit mit Infrastruktureinrichtungen, so dass in der Regel eine digitale Version aller Publikationen auf einem hochschuleigenen Repository Open Access zur Verfügung gestellt wird (1307).

Es wird für sinnvoll erachtet, dass dort, wo Forschungseinrichtungen Open-Access-Publikationsmöglichkeiten anbieten, auch entsprechende dauerhafte **Personalstellen** eingerichtet werden (840).

Außerdem wird empfohlen die Entwicklung von Infrastrukturen am jeweiligen Nutzerbedarf zu orientieren. So wird beispielsweise die vorrangig auf öffentliche Bibliotheken ausgerichtete "Onleihe" dahin gehend kritisiert, dass hierbei ein **altes Geschäftsmodell mit neuen Medien** weiterverfolgt und auf diese Weise die Potenziale des Digitalen negiert werden (1216).

Fazit

Zusammenfassend lässt sich ein hohes Maß an Unsicherheit hinsichtlich nachhaltiger und zukunftsfähiger Geschäftsmodelle ausmachen. Die Präferenz liegt für digitale Publikationen im Bereich Open Access. Eine große Rolle bei der Nutzung digitaler Publikationen spielen die Spezifika des geisteswissenschaftlichen Publikationswesens. So haben etwa die Einflussfaktoren wie Publikationskosten und -geschwindigkeit in den Geisteswissenschaften ein geringeres Gewicht als beispielsweise in den Naturwissenschaften. Zugleich sind die Fördervolumen deutlich geringer, was andere Lösungen für Finanzierungsmodelle sinnvoll erscheinen lässt. Als eine vielversprechende Möglichkeit wird die Umlagerung der bisher üblichen Druckkostenzuschüsse und Subskriptionsetats auf die Finanzierung von Open-Access-Publikationen angesehen. Wenn ein Umstieg auf alternative und auf Open Access basierende Publikationsstrukturen von Wissenschaftspolitik und -förderung gewünscht wird, ist es notwendig, ausreichende Ressourcen nicht nur für Projektzeiträume, sondern für einen dauerhaften Betrieb bereitzustellen. Tatsächlich selbsttragende Geschäftsmodelle sind in diesem Bereich bislang kaum auszumachen.

(Berlin, 03.02.2016)

Fu-PusH Dossier: Autoren und Empfehlungen

2016-02-04

In den Fu-PusH-Dossiers werden die im Projekt erhobenen Forschungsdaten ausgewertet und zusammengefasst. Die Datengrundlage des vorliegenden Dossiers umfasst die 45 Statements, die mit sowohl mit *Autoren* als auch mit *Empfehlungen* gefiltert wurden.

Kernaussagen

- Autorinnen und Autoren sollten mit dem wissenschaftlichen Verlagswesen und alternativen Publikationsoptionen vertraut sein.
- Forschende sollten sich bewusst und möglichst frühzeitig im Forschungsprozess eine Publikationsstrategie erarbeiten.
- Autorinnen und Autoren sollten mehr Verantwortung bei der Aushandlung von Verlagsverträgen insbesondere bei der Rechteübertragung übernehmen.
- Das Open-Access-Publizieren wird empfohlen sowohl für Erstpublikationen (Gold Open Access) als auch für Zweitpublikationen (Green Open Access).
- Forschende sollte Infrastrukturanbieter als Partner im Forschungsprozess begreifen und ihre fachspezifischen Bedarfe klar formulieren.
- Autorinnen und Autoren sollten sich nicht an Publikationsformaten, sondern an der Funktion der Wissenschaftskommunikation orientieren.

Auswertung

Bereits am Anfang eines Projektes sollten sich Forschende darüber bewusst sein, wo und unter welchen **Bedingungen** sie ihre Publikationen veröffentlichen wollen (96, 1346, 3289).

Eine Publikationsstrategie bestimmt beispielsweise Formate und Publikationsziele. So werden etwa Hybridpublikationen empfohlen bzw. die Aushandlung von vergleichsweise kurzen Embargozeiten für Open-Access-Zweitveröffentlichungen (1352).

Es gibt eine starke Tendenz, den Autorinnen und Autoren in den Geisteswissenschaften das **Open-Access-Publizieren** zu empfehlen, insbesondere unter Verweis auf das Steuerzahlerargument und das Offenheitsprinzip (z.B. Transparenz, Nachnutzbarkeit) (95, 2794, 2859, 3064). Es wird zudem erwartet, dass eine kritische Masse von Open-Access-Publikationen bzw. das einfache **Onlinestellen** bereits veröffentlichter Werke den gesellschaftlichen Druck erhöht und den Gedanken einer Offenen Wissenschaft befördert (107). Auch wird allen Autorinnen und Autoren nachdrücklich empfohlen ihr **Zweitveröffentlichungsrecht** zu nutzen und zumindest eine elektronische Parallelpublikation auf einem Repositorium abzulegen (850).

Bestehende rechtliche Rahmenbedingungen lassen durchaus noch Spielräume für die Autorinnen und Autoren offen, um ihre **Verlagsverträge** in ihrem Sinne zu verhandeln. Über diese Möglichkeiten sind sich nur wenige bewusst, weshalb diese auch nur selten konsequent genutzt werden (207, 235, 627, 1353). So gestatten Verlage oftmals durchaus die **Vorveröffentlichung** von Teilen eines Werkes (z.B. für Blogbeiträge oder Feedback in sozialen Netzwerken) (234, 2958).

In diesem Zusammenhang wird auch die Verantwortung für die Autorinnen und Autoren angesprochen, die im Zuge einer **Emanzipation von traditionellen Publikationsmodellen** besteht (212, 236). Dazu gehören nicht zuletzt Kenntnisse über die Funktionsweise des wissenschaftlichen Verlagswesens einschließlich des Open-Access-Publizierens (233, 2447, 3284), die bereits in der Ausbildung vermittelt werden sollten (236).

Bei **Kooperationen mit Infrastruktureinrichtungen** sollte von Autorensseite deutlich gemacht werden, dass Publikationskulturen auch innerhalb der Geisteswissenschaften sehr unterschiedlich ausgeprägt sein können, wobei die jeweiligen Bedarfe klar formuliert werden sollten (237, 238, 306, 768). Insbesondere sollte eine Kommunikation darüber stattfinden, wie neue **Technologien und Werkzeuge** in der Forschungspraxis Anwendung finden bzw. an welchen Stellen es gegebenenfalls einen Anpassungsbedarf gibt (305, 619). Das gilt vor allem im Zusammenhang mit erweiterten Publikationsformen (638). Auf der anderen Seite sollten auch die Forschenden über die **technologischen Möglichkeiten**, die von Infrastruktureinrichtungen bereits angeboten werden, informiert sein (755).

Ein stärkerer **Dialog zwischen Forschenden und Förderinstitutionen** bei der Entwicklung und Gestaltung von Publikationsstrukturen wird ebenfalls als sehr wichtig angesehen (310, 312).

Es wird darüber nachgedacht, das **Recht auf Publikationen** und damit die Publikationsmenge zu regulieren, um eine bessere Qualitätssicherung zu gewährleisten und auch die Kosten für Publikationen zu reduzieren (482). So wird etwa vorgeschlagen, dass mit öffentlichen Geldern geförderte Autorinnen und Autoren das Recht – gegebenenfalls auch die Pflicht – haben drei Aufsätze bzw. ein entsprechende Äquivalent pro Jahr zu veröffentlichen (482).

Die Autorinnen und Autoren übernehmen zunehmend Aufgaben, die traditionell bei den Verlagen lagen. So wird kritisiert, dass beispielsweise die **Layout-Erstellung** für Publikationen von Autorensseite erfolgt (2797). Es wird zudem gefordert, dass die **technologischen Hürden** beim digitalen Publizieren möglichst niedrig gehalten werden sollen (2322, 3365). Des Weiteren sollte der Aufwand einer detaillierten **Erschließung mit Metadaten** nicht von Autorensseite, sondern von den Infrastruktureinrichtungen übernommen werden (822, 3365).

Da im Zuge des Qualitätssicherungsverfahrens eine **Author-Response-Phase** als wichtig erscheint, sollten Autorinnen und Autoren einfordern, auf vorgenommene Gutachten auch noch eingehen und ihre Werke entsprechend überarbeiten zu können (854).

Vor allem werden Autorinnen und Autoren ermutigt, sich keine Zwangsvorgaben durch technische **Publikationsformate** diktieren lassen, sondern die Funktion der Wissenschaftskommunikation in den Vordergrund stellen. Zum Beispiel sollte frei entschieden werden können, auf welche Weise die Brücke zwischen Narrativ und Zusatzmaterialien im Sinne einer **Forschungsdatenintegration** jeweils hergestellt wird (976).

Perspektivisch wird Autorinnen und Autoren das **strukturelle Schreiben** mit Auszeichnungssprachen wie XML empfohlen, allerdings setzt dies auch entsprechende Infrastrukturen und Anwendungskompetenzen im Bereich des Enhanced Publishing voraus (94).

(Berlin, 04.02.2016)

Fu-PusH Dossier: Verlage und Empfehlungen

2016-02-08

In den Fu-PusH-Dossiers werden die im Projekt erhobenen Forschungsdaten ausgewertet und zusammengefasst. Die Datengrundlage des vorliegenden Dossiers umfasst die 36 Statements, die mit sowohl mit *Verlage* als auch mit *Empfehlungen* gefiltert wurden.

Auswertung

Empfehlungen für kommerzielle Verlage werden von vielen Befragten gar nicht erst ausgesprochen, da zumeist davon ausgegangen wird, dass deren **wirtschaftliche Interessen** deutlich schwerer wiegen als die Anforderungen, die von Seiten des Wissenschaftsbetriebes formuliert werden (475). Während im Printbereich schlicht empfohlen wird “gute Bücher” zu machen (2730), werden im Bereich des **elektronischen Publizierens** die Mehrwerte von kommerziellen Verlagen sogar generell in Frage gestellt (497).

Mit Nachdruck wird betont, dass Wissenschaftsverlage **neue Geschäftsmodelle** entwickeln sollten und Mehrwerte schaffen, die über das hinaus gehen, was die Autorinnen und Autoren bereits selbst leisten können bzw. müssen (2797).

Insbesondere wird empfohlen, dass sich Verlage auf den **Service-Bereich** konzentrieren und ihre traditionellen Kompetenzen wie Lektorat, Layout, Redaktionsworkflows oder Organisation des Peer Reviews als Dienstleistungen anbieten (1056).

Tragfähige Geschäftsmodelle werden in Zukunft vor allem im **Open-Access-Bereich** erwartet (639). Allgemein wird gefordert, dass Verlage innovative und **experimentelle Publikationsszenarien** erproben (787, 1198).

Es wird für denkbar gehalten, dass an der Entwicklung von **alternativen Publikationsplattformen** auch kommerzielle Verlage beteiligt sein könnten (2964). Generell sollten auch geisteswissenschaftliche Verlage bezüglich der **Informations- und Kommunikationstechnologie** auf dem neuesten Stand sein (1357).

Im Sinne einer Offenen Wissenschaft wird gefordert, dass Verlage den **Begutachtungsprozess** und die jeweiligen Bewertungskriterien transparent darstellen sollten (228). Ebenso wird erwartet, dass Verlage die jeweilige Auflagenhöhe bekannt geben (492).

Verlage sollten den Autorinnen und Autoren entgegenkommen, wenn diese Teile ihrer Publikationen **vorabveröffentlichen** möchten, etwa um ein Feedback aus der Community zu erhalten (234, 1353). Darüber hinaus wird als wünschenswert empfunden, dass Verlage prinzipiell Zweitveröffentlichungen gestatten (2958).

Es sollte eine **stärkere Kooperation** zwischen Verlagen, Infrastruktureinrichtungen und den Forschenden geben (308, 787). Insbesondere sollten kommerzielle Verlage sich stärker an den **Bedürfnissen von Forschungseinrichtungen** orientieren und ein besseres Verständnis über Hochschulstrukturen gewinnen (1356). In jedem Falle sollten sich Infrastruktureinrichtungen und Verlage nicht als Kokurrenz ansehen (1978).

Gleichwohl wird durchaus befürwortet, dass Infrastruktureinrichtungen selbst publizierend und verlegerisch tätig werden (2717). In diesem Zusammenhang wird vor allem die Rolle der **Reputation** betont, die Publikationsangebote aus dem bibliothekarischen bzw. infrastrukturellen Bereich erst aufbauen müssen (188).

Die Gründung von **Universitätsverlagen** wird allerdings eher skeptisch bewertet (511, 612). In jedem Falle sollten verlegerische Tätigkeiten im akademischen Bereich einem Bottom-up-Ansatz folgen, also aus **fachwissenschaftlichen Initiativen** entstehen (772, 803). Bestehende Universitätsverlage sollten sich fachlich profilieren und untereinander stärker kooperieren (805). In diesem Zusammenhang wird nachdrücklich betont, dass die Übernahme von verlegerischen Tätigkeiten mit einer Verstärkung **personeller Ressourcen** einhergehen muss (1314). Es wird dafür

geworben, dass Verlage nicht primär gewinnorientiert, sondern **kostentragend** arbeiten sollten (1861). Insgesamt wird die **Vielfalt der Verlagslandschaft** als erhaltenswertes Gut angesehen (511).

Historisch gesehen kam die Aufgabe der Bewahrung und Archivierung von Publikationen nicht den Verlagen selbst zu, sondern wurde vor allem von Bibliotheken übernommen. Daher besteht weitgehendes Einverständnis darüber, dass diese Herausforderung der digitalen **Langzeitarchivierung und -verfügbarkeit** ebenfalls nicht von kommerziellen Publikationsdienstleistern, sondern von öffentlich finanzierten Infrastruktureinrichtungen übernommen werden sollte (1057).

(Berlin, 08.02.2016)

Fu-PusH Dossier: Wissenschaftspolitik und Empfehlungen

2016-02-10

In den Fu-PusH-Dossiers werden die im Projekt erhobenen Forschungsdaten ausgewertet und zusammengefasst. Die Datengrundlage des vorliegenden Dossiers umfasst die 18 Statements, die mit sowohl mit *Wissenschaftspolitik* als auch mit *Empfehlungen* gefiltert wurden.

Auswertung

Die wissenschaftspolitische Ausrichtung hin zu einer **offenen Wissenschaft** findet prinzipiell breite Akzeptanz auch wenn für die Ausgestaltung ein weiterer Diskussionsbedarf erkennbar ist (1581, 2514). Vor allem das **Steuerzahlerargument**, welches besagt, dass mit öffentlichen Geldern finanzierte Forschungsergebnisse auch der Öffentlichkeit zur Verfügung stehen sollten, wird als überzeugend empfunden (93).

Es wird betont, dass **juristische Lösungen** wie beispielsweise die Einführung einer signifikanten Bildungs- und Wissenschaftsschranke des Urheberrechtes oder eine Liberalisierung des Zweitveröffentlichungsrechtes vergleichsweise lange Zeiträume beanspruchen, weshalb der **gesellschaftspolitische Druck** sowie das Engagement der Autorinnen und Autoren als gestaltende Kräfte eingeschätzt werden (107).

Inwieweit eine **Pflicht zur Zweitveröffentlichung** durchgesetzt werden sollte, wird unterschiedlich bewertet. Auf der einen Seite wird gefordert, diese Pflicht direkt in die Leistungsvereinbarungen bei öffentlichen wissenschaftlichen Beschäftigungsverhältnissen zu integrieren (797). Auf der anderen Seite sollte die **Publikationsfreiheit** gewahrt bleiben (231).

Die Wahrung der Publikationsfreiheit wird allerdings nicht im Widerspruch gesehen mit der wissenschaftspolitischen Förderung von **Open-Access-Publikationsstrategien**, da lediglich **positive Anreize** gesetzt werden sollen und von Sanktionen abgesehen werden soll (231).

Die derzeitige **Ausrichtung der DFG** hinsichtlich Open-Access-Förderungen wird von vielen Befragten begrüßt und oft sogar als sehr fortschrittlich empfunden (309, 353). Zum Teil wird auch gefordert, dass sich Förderinstitutionen noch stärker um **verbindliche Richtlinien** bemühen sollten beispielsweise bezüglich der Themen Open Access oder rechtlicher Rahmenbedingungen (558, 559, 2734, 2972). Allerdings wird auch davor gewarnt, die **Freiheit der Forschung** einzuschränken und bestimmte Wissenschaftsformen erzwingen zu wollen (3282).

Es wird zu bedenken gegeben, dass wissenschaftspolitische Förderungen von Publikationsstrategien nicht nur von der Produktionsseite, sondern auch von der Einbettung in die Fach-Communities betrachtet werden sollten, insbesondere die zunehmende **Publikationsflut** wird hier als Herausforderung benannt (478).

Ein Kritikpunkt betrifft das **kompetitive Wissenschaftssystem** als solches, dass sich sehr stark an **quantifizierbaren Indikatoren** wie Publikationslisten oder Impact-Faktoren orientiert, aber insbesondere für die Grundlagenforschung ungeeignet erscheint (479).

Während die Bedeutung einer starken **Open-Access-Politik** von Seiten der Forschungseinrichtungen hervorgehoben wird (1050), wird auch ein Bedarf an **institutsübergreifenden Infrastrukturen** wie beispielsweise ein Netzwerk von Fachrepositorien artikuliert, für das sich die Wissenschaftspolitik einsetzen sollte (1862).

Für die Zukunft wird als wünschenswert angesehen, dass die **Rollen und Zuständigkeiten** der unterschiedlichen Akteure im Publikationsprozess, insbesondere von Verlagen, Infrastruktureinrichtungen sowie der öffentlichen Hand politisch ausgehandelt werden ohne dass dabei Konkurrenzverhältnisse entstehen (1987).

(Berlin, 10.02.2016)

Fu-PusH Dossier: Förderinstitutionen und Empfehlungen

2016-02-11

In den Fu-PusH-Dossiers werden die im Projekt erhobenen Forschungsdaten ausgewertet und zusammengefasst. Die Datengrundlage des vorliegenden Dossiers umfasst die 41 Statements, die mit sowohl mit *Förderinstitutionen* als auch mit *Empfehlungen* gefiltert wurden.

Auswertung

Prinzipiell wird anerkannt, dass den Förderinstitutionen im Bereich des geisteswissenschaftlichen Publizierens eine hohe wissenschaftspolitische Bedeutung zukommt (2594). Dies gilt insbesondere bei **Standardisierungsprozessen** (2734), bei der Etablierung bzw. Weiterentwicklung von projekt- bzw. institutionenübergreifenden Infrastrukturen (2799) sowie bei der Ausrichtung hin zu einer **offenen Wissenschaft**.

Die **Förderung von Open Access** wird sowohl im nationalen (z.B. DFG) als auch im europäischen Kontext (z.B. Horizon2020) als Leitlinie begrüßt (507, 558, 559, 911, 1581, 1984). Zum Teil wird sich auch dafür ausgesprochen, Open Access noch stärker und langfristiger zu fördern (2973, 2974, 3375) oder sogar als Bedingung vorzugeben (2972, 3064). Als wichtige förderpolitische Maßnahmen gelten vor allem die Etablierung von **Publikationsfonds** sowie die Deckelung von Publikationspauschalen im Zusammenhang mit Article Processing Charges (3255).

Vor allem die **Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG)** wird als eine Institution wahrgenommen, die sich aktiv um die Förderung einer offenen Wissenschaft bemüht und zugleich darauf bedacht ist, ihre Vorgaben nicht abgekoppelt von den Interessen der jeweiligen Fach-Communities zu treffen (309, 507, 1209). Der von der DFG besonders betonte Aspekt der **Nachhaltigkeit** beim wissenschaftlichen Publizieren, etwa bei der Langzeitarchivierung und -verfügbarkeit oder bei der Nachnutzung von Forschungsdaten und -infrastrukturen wird von den Befragten als wichtig und richtig angesehen (353, 2798). Auch die Vorgabe, dass es für jedes geförderte Projekt eine digitale Komponente geben muss, wird für sinnvoll erachtet (2324). Als Desiderat wird dagegen die **Unterstützung der zentralen Diskussionen** innerhalb einzelner Wissenschaftsbereiche formuliert (310, 311, 312, 2733).

Als eine Herausforderung wird die Zunahme des Publikationsaufkommens empfunden, die zum Teil auch durch **bestehende Anreizsysteme** mit verursacht wird, weshalb durchaus erwogen wird, diesem Phänomen förderpolitisch entgegen zu wirken (478).

Kritisch wird die Fokussierung der **Forschungsevaluation** auf quantitative Indikatoren eingeschätzt, da diese als ungeeignet gelten sowohl für die Grundlagenforschung als auch für viele genuin geisteswissenschaftliche Forschungsansätze (479, 2862).

Forschungs- und Infrastruktureinrichtungen spielen förderpolitisch eine große Rolle etwa bei der Etablierung offener Publikationsformen (3065) oder der Nutzung des **Zweitveröffentlichungsrechtes** (890). Allerdings sollte durch förderpolitische Maßnahmen weder die Verlagsvielfalt (511) noch die **Publikationsfreiheit** eingeschränkt werden (3211, 3282).

Bei der finanziellen Projektförderung wird die Möglichkeit einer flexibleren **Umwidmung der Mittel** als sinnvoll erachtet (509). Prinzipiell wird sich dafür ausgesprochen, dass die **Publikationskosten** als Teil der Programmpauschale aufgefasst werden sollten (566, 1576).

Beim wissenschaftlichen Publizieren wird auch die Förderung von **innovativen und experimentellen Ansätzen** wie beispielsweise im Bereich des Enhanced Publishing als wichtig angesehen (1464, 1465). In diesem Zusammenhang wird gefordert, dass **alternative Kommunikations- und Publikationsformen** (z.B. Blogs) sowohl bei der Kreditierung (2736) als auch bei den Publikationskosten stärker berücksichtigt werden (826).

Darüber hinaus sollten Förderinstitutionen auch Richtlinien vorgeben für den **Umgang mit Forschungsdaten**

und entsprechende Ressourcen bei der Projektbewilligung bereitstellen (823). Im Hinblick auf die Langzeitarchivierung und -verfügbarkeit wird betont, dass auch die **Dokumentation der Software** bzw. digitalen Werkzeuge als Richtlinie verankert werden sollte. Zudem erscheint es gerade für die Geisteswissenschaften unerlässlich, über den üblichen Zeitraum von 10 Jahren für die Bewahrung digitaler Publikationen hinaus zu denken (2329).

(Berlin, 11.02.2016)

Fu-PusH Dossier: Rechtsgrundlage

2016-02-18

In den Fu-PusH-Dossiers werden die im Projekt erhobenen Forschungsdaten ausgewertet und zusammengefasst. Die Datengrundlage des vorliegenden Dossiers umfasst die 192 Statements, die mit *Rechtsgrundlage* gefiltert wurden.

Kernaussagen

- Die zentralen Rechtsgebiete für das wissenschaftliche Publizieren sind das Urheberrecht (Publikationen) sowie das Datenschutzrecht (Forschungsdaten).
- Die geltenden urheberrechtlichen Regelungen werden als unzureichend für die Anforderungen einer digitalen Wissenschaft empfunden.
- Es besteht der Wunsch nach einer Stärkung der Nutzungsrechte an Publikationen bzw. Forschungsdaten durch Forschende, wobei die Notwendigkeit eines Interessenausgleiches zwischen allen Beteiligten betont wird.
- Eine offene Wissenschaft im Sinne des Open-Access-Gedankens erfordert die Einbettung in einen verlässlichen Rechtsrahmen.
- Eine allgemeine Bildungs- und Wissenschaftsschranke des Urheberrechts wird zwar begrüßt, aber zugleich wird auf die damit einhergehende Privilegierung der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler hingewiesen.
- Forschende könnten bereits viel gewinnen, wenn sie kompetenter und konsequenter ihre Rechte wahrnehmen und wissenschaftsfreundlichere Autorenverträge aushandeln.
- Infrastruktureinrichtungen wie beispielsweise Bibliotheken sollten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern beim Aushandeln von Autorenverträgen aktiv unterstützen und insbesondere darauf hinweisen, dass die Übertragung ausschließlicher Nutzungsrechte an die Verlage den Interessen der Wissenschaft grundsätzlich entgegen steht.
- Lizenzmodelle wie Creative Commons werden als geeignetes Mittel zur Spezifizierung von Verwertungs- bzw. Nutzungsrechten für Forschende angesehen.
- Die empfohlene Creative-Commons-Lizenz ist für alle Publikationselemente, die dem wissenschaftlichen Anspruch an Nachvollziehbarkeit entsprechen sollen, die CC-BY-Lizenz; dagegen wird die CC-0-Lizenz für Norm- und Metadaten empfohlen.
- Die Veröffentlichung und Nachnutzung von Forschungsdaten ist ein zentrales Thema mit erheblichen rechtlichen Unsicherheiten sowohl hinsichtlich des Urheberrechts als auch des Datenschutzrechts.
- Ein großes Problem stellt die Verfügbarkeit von in Gedächtnisinstitutionen vorgehaltenen Forschungsmaterialien dar, für die Zugang, Digitalisierungsmöglichkeiten und vor allem die Nachnutzungsoptionen oft erheblich durch hausrechtliche Regelungen und institutionelle Urheberrechtsansprüche eingeschränkt werden.
- Die Handlungsfelder zeigen sich für Bibliotheken und Infrastrukturdienstleister vor allem in der Kompetenzvermittlung bei Rechtsfragen sowie beim Aufbau von wissenschaftsfreundlichen und zugleich rechtssicheren Publikationsinfrastrukturen.

Rechtliche Aspekte beim wissenschaftlichen Publizieren

Aktuelle Rechtsthemen

Mit der digitalen Transformation des wissenschaftlichen Publizierens ergeben sich eine Reihe neuer **Rechtsfragen**

und Unsicherheiten. Gerade bei der auf digitalen Möglichkeiten aufsetzenden Wissenschaft zeigt sich ein Spannungsfeld zwischen dem technisch Machbaren und dem rechtlich Zulässigen (487, 1650, 3031).

Digitalkulturelle Phänomene wie die Explizierung kollektiven Wissens oder Open Access können im bestehenden **Urheberrecht oftmals nicht zureichend** adressiert werden (1650, 2556). Vor seinem historischen Hintergrund gesehen wird das heutige Urheberrecht sogar als "absurd" bezeichnet (1655). Dies gilt umso mehr in der Wissenschaft, da das wissenschaftliche Publizieren selten den vom Urheberrecht ursprünglich geschützten Geschäftsmodellen folgt, die auf finanzielle Verwertung abheben (36, 1651). Insofern wird eine **Anpassung** von urheber- und verwertungsrechtlichen Regelungen eingefordert (702).

Insgesamt sind rechtliche Aspekte eines von drei benannten Handlungsfeldern (neben Formaten und Persistenz) zur Verbesserung der Rahmenbedingungen für digitale Forschung (1047). Die Klärung des Rechtsrahmens ist insofern notwendig, da in der digitalen Wissenschaft sowohl neue Publikationsformen als auch neue Nutzungspraxen anzutreffen sind (1981). Im Folgenden werden die wichtigsten **aktuellen Rechtsthemen** aus den Befragungen wiedergegeben:

- Lizenzierung (76, 218, 626, 939, 1676, 1981, 2410, 2431, 2432, 2752, 3237, 3240, 3345)
 - Creative Commons (218, 221, 550, 555, 796, 928, 937, 1087, 1653, 2263, 2410, 2574, 2586, 2828, 2878, 2931, 3241, 3243, 3306, 3313, 3322)
 - Fair Use (1085)
- Autorenverträge (40, 162, 207, 208, 626, 627, 702, 703, 754, 934, 1098, 1348, 1349, 1353, 2773, 2820, 3242)
- Zweitveröffentlichungsrecht (34, 35, 456, 606, 797, 834, 850, 890, 1624, 1643, 1720, 1948, 2467, 2501, 2585, 3240)
- Datenschutz (286, 607, 609, 795, 814, 845, 2578, 2829, 3212, 3216, 3313)
- Nutzungsrechte (340)
 - für Forschungsdaten (340, 928, 2826)
 - Übertragung (696, 697, 701, 702, 2784)
- Haus- und Nutzungsregeln von Gedächtnisinstitutionen (1767, 1768, 1769, 1770, 1771, 1772)
- Kompetenzvermittlung zu Rechtsfragen (208, 224, 225, 1086, 2574, 2878)
- Persönlichkeitsrecht (86, 88, 350, 795, 845, 1188)
- Allgemeine Bildungs- und Wissenschaftsschranke (107, 1085, 1086, 1646, 1648)
- Bildrechte (487, 728, 2445, 2498)
- Plagiarismus (552, 2639, 2768)
- Zitatrecht (350, 487, 2952, 2953)

- Rechteklärung (699, 728, 1047)
- Digitalisierung (2502, 2968)
- Embargofristen für Zweitveröffentlichung (820, 2845)
- Geschäftsbedingungen sozialer Netzwerke (3263, 3264)
- Nutzungsverträge (753, 754)
- Urheberpersönlichkeitsrecht (224, 1652)
- Authentizität und Integrität der Publikation (1652)
- Dienstwerke (38)
- Elektronische Leseplätze (52a UrhG) (14)
- Haftung (628)
- Leistungsschutzrecht für Digitalisate (89)
- Lizenzinformation als Metadatum (76)
- Markenrechte (bei einer Zeitschrift) (2831)
- Publikationsverträge bei Infrastrukturanbietern (99)
- Tonaufnahmen (2752)
- Filmaufnahmen (2953)

Autorinnen und Autoren

Betrachtet man die Kerninteressen wissenschaftlicher Autorinnen und Autoren, nämlich **Reputation, Qualität und Aufmerksamkeit**, so steht das Urheberrecht diesen unter Umständen sogar im **Weg** (36, 696, 1349, 1651, 2845). So wird gefordert, dass das bestimmte Geschäftsmodelle privilegierende Urheberrecht geändert werden sollte, wenn sich dadurch gesellschaftliche Nachteile ergeben (222, 702, 1651).

Eine wichtige Rolle spielt die **Aushandlung von Embargofristen**, nach deren Ablauf die Urheberinnen und

Urheber ihre Nutzungsrechte zurückerhalten (820). Allerdings gelten diese Fristenregelungen generell eher nicht als wissenschaftsfreundlich und werden mitunter auch prinzipiell abgelehnt (2845).

Auch wenn das geltende **Zweitveröffentlichungsrecht** als sehr restriktiv wahrgenommen wird (1624), bleibt die Empfehlung an die Autorinnen und Autoren ihr Zweitveröffentlichungsrecht zu nutzen (850, 2501). Umstritten ist dagegen die Forderung nach einer arbeitsvertraglich verankerten **Zweitveröffentlichungspflicht** (797, 834, 1643, 1948, 3240, 3321), wenngleich eine institutionelle Unterstützung der Wahrnehmung des Rechts an sich begrüßt wird (890).

Das Zweitveröffentlichungsrecht zeigt zugleich, dass es bereits **wissenschaftsfreundliche Schranken im Urheberrecht** gibt, die jedoch zum Teil an den tatsächlichen Bedarfen vorbeigehen (1648). Andererseits „zweitveröffentlichen“ viele Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ihre Publikationen beispielsweise in **sozialen Netzwerken** wie ResearchGate oder Academia.edu (2467). Neben der Frage, wie urheberrechtskonform ein solches Vorgehen ist, wird dies auch angesichts der oft **problematischen Nutzungsbedingungen** entsprechender Anbieter sehr kritisch gesehen (3263), da diese sich meist weitreichende Kontrollbedingungen für den Zugang zu den Materialien vorbehalten (3264).

Forschungseinrichtungen

Auch die **wissenschaftlichen Einrichtungen**, an denen Autorinnen und Autoren beschäftigt sind, haben ein Interesse daran, dass diese möglichst sichtbar publizieren (39). In diesem Zusammenhang gilt **Open Access** von Seiten der Wissenschaft als erstrebenswertes Ziel (934). Dies gilt auch u.a. wissenschaftsethisch für die internationale **Literaturversorgung**, da etwa Lösungen über Nationallizenzen nicht überall verfügbar sind (837). Neben der fachkommunikativen Funktion ist die freie Nutzbarkeit von Inhalten eine wichtige Voraussetzung für **digitale und vernetzte Wissenschaft** (1644).

Open Access beschränkt sich dabei nicht nur auf die Rezeption von Inhalten, sondern schließt die **Weiterverwendung, -verwertung und -verarbeitung** sowie die dafür notwendigen lizenz- und urheberrechtlichen Regelungen ein (3237, 3240). Auch Infrastruktureinrichtungen wie beispielsweise **Anbieter von Repositorien** haben vertragsrechtliche Gestaltungsmöglichkeiten, so dass die allgemeinen Geschäftsbedingungen beispielsweise auf offenen Nutzungsmöglichkeiten bestehen könnten (99).

Verlage

Die Interessen der **Verlage** weisen dagegen oft in die Richtung eines exklusiven Verwertungsrechtes und damit einer Kontrolle nicht zuletzt der Sichtbarkeit einer Publikation (39, 626, 696, 702, 1651). Kommerzielle Verlage setzen in der Regel auf Verträge mit Buy-Out-Klauseln im Sinne der **Übertragung ausschließlicher Nutzungsrechte** (162, 934, 1642, 2773, 3242), was die Nutzungsmöglichkeiten der Autorinnen und Autoren auch für ihre eigenen Werke erheblich limitiert (1348, 2773). Obendrein wird mit öffentlichen Mitteln finanzierte Erkenntnis auf diesem Weg privatisiert (1642).

Eine wichtige Aufgabe der Verlage und des Buchhandels liegt traditionell in der **Distribution**, also etwa darin, Bücher infrastrukturell zu den Abnehmern bzw. Lesern zu bringen (1633). Wie diese Rolle für digitale Publikationen aussehen kann, ist allerdings noch wenig geklärt. Die weitere Rolle der Verlage besteht in der Wahrnehmung der Urheberinteressen und die **Vergütung** der Urheber (1633), wobei in der Wissenschaft die Urheberinteressen selten finanzieller Art sind.

Die **klassische Arbeitsteilung** bei der ein Verlag alle Verwertungsrechte erhält und dafür die Verbreitung absichert, wird gerade in den Geisteswissenschaften selten hinterfragt (162, 2177, 3288). Zudem spielen rechtliche Bedenken in Bezug auf Open-Access-Publikationen bei Publikationsentscheidungen eine Rolle (3288). Oft willigen die Autorinnen und Autoren einfach deshalb in **Verlagsverträge** ein, weil sie die Folgen nicht überblicken (626, 2879) oder weil ihnen der Gestaltungsrahmen nicht bewusst ist (627, 702). Daher wird kritisiert, dass Verlage das Urheberrecht für ihre Interessen instrumentalisieren und die Autoren bevormunden (219, 626). Auch der Ansatz der Verlage, sich Nutzungs- und Verwertungsrechte über einen **Rechtsanspruch auf den Satz** (Layout) zu sichern, wird scharf kritisiert (1196).

Andererseits gelingt es vergleichsweise häufig, bei entsprechenden Vertragsverhandlungen auch **wissenschaftsfreundliche Regelungen** in die Verlagsverträge zu integrieren (1147, 1353). Dies kann auch auf institutioneller Ebene zwischen Forschungseinrichtungen und Verlagen geschehen (2312).

Forderungen nach neuen und wissenschaftsfreundlichen Geschäftsmodellen schließen **Exklusivverträge** aus (697). Insofern wird der Veränderungsbedarf hauptsächlich bei den Wissenschaftsverlagen gesehen, beispielsweise weg von der Kontrolle von Nutzungsrechten und hin zu einer stärkeren Orientierung auf Dienstleistungsangebote als Basis der Geschäftsmodelle (697).

Rechtliche Rahmenbedingungen

Lizenzierung

Da das Urheberrecht vergleichsweise unspezifische Vorgaben für die Vergabe von Nutzungs- bzw. Verwertungsrechten enthält, werden alternative Lizenzierungsformen wie **Creative Commons (CC)** als vielversprechende Ergänzungen angesehen (1653). So spricht man sich für die standardisierte Verknüpfung des Publikationsprinzips Open Access mit der **Lizenzierungsform CC-BY** aus (555, 796, 3306). Die CC-0-Lizenz wird dagegen kritisch gesehen, da sie die Attributionskette und damit die eindeutige Referenzierbarkeit unterbricht (796, 2828, 3313). Auch hier zeigt sich mit dem Anspruch an eine lückenlose Nachvollziehbarkeit ein wissenschaftsspezifisches Interesse. Andererseits erscheint für Metadaten, Normdaten und für die Entwicklung von **Open-Linked-Datastrukturen** die CC-0-Lizenz durchaus sinnvoll (3322).

Die Anwendung von CC-Lizenzen scheint auch deshalb zweckmäßiger als die bestehenden urheberrechtlichen Regelungen, da der **Kontrollanspruch** des klassischen Urheberrechts (1651, 1652) im Digitalen kaum aufrecht zu erhalten ist (1676). Eine Herausforderung bei diesen Lizenzen liegt jedoch unter anderem in der Frage, inwieweit die Lizenzierung eine **kommerzielle Nutzung** zulassen oder ausschließen sollte (2410, 2828, 3241). So gibt es durchaus die Idee, dass Einrichtungen mit der Lizenzierung ihrer Forschungsdaten und -ergebnisse selbst Geld verdienen können bzw. wollen (2410). Diese müssten eine kommerzielle Nutzung durch Dritte also möglichst ausschließen, um sich ein Verwertungsmonopol zu sichern. Andere Akteure sprechen sich aus ideologischen Gründen dagegen aus, dass mit öffentlichen Mitteln erzeugte Ergebnisse kommerziell nachverwertet werden können (2410, 2877).

Es wird jedoch auch betont, dass eine CC-NC-Lizenzierung den **Open-Access-Grundsätzen** der *Berliner Erklärung* widerspricht (2879, 3241). Beispielsweise dürften Repositorien, die durch Werbung finanziert werden oder einer kommerziell ausgerichteten Institution angehören, streng genommen keine NC-Dokumente archivieren (3243). Einige Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler lehnen offene Lizenzen auch deshalb ab, weil die Möglichkeit einer Nachnutzbarkeit eher als **reputationsschädigend** wahrgenommen wird (2931).

Der **Exklusivanspruch der Verlage** wird häufig kritisiert (40, 2773), auch wenn eine solche vertragsrechtliche Regelung nach deutschem Recht zulässig ist (40, 702). Der Normalfall ist bisher die **exklusive Rechteübertragung** auf die Verlage (702). Für digitale Publikationsumgebungen wird die Einräumung einfacher Nutzungsrechte allerdings als das sinnvollere Verfahren eingeschätzt (218). Dies gilt insbesondere für **Forschungsdaten**, die sich die Übertragung exklusiver Rechte als eher ungeeignet erweisen (701). Auch bei **Editionen** gehen die Rechte bisher meist in einer Form an den Verlag, die den Herausgeberinnen und Herausgebern die weitere Nutzung deutlich erschwert (2773). Daher wird dafür plädiert, den Verlagen nur **einfache Nutzungsrechte** einzuräumen (2784). Neue Publikationsszenarien schließen tragfähige und Open Access unterstützende Geschäftsmodelle nicht aus, sondern schaffen eher noch neue Möglichkeiten (787).

Dass digitale Texte adäquate rechtliche Regelungen benötigen, ergibt sich bereits aus der Grundstruktur des Digitalen, bei der die Mehrwerte vor allem in der **maschinellen Prozessierbarkeit** liegen (14). Die Idee, dass beispielsweise Texte nur nach § 52a UrhG (z.B. an Lesegeräten in Bibliotheken) verfügbar gemacht werden, greift diesbezüglich also zu kurz (14). Bei **dynamischen Publikationen** oder Datenbanken wird dagegen nicht der Nutzungszweck für ein trägergebundenes und daher fixes Werk, sondern viel eher der Zugang zu sich verändernden Inhalten lizenziert (1367).

Die oft eingeforderte Nachnutzung von wissenschaftlichen Inhalten, Forschungsdaten und Publikationen ist nur über ein entsprechend differenziertes **Rechtmanagement** umsetzbar (76). Dies bedeutet unter anderem für Enhanced Publications, dass jeder einzeln adressierbare Teil einer Publikation bzw. jedes im Web verfügbare Publikationsobjekte eindeutige **Lizenzinformationen** benötigt (76). Mögliche Rechteinhaber von Zusatzmaterialien müssen folglich explizit ihr Einverständnis zur Nutzung geben (690). Eine Möglichkeit sind die erwähnten **Creative-Commons-Lizenzen**, die zunehmend auch an ideeller Bedeutung gewinnen (218, 221). Andererseits sind diese Möglichkeiten vielen Wissenschaftlern nicht bekannt (1086). Für Open-Access-Publikationen wird dieses Lizenzierungsmodell als

Standard vorgeschlagen (555), woraus eine Vermittlungsaufgabe für entsprechend qualifizierte Institutionen folgen dürfte.

Schwierig ist die Lage auch bei Archivalien. **Archive, Archibibliotheken und Museen** möchten oftmals auch bei gemeinfreien Inhalten ihre **Kontroll- und Nutzungshoheit** aufrechterhalten (1695, 1701, 2968). Dies erreichen sie beispielsweise über strikte Hausregeln (1767, 1768). Stellenweise sehen sie sich durch die Digitalisierung bedroht (2968). Ein freier Zugang für die Wissenschaft wird unter anderem dadurch erschwert, dass es Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern nicht erlaubt ist, **eigene Digitalisate** zu erstellen (1695). Den Einrichtungen fallen durch die Digitalisierung dagegen neue Kontrollrechte zu (1697). Damit werden jedoch zeitgemäße **digitale Forschungsv erfahren** wie *Textmining* in digitalen Korpora deutlich erschwert (1697).

Zweitveröffentlichungsrecht

Man verspricht sich große Vorteile für die Wissenschaft von einem **Zweitveröffentlichungsrecht** (456, 2501). Es gibt sogar Stimmen, die sich für eine im Arbeitsvertrag fixierte **Zweitveröffentlichungspflicht** aussprechen (797). Allerdings ist das im Urheberrechtsgesetz aktuell verankerte Zweitveröffentlichungsrecht so gefasst, dass nur ein vergleichsweise geringer Anteil am Publikationsaufkommen überhaupt unter diese Regelung fällt (1720).

Das sogenannte **Self-Archiving** durch die Autorinnen und Autoren erfolgt häufig ungeachtet möglicher rechtlicher Hürden. So werden etwa Druckfahnen einfach online gestellt (34) mit dem Bewusstsein, dass eine **Strafverfolgung** seitens der Verlage kaum stattfindet auf Grund deren Abhängigkeit von den Autorinnen und Autoren (35). Für Bibliotheken wird die Lage allerdings anders eingeschätzt und befürchtet, dass die Verlage sofort dagegen vorgehen würden (35).

Bildungs- und Wissenschaftsschranke

Als eine Möglichkeit zur Stärkung der Interessen der Wissenschaft gilt eine allgemeine **Bildungs- und Wissenschaftsschranke** des Urheberrechts ähnlich dem **Fair-Use-Prinzip** des **US-Copyrights** (107, 1085, 1087, 1646). Erwartungsgemäß opponiert das Verlagswesen zu großen Teilen gegen eine solche Regelung und sieht sich zum Teil sogar in seiner Existenz bedroht (222). Die Bedeutung einer solchen Schranke wird aber mittlerweile auch aus der Wissenschaft heraus relativiert (107). Teilweise wird eine juristische Lösung für die wahrgenommenen Hürden, die das Urheberrecht für die Wissenschaft aufwirft, nicht mehr als vorrangig angesehen, sondern eher ein verändertes Publikationshandeln der Autorinnen und Autoren selbst angeregt (107, 703, 2586, 2820). So könnten diese bereits unter geltendem Recht durchaus mehr erreichen, wenn sie sich aktiver in die **Ausgestaltung der Verlagsverträge** einbringen (207, 703, 1349, 1353).

Insgesamt gibt es den Anspruch, dass die Wissenschaft selbstbewusster agieren sollte (224, 703). Es müssen Aufgaben neu übernommen werden, die zuvor an Verlage ausgelagert wurden, beispielsweise die **Wahrung der Urheberpersönlichkeitsrechte** (224). Mitunter gibt es sogar die Position, bestimmte Nutzungsvereinbarungen mit den Verlagen einfach zu ignorieren (2820, 2845). Die Praxis u.a. bei der Nutzung sozialer Wissenschaftsnetzwerke und dem Self-Archiving zeigt, dass dies bereits häufig geschieht (34, 2467).

Gleichwohl wird die Bedeutung eines **Interessenausgleiches** betont, so dass Novellierungen des Urheberrechts für Bildung und Wissenschaft in einer Weise umgesetzt werden sollten, die allen Akteuren Anpassungen an diese erlaubt (223).

Der Aspekt der Multimedialität insbesondere bei Enhanced Publications wird unter anderem durch die komplizierte **Rechteklärung bei Bildern** und Filmen erschwert (487, 728, 2752). Für einige Fächer wie die Kunstwissenschaft oder Musikwissenschaft stellt dies ein erhebliches Problem dar (728, 1046, 2752). Auch das Fehlen passender **zitatrechtlicher Regelungen** wird beklagt (487). So bleibt oft ungeklärt, wie man Bildrechte für eine Nachnutzung spezifizieren kann, weil beispielsweise der Rechteinhaber nicht ermittelbar ist oder die Bilder keinen persistenten Identifikator haben (728).

Generell werden beim **Zitatrecht** fehlende eindeutige Regelungen bzw. Grundsatzurteile beklagt (350). Bestimmte Inhalte, z.B. aus dem Bereich der modernen Kunst können aufgrund von **komplexen Rechtskonstellationen** so gut wie nicht für Open-Access-Publikationen genutzt werden (1046). Auch in der Filmwissenschaft gibt es die Sorge, dass man bei **Filmzitate**n unter Umständen verklagt werden könnte (2953). Konkrete und verbindliche Absprachen zwischen Rechteinhabern und der Filmwissenschaft gibt es in der Praxis bislang jedoch nicht (2953).

Open Access

Der **freie Zugang zum kulturellen Erbe** wird allgemein eingefordert, insbesondere dann, wenn es in öffentlichen Einrichtungen mit Mitteln der öffentlichen Hand vorgehalten wird (88, 626, 934, 2829). Openness gilt als **wissenschaftsethisches Prinzip** (2829) mit einem dezidiert rechtlichen Kern (3236). Dabei geht es nicht allein um die Möglichkeit einer **offeneren Lizenzierung zur Rezeption**, sondern um den Anspruch einer weitreichenden Weiterverwendung und -verarbeitung von Materialien mit den möglichst niedrigsten rechtlichen und technischen Hürden (3237). Dazu, inwieweit die Forschenden ihre Materialien offen legen und verfügbar machen wollen, gibt es unterschiedliche Positionen (1820). In jedem Falle sind dabei entsprechende **Urheber- und Persönlichkeitsrechte** zu beachten (88, 1188).

Der Anspruch an **Offenheit bzw. Openness** reicht dabei über die Publikationen hinaus und betrifft generell den gesamten Wissenschaftsprozess, also das, was man Open Scholarship oder Open Science nennen kann (633). Dies schließt auch – Stichwort Open Source – digitale Werkzeuge mit ein (2263). Bei Forschungsdaten gelangt man allerdings schnell in datenschutzrechtliche Bereiche, die der Offenheit enge Grenzen ziehen können (607, 609, 795, 810, 1188, 2829, 3212, 3313).

Auf der einen Seite gibt es die Position, dass nicht alle Elemente der Wissenschaftskommunikation öffentlich sein sollten (1189). Auf der anderen Seite wird gefordert, dass bis zu den **Grenzen des Datenschutzes** alles komplett veröffentlicht und archiviert werden sollte (3216). Hier solle die Wissenschaft selbst entscheiden, wie weit sie vor allem interne Kommunikationen zugänglich macht (1190). Gerade bei forschungsbegleitenden Daten, Zwischenergebnissen und Kommunikationen ist es oft sehr schwer, diese im Ressourcenrahmen der jeweiligen Projekte angemessen für eine Veröffentlichung aufzubereiten (1191).

Forschungsdaten

Die Rechtslage für die Veröffentlichung, Archivierung und **Nachnutzung von Forschungsdaten** erweist sich als schwierig und bedarf klarer Regelungen (340, 628, 1085). Daher agieren Forschende und Institutionen an dieser Stelle besonders vorsichtig (1779). Verlage fordern teilweise die Übertragung der Rechte an den Forschungsdaten parallel zur Manuskripteinreichung mit ein (1342). Autoren zögern die **Freigabe von Forschungsdaten** daher oft so lange heraus bis die Publikation auf dem Weg ist (1341).

Daten an sich erfüllen oft nicht die **Schöpfungshöhe**, die der urheberrechtliche Schutz voraussetzt, weshalb sie teilweise direkt mit diesen Ziel aufbearbeitet werden (1098). Andererseits besitzen gerade geisteswissenschaftliche Forschungsdaten oftmals eine eigene Schöpfungshöhe wie beispielsweise Beiträge für Enzyklopädien (701). In jedem Fall wird empfohlen, die **Datenurheberschaft** (bzw. -erheberschaft) auch aus attributorischen Gründen zu erfassen (2826).

Auch Verlagszeugnisse als Repräsentation geistiger Schöpfungen sind potentiell als geisteswissenschaftliche Forschungsdaten relevant. Sind sie gemeinfrei geworden, sollten sie prinzipiell frei verfügbar sein (89). Oft jedoch reklamiert eine Institution, die eine **Digitalisierung** vornimmt (z.B. ein Verlag, ein Archiv oder auch eine Bibliothek), ein eigenes **Leistungsschutzrecht** (89). Andererseits stellt sich bei Digitalisierungen teilweise die Frage, ob die Einrichtung damit auch das **Recht auf die Zugänglichmachung** erhält. Da die Rechtklärung für jede Vorlage schwierig ist, werden zum Teil Objekte zwar digitalisiert, aber nicht in den Zugriffssystemen angezeigt (2502).

Oft ist bereits unklar, wem die in einem Projekt erhobenen Forschungsdaten gehören, wer demnach über die **Lizenzierung** und **Nachnutzung** entscheiden darf und sich um die **Langzeitarchivierung** kümmern muss: die erhebenden Wissenschaftler, die Forschungsinstitution oder die Förderinstitution (732, 2213). In der Wissenschaft werden die Rechte an aus einem **Beschäftigungsverhältnis** hervorgehenden Ergebnissen eher nicht als **Dienstwerke** behandelt, sondern den Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern zugeordnet (38). Wie sich das bei **projektorientierter Forschung** und bei nicht urheberrechtlich schützbaeren Forschungsdaten gestaltet, scheint derzeit zwar offen, aber **vertragsrechtliche Regelungen** kämen als Lösung durchaus in Frage. Anekdotisch wird ein wissenschaftsunfreundlicher Fall geschildert, bei dem eine Infrastruktureinrichtung die Nutzungsrechte an einen Verlag übertragen hat und diese nun ihrerseits jede weitere Nutzung genehmigen lassen musste (753).

Wie Rechteinhaber mit Einräumung von Nutzungsmöglichkeiten von Digitalisaten umgehen, ist sehr unterschiedlich (2503). Es gibt den Vorschlag, den **Rechteinhabern** eine Art Tausch anzubieten, indem man ihnen für die Freigabe der Forschungsdaten ein besonderes **Nutzungsrecht an den Forschungsergebnissen** einräumt, auf dessen Grundlage sie beispielsweise angereicherte Editionen publizieren können (2503).

Für Forschungsdaten werden oft nur **einfache Nutzungsrechte** eingeräumt, was der Einbindung in eine **Open-Access-Publikation** entgegen steht (340). Es wird berichtet, dass man für die Lizenzierung der Forschungsdatenpubli-

kationen vorzugsweise den CC-BY-Standard bzw. allgemein Creative Commons verwendet (550, 934, 937, 1086). Als Lizenz für Forschungsdaten wird die CC-BY-Variante empfohlen (2828). In diesem Zusammenhang wird als Lösung auch eine **Fair-Use-Regelung** nach dem Vorbild des US-Copyright angesprochen (1085).

Forschungsdaten sollten eindeutig von anderen Zusatzmaterialien wie interner oder externer Wissenschaftskommunikation getrennt werden (688). Problematisch sind weiterhin prinzipiell verfügbare Forschungsdaten ohne ausdrückliche **Lizenzangabe**, da in diesem Fall die Unsicherheit hinsichtlich der Nutzungsmöglichkeiten naturgemäß sehr hoch ist (928, 2091). Dem widerspricht teilweise eine Position, die betont, dass Forschungsdaten schnellstmöglich und auch ohne vollständige Dokumentation der Allgemeinheit zur Verfügung stehen sollten (937).

Mehr noch als das Urheberrecht sind für Forschungsdatenveröffentlichungen in der Regel **datenschutzrechtliche Fragen** relevanter (vgl. auch oben). Viele Forschungsdaten können nur auszugsweise bzw. anonymisiert publiziert werden (607, 609, 795, 2829, 3313). Es ist also zu überlegen, inwieweit diese nur zum Teil publizierten Forschungsdaten überhaupt für aussagekräftige Nachnutzungen verwendbar sind. Letztlich benötigt man daher **fachkulturell ausgehandelte Standards** (795). Insofern sind offene Forschungsdaten nur für bestimmte Wissenschaftsbereiche eine Option (633). Ebenfalls ungeklärt sind **Haftungsfragen**, also ob die Verantwortung für die Forschungsdaten bei den erhebenden Wissenschaftlern oder der hinter diesen stehenden Institution liegt (628), was wiederum den Bogen zur Zuschreibung der Verwertungsrechte an solchen Daten schließt (732, 2213).

Zentrale Herausforderungen

Wie eingangs bereits angedeutet zeigt sich vor allem das Urheberrecht nur sehr schwer auf **digitalwissenschaftliche Ansprüche** und Sachverhalte anwendbar (730, 1650, 2556). Dies gilt sowohl konzeptionell als auch in der konkreten Anwendung (1650). Vieles spielt sich in einer **Grauzone** ab (2312), da es in einigen Feldern an Grundsatzurteilen mangelt, die eine Orientierung für rechtskonformes Verhalten bieten könnten (350). So ist die eindeutige Klärung von Bildrechten für die Nachnutzung oft kaum zu erreichen (728). In jedem Fall scheint sie unverhältnismäßig zeitaufwendig (2445) und oft auch erfolglos (2498).

Generell wissen viele wissenschaftliche **Autorinnen und Autoren** zu wenig über die sie betreffende **Rechtslagen** (40). Dies betrifft unter anderem verlagsrechtliche Regelungen, da nicht selten Verwertungsrechte auf Grund von **Unkenntnis** an einen Verlag abgetreten werden (40). Oft sind aber die **Rechtsbedingungen an sich "prekär"**, zum Beispiel bei den Google-Books-Digitalisaten (730). **Enge Rechtsnormen** behindern unter anderem auch die Entwicklung von neuen Publikationsformen wie beispielsweise vernetzte Publikationen und damit auch Enhanced Publications (40).

Ein häufig erwähntes Thema ist der **Plagiarismus**, der besonders dann als Gefahr gesehen wird, wenn die Produktion wissenschaftlicher Tätigkeit – Forschungsdaten oder Vorstufen von Publikationen – frühzeitig und vor einer formalen Publikationen sichtbar werden (552, 2639, 2768).

Es gibt den Anspruch bei vielen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, dass sie die von ihnen erhobenen **Daten selbst exklusiv auswerten** wollen (1565, 2639, 2768, 2942, 3306) bzw. sogar mit diesen Geld verdienen wollen (2877). Zudem besteht die Sorge, dass ein frühes Veröffentlichen von Ergebnissen insbesondere vor der formalen Publikation den **Ideendiebstahl** fördert (2371, 2854). Dem könnte man unter anderem durch die Einführung standardisierter Zeitmarken in den Repositorien entgegenwirken (2854). Plagiarismus wird zudem bei Projektanträgen beklagt (552), was freilich ein stärkeres Argument für mehr Offenheit und Transparenz sein dürfte.

Die Forderung nach **Openness** stößt besonders bei Forschungsdaten unter anderem aus **persönlichkeitsrechtlichen Aspekten** durchaus an Grenzen (86, 1188).

In **Bibliotheken** fehlt es oft an **urheberrechtlicher Kompetenz**, was besonders problematisch wird, wenn die Einrichtungen selbst verlegerisch tätig werden wollen (340). Auch die Rechtssicherheit bei Digitalisierungen insbesondere in Kooperation mit Google wird als problematisch bewertet (730). Hier fehlt oft die **rechtliche Expertise** auch in den Einrichtungen (730). Ein anderes Problem bei der offenen Wissenschaft ist, dass Bibliotheken häufig von der Online-Publikation von Materialien aus Sorge vor unkontrollierter Verbreitung absehen (939). Eine klare Lizenzierung könnte hier eventuell helfen (939).

Eine andere Gefahr wird bei der Schaffung **urheberrechtlicher Sonderregelungen** für die Wissenschaft gesehen: eine Art Zweiklassengesellschaft, bei der diejenigen im Wissenschaftssystem umfassendere Rechte und damit Möglichkeiten haben, als diejenigen außerhalb dieses Systems (1647). Man befürchtet die Verfestigung einer **digitalen Kluft** (1647, 1649, 2500). Vielmehr sollte generell, also gesamtgesellschaftlich, ein weitreichender Zugang zu digitalen Inhalten angestrebt werden (1649).

Gemeinfreiheit beispielsweise von Forschungsdaten führt nicht automatisch zu einer besseren Wissenschaft. Gerade in den Geisteswissenschaften gibt es eine Vielzahl von im Internet verfügbaren gemeinfreien Texten, die jedoch oft nicht in Fassungen vorliegen, die dem **aktuellen Forschungsstand** entsprechen bzw. deren Vorlage beispielsweise keine wissenschaftlichen Edition war (2392). Diese sind für die Wissenschaft de facto nicht nutzbar. Ähnliches wird von Abbildungen geschildert (2498).

Handlungsfelder

Autorinnen und Autoren

Für Autorinnen und Autoren wird empfohlen, dass sie selbst innerhalb des Systems Druck ausüben und ihre **Interessen engagierter durchsetzen** anstatt auf rechtliche Neuregelungen zu warten (107, 1353). Autorinnen und Autoren sollten bei der Rechtswahrnehmung beispielsweise durch **Kompetenzvermittlung** von Seiten der Bibliotheken unterstützt werden (208, 2574, 3322, 3287). Als Ziel wird angesehen, dass die Autorinnen und Autoren kompetenter in Verhandlungen mit den Verlagen eintreten können (208) und an diese beispielsweise nur **einfache Nutzungsrechte** übertragen (2784). Dies gilt insbesondere für Editionen und Codierungen (2784). Diese Kompetenzvermittlung beginnt idealerweise bereits als Teil der grundständigen **Lehre** (225). Beispielsweise wissen viele Autoren nicht, dass es zur exklusiven Rechtabtretung auch andere **lizenzrechtliche Alternativen** gibt (626). Sie sollten sich auch grundsätzliches Wissen zu Phänomenen wie **Creative Commons** aneignen (2586, 2878). Die **Markenrechte** an einer Zeitschrift sollten ebenfalls nicht bei den Verlagen, sondern beim Editorial Board liegen, was bei Neugründungen sinnvollerweise zu berücksichtigen ist (2831). Hinsichtlich der **Forschungsmaterialien bzw. -daten** wird den Wissenschaftlern die direkte Vernetzung mit den Anbietern angeraten (2476).

Forschungseinrichtungen

Die Forschungseinrichtungen sind gehalten, **mehr Verantwortung** für das wissenschaftliche Publizieren zu übernehmen (224). Dies bedeutet auch, dass ein Aufbau von **rechtlicher Kompetenz** notwendig sein kann (224). Ein wichtiger Aspekt ist zudem die rechtliche Organisation der **Metadatenproduktion und -zuweisung** (1617). Hier ist eine Gemeinfreiheit bzw. **CC-0-Lizenzierung** für eine optimale Vernetzbarkeit empfehlenswert (3322). Zudem sollten Forschungseinrichtungen dort, wo Verlagsinteressen keine wissenschaftsfreundlichen Regelungen zulassen, die Etablierung alternativer Publikationsinfrastrukturen bzw. die Übernahme von verlegerischen Tätigkeiten anstreben bzw. fördern (2310).

Förderinstitutionen

Förderinstitutionen wie die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) werden ausdrücklich mit dem Anspruch der Entwicklung von Richtlinien für rechtliche Fragen und das Publizieren nach Open-Access-Modellen adressiert (558). Sinnvoll ist zudem, dass sie die Bibliotheken und Forschungseinrichtungen beim Aufbau von Programmen zur Kompetenzvermittlung und bei Bedarf auch der zwischen Forschungs- und Infrastruktureinrichtungen zu koordinierenden Entwicklungen alternativer und neuer Strukturen der wissenschaftlichen Kommunikation und des wissenschaftlichen Publizierens fördern.

Infrastruktureinrichtungen

Den Infrastruktureinrichtungen wie vor allem den Bibliotheken und Rechenzentren werden neben der **Kompetenzvermittlung** auch Aufgaben im Bereich dessen zugeordnet, was man **Compliance** nennen kann, beispielsweise bei der Absicherung der Einhaltung von Datenschutzstandards (286, 2578, 3047) oder der Klärung von Rechtsverhältnissen (699). Dies betrifft auch die rechtssichere Gestaltung der Zuständigkeiten bei der **Langzeitarchivierung** besonders dann, wenn die Inhalte bei unterschiedlichen Institutionen erstellt, gehostet und schließlich langzeitarchiviert werden (575). Bereits für die Zugänglichmachung von Materialien ist die Rechtklärung eine elementare Voraussetzung (699).

Auch bei der Gestaltung von Publikationsverträgen können **Bibliotheken** eine zentrale Rolle übernehmen (699). Dies betrifft unter anderem die Unterstützung bei der Wahrnehmung des **Zweitveröffentlichungsrechts** (2585). Es wird sogar betont, dass Infrastruktureinrichtungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern helfen könnten, sich aus bestehenden Verträgen zu lösen (754). Schließlich wird für Bibliotheken auch eine vermittelnde Rolle für **wissenschaftspolitische Debatten** zugeschrieben (797).

In Infrastruktureinrichtungen ist es zudem notwendig, parallel zur Kompetenz zur technischen Entwicklung auch **software- und lizenzrechtliche Expertise** vorzuhalten, mit der unter anderem entschieden werden kann, wo Lösungen unter welchen Bedingungen besser lizenziert als eigenentwickelt werden (1457).

Eine weitere Perspektive ist schließlich der Aufbau und Betrieb von **Publikationsstrukturen** durch Infrastruktureinrichtungen bzw. Bibliotheken auf denen wissenschaftsfreundliche Bedingungen (z.B. Open Access, Creative Commons) direkt durchgesetzt werden (2431). Entsprechende **Open-Access-Strategien** sollten aus einem passenden Urheberrechtsrahmen, Repositorien bzw. Preprint-Servern sowie Vermittlungsformen für diese Angebote an die Forschenden bestehen (3287). Ein Vorschlag zur Finanzierung zielt auf die Umschichtung der Mittel für die Lizenzierung von Inhalten bei kommerziellen Anbietern auf derartige Angebot (2431). Die Notwendigkeit, teure Lizenzgebühren an Verlage zu entrichten wird allerdings als Hürde für die Finanzierung entsprechender Angebote gesehen (2432).

Für **Gedächtnisinstitutionen mit Archivbeständen** wäre es sinnvoll, ihre Haus- und Nutzungsregeln hinsichtlich einer weiter reichenden Nutzbarkeit bzw. Nachnutzbarkeit der von ihnen verwalteten Materialien anzupassen (1769, 1771), wobei dies nicht zwingend einer vollständigen und freien Verfügbarkeit entsprechen muss (1772).

(Berlin, 18.02.16)

Publikationskulturen und Urheberrecht. Eine Überlegung zu einem Differenzierungsansatz

2016-03-02

Eine Notiz von Ben Kaden (@bkaden)

zu

Andreas Rötzer: Als wären Autoren und Verleger Gegner. In: faz.net, 01.03.2016

Auf faz.net erschien gestern eine ausführliche Positionierung des Verlegers Andreas Rötzer (Matthes & Seitz) zur geplanten Urheberrechtsnovelle. Auf den ersten Blick scheint die Sachlage relativ eindeutig: Der Vertreter eines so genannten Publikumsverlages spricht sich für einen Interessenausgleich und eine differenzierte Betrachtung von Publikationskulturen aus.

Die Bedürfnisse aller Akteure berücksichtigen

Das bedeutet nicht, dass eine Reform des Urheberrechts in Bereichen des journalistischen oder – um beim geschriebenen Wort zu bleiben – wissenschaftlichen Publizierens nicht sinnvoll wäre. Beide Bereiche folgen aber anderen wirtschaftlichen Regeln als der literarische Publikumsverlag, sie haben ungefähr so viel miteinander gemein wie Fußgänger mit Autofahrern. Beide unterliegen der Straßenverkehrsordnung, aber es ist unmittelbar einsichtig, dass sie nicht gleichbehandelt werden können.

Zitat Andreas Rötzer auf faz.net, 01.03.2016

Es gibt in seiner Überlegung drei Formen des mehr oder weniger kreativen, in jedem Fall urheberrechtlich schützbaeren Schreibens: die Literatur, der Journalismus und die Wissenschaft. Andreas Rötzer spricht sich dafür aus, diese drei Bereiche zwar als ähnlich, aber doch mit unterschiedlichen Ansprüchen zu betrachten.

Der Blick sowohl auf das geisteswissenschaftliche Publikationswesen als auch auf den Reportagejournalismus zeigt jedoch, dass diese Unterscheidung in der Praxis kaum funktioniert. Wie unter anderem unsere Befragungen ergaben, findet sich in vielen Fachkulturen, insbesondere der literatur- und geschichtswissenschaftlichen Disziplinen durchaus der Wunsch, mit einem an Reichweite starken Verlag mit sorgfältigsten Lektorat Ausgaben in einer Güte zur erstellen, die den von Andreas Rötzer beschriebenen Publikationsworkflows nicht nachstehen und teils vom Gestaltungswunsch (man denke an Illustrationen und Visualisierungen) sogar anspruchsvoller sein können, als literarische Texte. Auch bei bestimmten journalistischen Arbeiten steht am Ende ein möglichst hochwertig aufgearbeitetes Buch. Daher dürfte die zitierte Differenzierung eher nicht tauglich sein.

Eine andere Möglichkeit wäre eventuell, die Narrativität als Kriterium heranzuziehen: Stark formalisierte oder berichtende Textsorten, wie sie in weiten Teilen der STM-Disziplinen und im Nachrichtenjournalismus zu finden sind sind vor dem Hintergrund text- und formschöpferischer Qualität vermutlich anders zu behandeln, als deutend-erzählende Annäherungen. Eine weitere Kategorie wären Lehrbücher und enzyklopädische Werke bzw. Lexika und schließlich Wörterbücher, die sehr nah an dem liegen, was man als Datenbanken bzw. -sammlungen verstehen kann.

Bei erweiterten Publikationen, also dem Schritt ins Digitale, sind all diese unterschiedlichen Formen schließlich fast beliebig verknüpf- und kuratierbar. Überlegt man bei den Buchproduktionen, zu denen auch die meisten E-Book-Publikationen heute gelten dürften, inwieweit dem Verlag durch Lektorat, Satz und weiteren Gestaltungen

eigene Schöpfungsanteile zukommen, sind bei komplexen, digitalen Werken auf einmal beispielsweise auch kuratorische Anteile zu berücksichtigen. So bilden Remixe, Mash-Ups bzw. die sogenannten nutzergenerierten Inhalte (und Erweiterungen) eine de facto Dauerherausforderung, die urheberrechtlich derzeit überhaupt nicht angemessen adressierbar ist. (Vgl. dazu u.a. Dirk von Gehlens *Lob der Kopie*, Rezension.)

Anstatt sich also am Literatururheberrecht zu orientieren, sollte man also zunächst möglicherweise mehr an Filmwerke denken, die in ihrer arbeitsteiligen Struktur dem näher kommen, was in elaborierten und offenen Publikationsszenarien entstehen könnte. Oder besser noch in der Verknüpfung von Plotting, Narrativ und Narrativabbildung, Codierung, Navigation und Multimedialität auf den Bereich der Computerspiele schauen, was heute freilich vielen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern noch eher absurd erscheinen dürfte. Strukturell zeigt es sich jedoch als durchaus sinnvoll. Das Konzept der sogenannten *Gamifizierung* erreicht so aus einer womöglich weniger erwarteten Richtung das wissenschaftliche Publizieren. Gleiches gilt, bisher viel deutlicher erkennbar, im digitalen Journalismus (vgl. zu den Parallelen auch diesen Text). Angesichts dieser Entwicklung muss man Andreas Rötzer uneingeschränkt zustimmen, wenn er seinen Artikel mit der Aussage schließt:

Aber vielleicht sollte man auch gleich einen Schritt weitergehen und nicht über eine Reform des Urheberrechts nachdenken, sondern über ein neues Urheberrecht, das im Schatten der kommenden Veränderungen durch die Digitalisierung bald dringend nötig sein wird.

Wobei wir diese Diskussion bereits seit den 1990er angedacht und seit den späten 2000-Jahren in voller Blüte kennen. (Nach wie vor online ist übrigens die Materialsammlung dazu bei IUWIS, Stichwort digitales Urheberrecht.)

(Berlin, 02. März 2016)

Das Fu-PusH-Poster für die DHd 2016

2016-03-08

Wie der Twitter-Strom unter #dhd2016 berichtet, ist die Jahreskonferenz des *Digital Humanities im deutschsprachigen Raum (DHd) e. V.* in Leipzig bereits in voller Entfaltung begriffen. Das Fu-PusH-Projektteam wird morgen dazu stoßen und unter anderem ein Poster aus- und beim Posterslam ab 16:00 im HS 09 vorstellen. Heute zeigen wir es gern schon hier.

Fu-PusH

DFG-Projekt: Future Publications in den Humanities @fupush

Was ist eine intermedialität? #1802

Was ist eine intermedialität? #1802

Die Frage ist, wenn die Daten gehören, die im Rahmen des Forschungsprozesses entstehen, ist die Verantwortung für die Langzeitarchivierung verknüpft mit dem Recht der Wissenschaftler die Institutionen zu verlassen? #1802

Was bedeutet das für die Kultur des Publizierens, wenn man forschen muss? Darf man nur noch die Leute zuhören, die sie dann lesen? #1802

Wenn man sich nicht mehr hat, das an Buchseiten orientiert ist, muss man plötzlich darüber nachdenken, was eine stabile Kopie in einer Form heißt? Was kann man solche Orientierungsgerüste in einem digitalen Umfeld wie sonst ersetzen? Ist es, dass es über Time-Log geht und man keine Zeitungen? Was bedeutet es, das ist digital? Was ist ein digitales Printverzeichnis? #1802

Bei digitalen Objekten und Kommunikationen geht sich nicht die als Archivfrage, was daraus ist? Was ist Archivierung? #1791

Kann man sich digitale Publikationen in zehn Jahren noch zugreifen? #1802

Die Frage heißt immer: Was passiert nach Auslaufen des Projekts? #1791

Wie können digitale Methoden in Diskurs mit traditionellen hermeneutischen Methoden kombiniert werden? Oder kommt es dann zu einem Nebeneinander ohne Austausch? Das müsste die digitalen Disziplinen klarer darstellen. Ist das eine Verknüpfung der Methoden oder ist es ein Umarmen von der Herangehensweise zu den digitalen Disziplinen? Oder kommt man zu dem, was sie sagen? Ist diese die Fragestellung in den Vordergrund und das dann die Methode von der sie herkommt? #1802

Für Kunstwissenschaftler ist es problematisch, dass sie sich nicht in einem rechtschaffenen Raum bewegen. Rechtschaffener ist generell ein sehr großes Problem, das mehrere Aspekte hat. Es ist nicht klar, wie diese rechtens werden können. Was hat die Bildrechte? #1788

DFG TOPOI

Fu-PusH-Poster für die DHd 2016 in Leipzig

Weitere Informationen sowie eine Downloadmöglichkeit gibt es bei Zenodo: Digitales Publizieren in den Geisteswissenschaften. Abschlussbericht und Handlungsempfehlungen des DFG-Projektes Fu-PusH

THIS BOOK WAS PRODUCED USING
PRESSBOOKS.COM

THIS BOOK WAS PRODUCED USING
PRESSBOOKS.COM

Was wir uns von der DHd 2016 merken: Das 21. Jahrhundert könnte eines der Geisteswissenschaften sein.

2016-03-14

Vor etwa einem Jahr wies Kevin Boehnke in *Science* darauf hin, dass Naturwissenschaften durchaus etwas von den Geisteswissenschaften lernen könnten. In der Eröffnungsk keynote der Tagung des Verbands *Digital Humanities im deutschsprachigen Raum (DHd)*, die in der vergangenen Woche in Leipzig stattfand, folgte die Computerwissenschaftlerin Katharina Anna Zweig einem solchen Erweiterungsideal aus Sicht der Informatik und damit uns das nicht sofort wieder verlorengeht, möchten wir diese Aussage als Zitat aus dem Abstract zum Vortrag „Von den ‚digital humanities‘ zu einer humanen Digitalisierung“ an dieser Stelle noch einmal dokumentieren:

Wenn es auch bisher so aussieht, als sei die nutzbringende Komponente der Beziehung zwischen Informatik und den Geisteswissenschaften rein auf der Algorithmenseite zu finden, zeigt die obige Analyse, dass wir Informatiker mehr denn je der Geisteswissenschaften bedürfen, um die Digitalisierung human gestalten zu können. Algorithmen werden heute dazu verwendet, um "kriminelle Persönlichkeiten" zu identifizieren, Kredite zu verleihen, oder um Versicherungstarife zu bestimmen. Wie können wir in einer solchen Situation vermeiden, dass Algorithmen verzerren, diskriminieren oder gar manipulieren? Wie können sensible Machtbalancen zwischen Privatheit und Sicherheit, ökonomischen Erfolg und Transparenz hergestellt werden? Hier brauchen wir die Analogiebildung der **Historiker**, die besten Einsichten in das Werden von Gesellschaft von **Soziologinnen** und **Wirtschaftswissenschaftlern**, fundierte Einblicke in die menschliche Psyche durch **Psychologinnen**, und nicht zuletzt das rechte Maß an Regulierung durch **Rechtswissenschaftlerinnen** und **Rechtswissenschaftler**. Es könnte das Jahrhundert der Geisteswissenschaften werden.

Zitat Katharina Anna Zweig zum Verhältnis von Informatik und Geisteswissenschaften

Die Lücke, die die Liste der Disziplinen im Abstract lässt, liegt freilich im Bereich der Philosophie. Die angesprochenen Fragestellungen

Wie können wir [...] vermeiden, dass Algorithmen verzerren, diskriminieren oder gar manipulieren?

Wie können sensible Machtbalancen zwischen Privatheit und Sicherheit, ökonomischen Erfolg und Transparenz hergestellt werden?

haben eine unverkennbar ethische Komponente, die hoffentlich während des Vortrags, die wir leider aus der Termingründen nicht hören konnten, tiefer erörtert wurden, als es dieser Teaser andeutet. Sehr sympathisch ist es uns, deren Projekt im Kosmos der Geisteswissenschaften so langsam seinem Ende zuläuft, dagegen die anschließende Aussage, auch wenn solche Prognosen auch oder gerade in der schüchternen Konjunktivform aus der Erfahrung der retrospektiven Betrachtung mit Diskursen immer schön schallen und oft schnell verrauchen:

„Es könnte das Jahrhundert der Geisteswissenschaften werden.“

Ein Stück weit, so vielleicht bis zur Hälfte, wird uns vergönnt sein, das Jahrhundert und seinen Umgang mit den Geisteswissenschaften zu beobachten. Wir werden uns bei Bedarf, sicher in einem anderen Medium, an Katharina Anna Zweig erinnern und hoffentlich noch auf diese Notiz in einer digital langzeitverfügbaren Form verweisen können.

(Berlin, 14.03.2016, Crosspost mit dem LIBREAS-Tumblr)

Quelle: Zweig[,] Katharina Anna: *Von den ‚digital humanities‘ zu einer humanen Digitalisierung*. In: DHd 2016.

Modellierung – Vernetzung – Visualisierung[.] Die Digital Humanities als fächerübergreifendes Forschungsparadigma. Konferenzabstracts. Universität Leipzig 7. bis 12. März 2016. Duisburg: nisaba Verlag, 2016. S. 13

Eine kurze Nachlese zum Fu-PusH-Workshop Enhanced Publications und Bibliotheken vom 16.03.2016

2016-03-29

Am 16. März veranstaltete das Fu-PusH-Projekt einen Workshop zum Themenkomplex *Enhanced Publications und Bibliotheken* im Grimmzentrum. Dieser bestätigte im Ergebnis eine ganze Reihe der Einsichten aus den Erhebungen des Projektes (mehr dazu u.a. in unseren Dossiers), erweiterte aber zudem unsere Perspektive gerade auch um die Situation bei den Publikumsverlagen und entsprechenden erweiterten Publikationen (dort auch bekannt als *Enriched (E-)Books*). Die dort relevanten Erweiterungen sind vor allem Multimedialität und Social-Reading-Funktionen. Die Zukunft dürfte in diesem Bereich möglicherweise weniger nah am Ausgangspunkt *Buch* zu suchen sein und mehr im Bereich der *Applications*.

Erweiterte Publikationen sind in diesem Kontext konsequent als Hybride zwischen Buch, von dem mutmaßlich das Element Text mit seiner Narrationsfunktion und die Nutzungsform des Lesens übernommen werden, und Software als Umsetzungsform zu verstehen. Interessant ist nun, was mit den unterschiedlichen Akteuren und Aufgabenbereichen der Branche geschieht. Guido Stemme vom Mainzer bureau23 betonte, dass im Herstellungsworkflow solcher Publikationen Programmierer im Prinzip die Rollen übernehmen, die in der Druckkultur in den Händen von Setzern, Druckern und Buchbindern lagen. Die Formgebung von *Enhanced Publications* bzw. *Enhanced E-Books* unterscheidet sich abstrakt erst einmal wenig von anderer Softwareentwicklung, weshalb sich dafür auch der Scrum-Ansatz naheliegender eignet, den die Entwicklungsteams für Digitale Publikationen an der Universitätsbibliothek Göttingen verfolgen wie Daniel Beucke erläuterte. Jeder der vier Vorträge sowie die Diskussion insgesamt führte unvermeidlich zu der Kernerkenntnis des Workshops, dass neue, also erweiterte Publikationsformen, nur mit entsprechend angemessenen und in der Regel ebenfalls neu zu entwickelnden und zu implementierenden Herstellungsworkflows realisiert werden können. **Neue Publikationsformen brauchen neue Entwicklungsmethoden** – kann als Merksatz gelten.

Für Bibliotheken ergibt sich dadurch zwangsläufig der Bedarf nach Mitarbeiter_innen, die sich mit solchen Prozessen auch von der Herstellungsseite her auskennen. Marcus Baumgarten von der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel ergänzte dies mit der aus der Arbeit der dortigen Publikationsstelle gewonnenen Einsicht, dass eine **Publikationsberatung** bei digitalen Veröffentlichungen erheblich umfangreicher und komplexer ist als bei beim analogen Publikationen. Dies liegt einerseits an der Komplexität und Vielfalt digitaler Publikationsmöglichkeiten. Andererseits ist auch immer zu beachten, dass zu digitalen Publikationen publikationshistorisch erst ein vergleichsweise sehr kurzer Erfahrungshorizont existiert. Daher sind sämtlich Aussagen zur digitalen Langzeitarchivierung bestenfalls als modellhafte Hochrechnung zu interpretieren, die im Idealfall nach wissenschaftlichen Standards erfolgt. Gerade zur **Archivierbarkeit von Apps** gibt es derzeit kaum Erkenntnisse. Eine langfristige Virtualisierung und Vorhaltung der jeweiligen Funktionsumgebung, also eine Emulation der Anzeige- und Interaktionsmöglichkeiten der jeweiligen Anwendungen, könnte ein Lösungsansatz sein und wird bereits vereinzelt beforscht. Bibliotheken sind dagegen aktuell kaum in der Lage, dynamische bzw. erweiterte Publikationen in ihre Bestandsstruktur zu integrieren, weshalb, wie zu erfahren war, die Deutsche Nationalbibliothek derartige Publikationen bisher nicht sammelt. *Enhanced E-Books* sind für sie in den bestehenden Strukturen schlicht nicht darstellbar.

In der Diskussion wurde deutlich, dass es zugleich durchaus denkbar ist, die **digitale Langzeitverfügbarhaltung** als eine gesonderte Dienstleistung weiter zu elaborieren, die in ein entsprechendes Geschäftsmodell mündet. Ein derart spezialisierter Anbieter könnte entsprechende Services wiederum an Bibliotheken verkaufen bzw. vermitteln – beispielsweise, wenn der Anbieter ein Rechenzentrum ist. In jedem Fall könnte bzw. sollte eine solche Dienstleistung zentral angeboten und von Bibliotheken wie auch möglicherweise Verlagen oder auch anderen dienstnehmenden Akteuren genutzt werden.

Ein Herausforderung liegt derzeit freilich offenbar bereits dahin, dass sich die beteiligten Akteure überhaupt verständigen können. Die entsprechende Lücke zwischen vielen Fachwissenschaftler_innen, Informatiker_innen und den Vertreter_innen der Publikationsmärkte wird bereits auf der Ebene der Bedarfsermittlung deutlich spürbar. Die Bibliotheken werden an dieser Stelle unisono als wünschenswerte Vermittlungsinstitutionen gesehen, die den Bedarf fachlich fundierter Übersetzungs- und Koordinationsleistungen mit neuen Berufsbildern, beispielsweise des/der *Digital-Humanities-Librarian*, adressieren. Die Ausbildung entsprechender Fachkräfte soll sinnvollerweise in den Studiengängen der **Buch- und/oder Bibliothekswissenschaft** geschehen.

Bei der **Herstellung von *Enhanced Publications*** tritt zudem neben den Formgestalter, der, wie bereits oben ausgeführt, in der Tradition von Setzern, Druckern und Bindern steht, bei erweiterten Publikationen, die aus der Kombination einer Vielzahl von Objekten (*Compound Objects*) zusammengesetzt werden, eine neue komponierende bzw. kuratierende Rolle, die lose mit dem Prinzip der Herausgeberschaft verwandt sein könnte. Für *Enhanced Publications* erhöht sich die Komplexität dieser Tätigkeit maßgeblich dadurch, dass nicht nur inhaltliche Komponenten ausgewählt und zueinander in Beziehung gesetzt werden müssen, sondern, dass auch Interaktionsmöglichkeiten und -prozesse definiert, entworfen und dauerhaft funktionsfähig implementiert werden müssen. Es überrascht daher nicht, dass sich einzelne Publikumsverlage für entsprechende Produkte im Kinder- und Jugendbuchbereich zunehmend an der Game-Entwicklung orientieren, in der derartige Koordinationsleistungen zwischen Inhalten und Interaktionen üblich sind. Ein damit verbundenes neu entstehendes Berufsfeld wäre zwangsläufig das **Multimedialektorat**.

Im wissenschaftlichen Bereich werden die größten Potentiale für marktfähige erweiterte und interaktive Publikationsformen im **Lehrbuchbereich** gesehen. Die wissenschaftliche Fachkommunikation wird sich den Möglichkeiten vermutlich erst dann weitreichend öffnen, wenn die für ihre Ansprüche notwendigen Voraussetzungen einer zeitstabilen Vorhalten (Langzeitarchivierung) sowie die Datenintegrität umfassend garantiert werden können. In diesem Zusammenhang wurden die **Daten- und Schnittstellenkompatibilität** als bestehende Herausforderung benannt und zugleich der Wunsch geäußert, dass sich die DFG stärker um entsprechende Standardisierungen bemüht. Zudem ist für dynamische und gerade auch durch Nutzer_innen konfektionierbare Publikationsformen das Problem der Zitierbarkeit gegeben. An diesem Punkt zeichnet sich für das *Enhanced Publishing* noch keine praktikable Lösung ab.

Die mögliche Verdrängung von **Verlagen** aus dem Publikationsgeschäft durch aktiv Publikationsstrukturen schaffende Bibliotheken oder auch andere neue Anbieter wurde erwartungsgemäß ebenfalls diskutiert, Man konnte sich mehr oder weniger darauf verständigen, dass deren Expertise im Bereich der Vernetzung von Autor_innen und Leser_innen sowie der Distribution von Inhalten momentan nicht ersetzbar ist. Dies gilt freilich vor allem im Publikumsbereich. Im Wissenschaftsbereich ist vorstellbar, dass Verlage als spezialisierte Dienstleister zum Beispiel für die Qualitätssicherung neue Rollen finden. Die wissenschaftlichen Bibliotheken werden an dieser Stelle in der Rolle von Kooperations- und Vernetzungspartner zwischen Wissenschaft und eben diesen Publikationsdienstleistern gesehen, was den Kreis zu den oben benannten neuen Berufsbildern schließt. Digitale Editionen übernehmen dabei die Funktion von Best-Practice-Beispielen und könnten ein erstes Erfahrungsfeld in diesem Bereich werden.

Ein weiterer Bereich, in dem derzeit viele Fragezeichen und kaum anwendungsfähige Erfahrungen vorliegen, bleibt die **Finanzierung**. Erweiterte Publikationen sind derzeit für die wenigen Publikationsverlage, die sich in diesem Feld engagieren, selten mehr als (teure) Versuchsballons. Im wissenschaftlichen Bereich, in dem zusätzlich Aspekt wie Open Access, Open Data und eventuell auch Open Source eine Rolle spielen, ist noch völlig unklar, wie sich die aufwendigen Entwicklungsleistungen gegenfinanzieren lassen. Das aus dem Open-Access-Bereich bekannte Problem, für das aktuell Publikationsfonds als vielversprechender Lösungsansatz verhandelt werden, spiegelt sich hier noch einmal in erhöhter Komplexität, zumal die tatsächlich Nachfrage nach generellen Enhancements seitens der Fachkulturen, wie obenstehend bereits angedeutet, sehr überschaubar ist. Für einzelne Aspekte ist sie dagegen durchaus feststellbar – beispielsweise für niedrighschwellige Möglichkeiten der Veröffentlichung von **Forschungsdaten**. Ob dies jedoch im Rahmen von *Enhanced Publications* diskutiert werden sollte oder nicht vielleicht besser als eigenständiger Betrachtungsbereich angesehen werden muss, bleibt auch nach dem Workshop offen.

(Berlin, 29.03.2016)

Workshopbericht Enhanced Publications, in der CZ#141 2016-03-29

Jetzt, da das Fu-PusH-Projekt auf sein Ende zusteuert, fällt auf, dass wir erstaunlich selten Gelegenheiten hatten, etwas in unsere Pressemappe zu legen. Eine Ursache ist sicherlich, dass sich einerseits unsere Aktivitäten im Kreis einer bestimmten Fachöffentlichkeit entfalteten sowie, dass wir andererseits vieles von dem, was uns aus dem laufenden Projekt heraus als wichtig für die Öffentlichkeit erschien, direkt in diesem Blog und in unserer Materialsammlung (und ein wenig bei Github) publiziert haben. Unser Anspruch an transparente Wissenschaft und ihre Kommunikation wurde damit bereits erfüllt.

Umso mehr freuen wir uns, dass wir mit dem Bericht zu unserem Workshop zu *Enhanced Publications und Bibliotheken*, den Maja Stark in der Zeitschrift des Exzellenzclusters *Bild Wissen Gestaltung* der Humboldt-Universität zu Berlin, CZ#, veröffentlichte, nun doch einen externen Blick auf unserer Projekt dokumentieren können.

Bild

Wissen

Gestaltung

Ein Interdisziplinäres Labor

Exzellenzcluster der Humboldt-Universität zu Berlin

Workshopbericht Enhanced Publications

Nicht für alle Ewigkeit: Enhanced Publications

Enhanced Publications lassen sich in beliebigem Umfang mit multimedialen Inhalten – etwa Bildern, Digitalisaten, Forschungsdaten, Videos – anreichern, sie können konnotiert und annotiert, weiterverarbeitet und verlinkt werden. In dieser Hinsicht bieten sie eine enorme Bandbreite an Möglichkeiten, die sich auch für wissenschaftliches Publizieren fruchtbar machen lassen. Doch erweiterte Publikationen und mehr noch dynamische Webapplikationen lassen sich insofern schlecht mit der etablierten Wissenschaftspraxis in Einklang bringen, als sie in ihrer Gesamtheit bisher weder langzeitverfügbar noch archivierbar sind. Daran ließ auch der Workshop *Enhanced Publications und Bibliotheken* keinen Zweifel, den Ben Kaden und Michael Kleineberg von *Fu-PusH* am letzten Mittwoch veranstalteten. Doch immerhin lassen sich Textelemente gut archivieren, und es laufen bereits Forschungen zu maschinellen Snapshots, um dynamische Anwendungen langzeitverfügbar zu machen. Kaden brachte zudem einen Lifecycle-Ansatz ins Spiel, über den bisher nur im Kontext virtueller Forschungsumgebungen nachgedacht wurde: Analog zu wissenschaftlichem Wissen, das permanent geprüft, bestätigt oder verworfen wird und in neuem Wissen aufgeht, werden erweiterte Publikationen nicht für die Ewigkeit konzipiert, sondern mit einer Art funktionalem Verfallsdatum versehen, wobei einzelne relevante Elemente in andere Umgebungen übertragen und dort wiederverwendet werden können.



Maja Stark
Editorische Koordination

Nichts ist für die Ewigkeit: Enhanced Publications. (Maja Stark in CZ#141, S. 10 – PDF-Download)

THIS BOOK WAS PRODUCED USING
PRESSBOOKS.COM

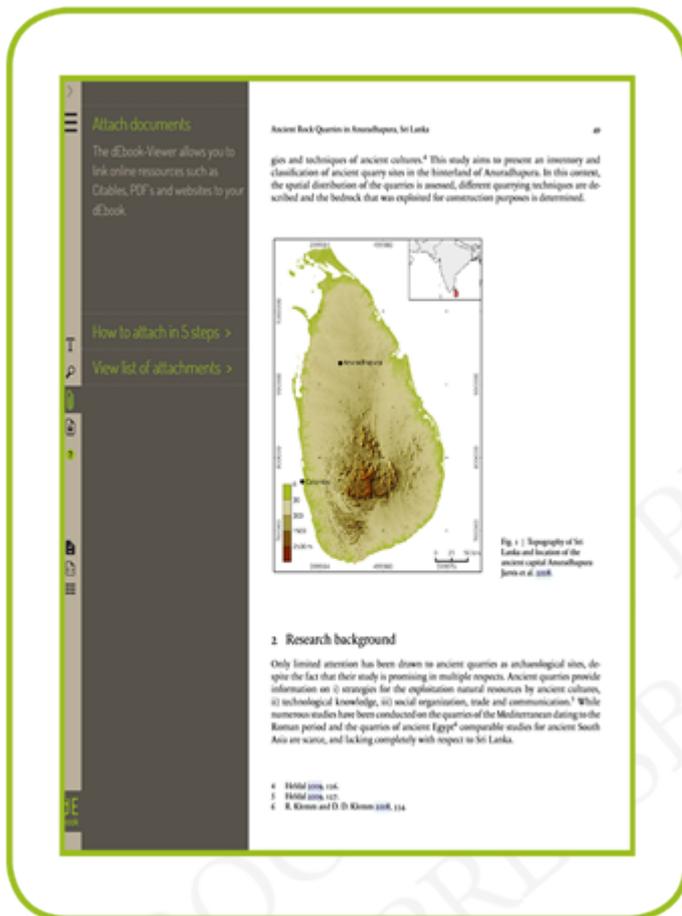
THIS BOOK WAS PRODUCED USING
PRESSBOOKS.COM

Edition TOPOI stellt das Citable und den dEbook-Viewer vor 2016-04-20

Am Montag, den 18. April 2016 stellte die Edition TOPOI des Exzellenzclusters TOPOI (HU und FU Berlin) auf der Kick-Off-Veranstaltung zum „Wissenschaftlichen Publizieren+“ nicht nur eine ergänzende Note zur *Berlin Declaration on Open Access in the Sciences and Humanities* vor, sondern auch ihre neu entwickelten Publikationswerkzeuge, zum einen das „Digitally Enhanced Book“ (dEbook) und zum anderen das sogenannte „Citable“ als Beschreibungsformat für Forschungsdatenpublikationen.

Bei dem dEbook handelt es sich um ein Werkzeug zur Verknüpfung von publizierten Texten mit Forschungsdaten, bei dem Autorinnen und Autoren ihre Publikationen mit online verfügbaren Zusatzmaterialien wie Datenbanken, Graphiken oder 3D-Modellen vernetzen und präsentieren können. Dabei werden die Referenzobjekte allerdings nicht selbst in die Publikation integriert, sondern lediglich die zu Grunde liegenden Metadaten in einer Textdatei (.dEbook) erfasst und somit für das Sammeln, Senden und Teilen system- und softwareunabhängig bereitgestellt.

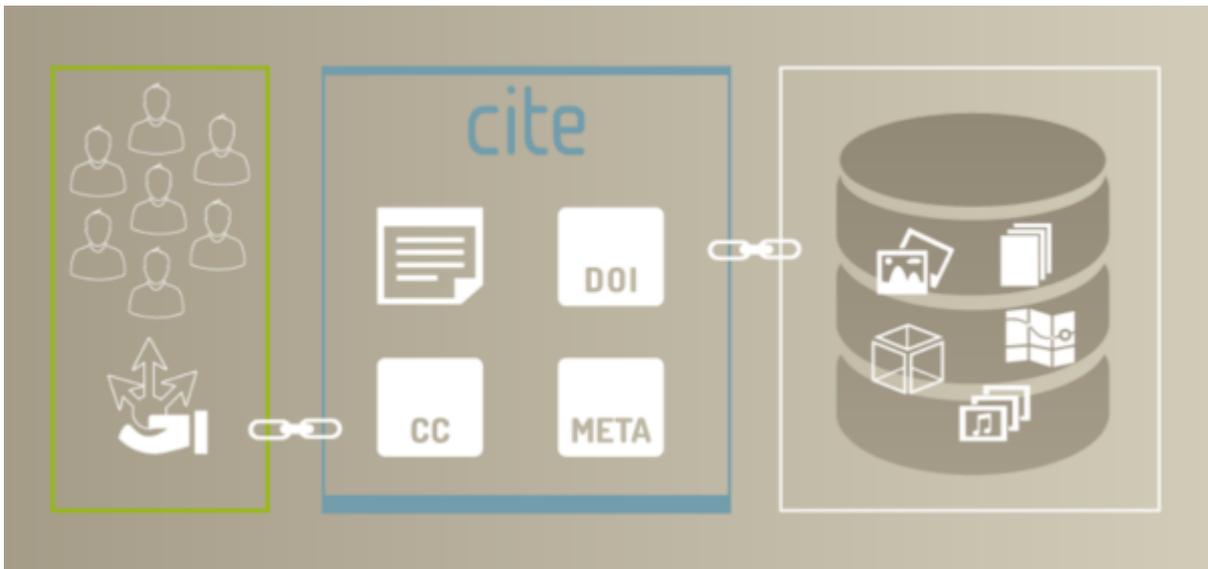
Die entsprechende Webapplikation trägt den etwas irreführenden Namen „dEbook-Viewer“, obwohl es sich nicht nur um ein Rezeptions-Tool handelt, sondern auch der Erstellung von Verknüpfungen und Annotationen dient. Auf diese Weise wird nicht nur ein interaktives Lesen und Recherchieren mit den integrierten Wörterbüchern, Lexika sowie Text- und Bildrecherche-Tools ermöglicht, sondern auch die aktive Anreicherung von Publikationen, die im PDF-Format vorliegen, durch Verlinken und Annotieren. Die Publikationen der Edition TOPOI stehen somit, nicht zuletzt da sie konsequent Open Access angeboten werden, als Digitally Enhanced Book zur Verfügung.



dEbook-Viewer der Edition TOPOI

Entsprechend der Forderung des Exzellenzclusters TOPOI, dass Gedächtnis- und Bildungsinstitutionen ihre Digitalisate offen, maschinenlesbar und dauerhaft zitierfähig online zur Verfügung stellen, entwickelte die Edition TOPOI das Citable als ein Format zur Beschreibung von digitalen Forschungsdaten als eigenständige Publikationen. Das Citable integriert technische und beschreibende Metadaten sowie Lizenzinformationen mit dem jeweiligen persistenten Identifikator im JSON-Format, womit eine einfache Nachnutzung bzw. Weiterbearbeitung etwa durch Modifikationen und weitere Anreicherungen ermöglicht werden soll.

Während die ebenfalls im Cluster entwickelten Viewer-Technologien bereits deutlich erkennbare Mehrwerte durch umfangreiche Funktionalitäten bieten, beispielsweise bei der Betrachtung von 3D-Modellen, werden auf der Webseite der Edition TOPOI allerdings nur wenige Details des neuen Beschreibungsformates präsentiert. Es bleiben vor allem Fragen etwa hinsichtlich des Metadatenschemas, der technischen Umsetzung einer Versionierung, der Einbindung in Nachweissysteme sowie der Langzeitarchivierung bzw. -verfügbarkeit offen, so dass man gespannt sein darf auf die weiteren Entwicklungen.



Citable-Modell der Edition TOPOI

Open Access in Berlin: Heiße Luft oder Hot Topic?

2016-04-28

Ein Gastbeitrag von Anne Baillot

Nach der Berlin Declaration on Open Access to Knowledge in the Sciences and Humanities 2003 schien sich bis zum 10jährigen Jubiläum derselben in der Hauptstadt in Sachen Open Access noch nicht sehr viel bewegt zu haben. Die Tatsache, dass die Implementierung der im Jahr 2003 unterzeichneten Ziele einige Institutionen nach wie vor große Herausforderungen stellte, regte den Einstein-Zirkel Digital Humanities 2015 dazu an, in Form von Interviews mit VertreterInnen einschlägiger Forschungseinrichtungen aus Berlin und Brandenburg den Status quo in der geisteswissenschaftlichen Forschung zu erheben, Best Practices zu erfassen und Zukunftsperspektiven darzustellen. Doch noch ehe die Interviewergebnisse ausgewertet und veröffentlicht werden konnten, hat die Thematik eine neue Dimension gewonnen. Open Access gehört inzwischen zur Digitalen Agenda der Hauptstadt; die Max-Planck-Gesellschaft hat eine Gold-OA-Offensive unter dem Banner „OA2020“ hervorgetrommelt und in einem offiziellen Amtsakt wird eine neue Bekräftigung der Berliner Erklärung von einigen Schlüsselakteuren veröffentlicht und beworben. Zentral scheint nicht nur die Frage zu sein, welche Formen von Wissenschaft Open Access ermöglichen, sondern auch, wenn nicht vorrangig, welche Art von Wissenschaftspolitik.

Das Open-Access-Kapitel des vom Einstein-Zirkel vorbereiteten Sammelbandes, der im Juni 2016 unter dem Titel *Berliner Beiträge zu den Digital Humanities* erscheinen wird, widmet sich dem Thema Open Access in den Geisteswissenschaften. Es enthält neben Aufsätzen (bereits als Preprint: „Open Humanities?“ von Michael Kleineberg) die Ergebnisse und das Wortlaut von 2015 an einschlägigen Einrichtungen durchgeführten Interviews zum Thema Open Access. Ausgangspunkt der Reflexion war die einmalige Situation der deutschen Hauptstadt, in der Open Access geisteswissenschaftlich Forschende an den Hochschulen und außeruniversitären Forschungseinrichtungen ebenso betrifft wie GLAM-Einrichtungen (Galerien, Bibliotheken, Archive, Museen). Es ist diese einmalige Berlin-Brandenburgische Landschaft, die in den Mittelpunkt der Open Access-Interviews gerückt wurde.

Die Interviews gehen auf die breit gefächerten, auf die Bedürfnisse der jeweiligen Einrichtung zugeschnittenen, in den Jahren seit der Berlin Declaration jeweils entwickelten Portfolios ein. Der pragmatische Teil der Auseinandersetzung mit dem Open-Access-Prinzip im Bereich der geisteswissenschaftlichen Forschung wird damit deutlich: Wer Lust hat, Open Access zu publizieren, findet in Berlin und Umgebung in seiner Einrichtung einen erprobten Weg, dies zu tun. Doch die Hauptfrage bleibt: Wer hat Lust, Open Access zu publizieren, und wer kann es sich leisten? An dieser Stelle gilt es zu unterstreichen, dass trotz der ebenfalls vielfältigen Beratungsangebote der jeweiligen Einrichtungen die Kluft zwischen Reputation und Leserschaft bei den WissenschaftlerInnen nach wie vor nicht überbrückt zu sein scheint: Papier ist für die Reputation, Open Access um gelesen zu werden, wobei Ersteres die akademischen Karrieren dominiert.

Aber es geht bei Weitem nicht nur um akademische Karrieren. Ein Blick nach Frankreich, wo die Verankerung von Text und Data Mining im neu entstehenden „Digitalen Gesetz“ von WissenschaftlerInnen und PolitikerInnen im Gespräch mit einander ausgearbeitet und debattiert wird (vgl. die Wiedergabe der Vorschläge und Gegenvorschläge zum neuen Gesetz unter dem Hashtag #PJLNumerique und auf der Webseite des Französischen Senats zu diesem Gesetz), zeigt, dass die politische, wirtschaftliche, aber auch beispielsweise gesundheitsökonomische Brisanz von Open Access, gekoppelt mit juristischen Fragen wie dem Schutz der Privatsphäre, unsere Zukunft entscheidend prägen wird. Und deswegen sollte es nicht nur darum gehen, sich zu fragen, ob NachwuchswissenschaftlerInnen ihre Preprints online stellen sollten (die Antwort darauf ist eindeutig: Ja!), und auch nicht darum, ob Bücher abgeschafft werden sollen (die Antwort darauf ist eindeutig: Nein!), sondern, welche Zivilgesellschaft dadurch entsteht, dass sie zu dieser Art von Wissen Zugang hat: Wie bringen wir unseren Kindern bei, das Internet sinnvoll zu nutzen? Welche juristischen

Weichen können wir heute stellen? Wie können wir dafür sorgen, dass das, was wir heute Open Access veröffentlichen, morgen noch zugänglich sein wird? Diese Fragen sind die der Digital Humanities.

THIS BOOK WAS PRODUCED USING
PRESSBOOKS.COM

THIS BOOK WAS PRODUCED USING
PRESSBOOKS.COM